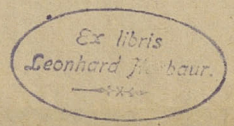
30.10.1917.

Hg 416

~~Ld Ld 3~~



Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Siebenter Band.

Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1840.

1917 : 1352

3111

MEYER'S UNIVERSUM

oder

die schönsten Ansichten der Erde

BEY HAVRE

IN MONATLICHEN LIEFERUNGEN

jede geziert

mit

drey bis vier Stahlstichen

der

berühmtesten Künstler.

SIEBENTER BAND,

die Lieferungen 73 bis 84 enthaltend.

Text von

J. Meyer

Chef

des Bibliographischen Instituts.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen

AMSTERDAM PARIS PHILADELPHIA

1917. 1356

Stadt-
bibliothek
Elbing

NAPOLEON'S GRAB

Für das Universum, nach der Natur gez. am 16. Sept. 1838 v. E. v. L.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCLXXXIII. u. CCLXXXIV. Napoleon's Grab. — St. Helena.

Miß nicht, Wanderer, den Mann nach dem Grabstein. Klein ist der Hügel,
Aber erhaben der Held, dessen Gebein' er umhüllt.
Weithin strahlet sein Ruhm in die fernsten Geschlechter der Zeiten;
So lang die Erd' nicht vergeht, so lang sein Name besteht.

Eile nicht vorüber. Weile und ruhe aus; betrachte und halte Andacht. In diesem einfachen Grabe schläft kein Seliggesprochener; aber der Mann, den die Vorsehung auserkohren hatte, die Welt zu beherrschen, ist etwas mehr, als ein gemeiner Heiliger.

Wenn ich noch daran denke! Als ich ihn zum letzten Male sah, — es war nach den Leipziger Schlachttagen, als er vor dem Sturme mißhandelter Völker zurückwich, — wie da, finsteren Ernstes voll, sein Auge funkelte und sein Adlerblick schweifte über die Trümmer seines fliehenden Heers, seine zerbrochenen Hoffnungen und Pläne, mit dem vollen Ausdruck der Herrschaft über all sein Unglück! Ein Blick auf diese ruhige Heldengestalt entwaffnete den Haß, den ich gegen den Unterdrücker meines Vaterlandes glühend im Herzen trug und die Bewunderung forderte ihr Recht. Soll, dachte ich, der größte Mensch, den das Jahrtausend geboren, soll er untergehen? Hat das Schicksal seine Mission widerrufen? wird sie für immer widerrufen seyn? An Helena dachte ich damals nicht. — Welch ein furchtbarer Wechsel der Dinge, gerechter Gott!

Napoleon — sein Name sey verflucht und sey gesegnet! — war kein Tyrann. Wäre er's gewesen, noch blühete sein Reich. Aber er blieb nicht der Mann, den die Zeit brauchte; sonst hätte sie ihn nicht fallen lassen.

Der Mann, der Freund, der Messias der Völker zu seyn, das war der Beruf des Mannes, der, aus dem Volke erstanden und durch das Volk gehoben und getragen, das Höchste erklimmte. Auf der Höhe schämte er sich jedoch der Staffeln, und thöricht stieß er die Leiter von sich, die ihn nicht nur empor geführt hatte, sondern auch das Schaugerüste stützte, welches er, seine wahre Größe nur verhüllend, um sich aufrichtete. Wie leicht und sicher hätte Napoleon einen Salvatorgang über das Erdrund beginnen und vollenden können, hätte er, reinen Herzens und klaren Auges, seine Mission zu deuten gewußt! Er hätte dann die Hyder nicht getreten, sondern zertreten; er hätte sie nicht gestachelt, sondern ihr alle Köpfe abgeschlagen. Er that's nicht, und so zerfleischte sie ihn, sobald sie ihn erfassen konnte. —

Man hat in Napoleons Mund das bekannte Wort gelegt: „man regiert nur in Stiefeln und Sporen." Ich glaube nicht, daß der große Mann die Dummheit sagen konnte. Die Schlechtigkeit hat sie erlogen, um sie auszubeuten, und sie ihm untergelegt, weil sie eine Autorität bedurfte, um aus dem Worte des Betrugs ein Evangelium zu stempeln. Wolf oder Lamm, Fuchs oder Huhn, Geier oder Taube, quälen oder gequält seyn, befehlen oder gehorchen: — fürwahr! der Jesuitismus der Zeit hat sich ein bequemes Spiel gemacht, indem er sich solche Alternative stellte.

„Für große Menschen ist das schwache Volk geboren;
Glauben soll's, bewundern und gehorchen."

Also citirt man neben Napoleon den großen Propheten. Immerhin. Nur erwarte man nicht, daß auf solchem Grunde jemals Recht, Gesittung und Religion gedeihen werden. —

Suum cuique. Napoleon hat Viel verschuldet. Kein größerer Verbrecher gegen die Vorsehung, als er. Aber

Jetzt noch bekriegen den Mann im Aides, schleudern des Blitzstrahls
Flammen, beseelt von Haß, gegen sein niedriges Grab: —
Bübisch ist's, feig und gemein. — Nimmermehr streiten
Männer und männlicher Muth gegen entseeltes Gebild.

St. Helena erhebt sich unter dem 16. Grade südl. Breite und 5 Gr. 45 Min. westl. Länge von Greenwich zwischen Südamerika und Afrika einsam aus dem südatlantischen Ocean und bis zu einer Höhe von 2700 Fuß. Die Natur selbst scheint dieß Riesendenkmal dem großen Todten, der hier ruht, gesetzt zu haben, und des Eilands Name mit dem seines gefesselten Prometheus, Napoleons, für ewig zusammengeknüpft, geht in tragischer Berühmtheit durch alle Zeiten.

Stadt-
bücherei
Pirna

ST. HELENA

* Longwood, Napoleon's Wohnung. Nach der Natur gez. v. E. v. L.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Den Schiffern wird Helena in zwölfstündiger Entfernung als dunkle Wolkenbank mit zerrissenen Spitzen am äußersten Horizonte sichtbar. Nach und nach treten die wilden Umrisse deutlicher in den Vorgrund. Kein Baum, kein Busch, kein lebendes Wesen ist an den grauschwarzen, scharfgezackten Felsmassen zu sehen, welche vor dem erstaunten Blicke da liegen wie die chaotischen Riesentrümmer einer untergegangenen Welt. Mit furchtbarem Getöse rollt die tobende Brandung an den senkrechten oder überhängenden Wänden hin, jede Annäherung verbietend. Nur an einer einzigen Stelle, an der Nordseite, ist in dem Felsengurte des Eilands eine Spalte; auf sie steuert das Schiff zu und bald werden die Signalhäuschen auf den Höhen, die Redouten und dräuenden Batterien sichtbar, welche alle Punkte der Einfahrt bedecken. Die Schlucht steigt landeinwärts ziemlich steil an; nur nahe bei'm Meere wird die Abdachung sanfter. Auf derselben liegt der einzige Ort der Insel, das Städtchen Jamestown, mit weißen, massiven Häusern und grünen, schlanken Palmen, lieblichen, lebensvollen Anblicks, der einen wohlthuenden Contrast mit den todten Felsen macht. Schon in der Ferne waren die Signale auf dem Schiffe und am Lande thätig zu gegenseitiger Verständigung. Die brittischen Batterien dröhnen ihr Willkommen, — einen Augenblick später fallen prasselnd die Segel zusammen; donnernd rollt der Anker von seinen Ketten in den Grund, tief beugt das Fahrzeug sein Haupt, erhebt sich wieder, und im ersehnten Hafen liegt's nun ruhig und sicher vor allen Stürmen. —

Die größte Länge der Insel beträgt 2 Stunden, ihre Breite nur eine. Ein Tag reicht hin, um an alle Orte zu pilgern, welche das Andenken des großen Todten heiligt.

Ein Besuch in Jamestown ist schon durch die Schicklichkeit geboten, da ohne Erlaubniß des Gouverneurs weder Longwood noch das Grab gesehen werden können. Das der Schlucht eingebaute, zu beiden Seiten von schwarzen Felsmassen überragte Städtchen, bildet 3 recht ansehnliche Straßen, welche freie Plätze zwischen sich lassen, die mit Cocospalmen und Pisangbüschen anmuthig bepflanzt sind. Nicht ohne Verwundernng sieht man in diesem entlegenen Weltwinkel die Zeichen des Wohlstandes und heitern Lebensgenusses. Läden reihen sich an Läden; einige sind mit den kostbarsten Manufakturen und Stoffen Japan's, China's, Bengalens und der ostindischen Inseln angefüllt; in andern sind die schönsten Erzeugnisse brittischer Manufakturen ausgelegt. Doch hohe Preise haben die Waaren im Durchschnitt alle, und die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens sind unglaublich theuer. Ein Huhn kostet z. B. 5 Gulden, ein Sack Kartoffel 12 Gulden, eine Chaise zu einer Fahrt von 5 Stunden 30—40 Gulden. Damit steht der Preis der Arbeit im Verhältniß; der gewöhnliche Handwerksgeselle verdient sich 3 Gulden den Tag. — In Jamestown sind $^9/_{10}$ der ganzen Bevölkerung vereinigt, welche etwa 2200 Weiße und 2900 Farbige zählt. Die letztern sind Bengalesen, Laskaren und Chinesen. Culturfähig ist ein verhältnißmäßig nur kleiner Flächenraum des Landes, höchstens etwa 30,000 Morgen. Die Landwirthschaft erfordert viele Beschwerden, lohnt aber; denn alle

ihre Erzeugnisse werden unglaublich theuer bezahlt und von den nach einer langen Seereise hier ankommenden Schiffern begierig gekauft. Dieser Verkehr und der Detailhandel in dem luxusreichen Städtchen bilden die Nahrungsquelle der Bewohner. Sie fließt stark genug, Wohlhabenheit allgemein und Reichthum nicht selten zu machen. Getreide und alle sonstige, einen weiten Transport zur See ertragende Lebensmittel werden jedoch hier nicht gebaut. Mehl liefert England; Wein, Branntwein ꝛc. werden vom Cap hergeschafft. Die Anzahl der jährlich auf der Fahrt zwischen Europa und Indien in Helena anfahrenden Schiffe ist 600—700. Die Hälfte sind brittische; die übrigen gehören andern seefahrenden Nationen an.

Das Grab Napoleons, und Longwood, seine letzte Wohnung, liegen etwa 2 Stunden von Jamestown. Da die steilen Klippen, aus denen die ganze Insel besteht, nicht in gerader Richtung überstiegen werden können, so sind die Wege, welche schneckenförmig um die Basaltfelsen herumführen, bergmännisch aus dem Gestein gehauen, dergestalt, daß sie an den Seiten der Abgründe hin eine Schutzmauer von wenigstens 4 Fuß Höhe darbieten. Zwischen pittoresken, finstern Massen, welche durch die hier wirksam gewesenen plutonischen Gewalten sonderbar zerrissen und zerklüftet sind, geht es bergan und bergein. Einzelne Kaktusstauden ranken in den Klüften, hier und da reckt die einsame Aloe ihr hohes Blüthenhaupt empor; sonst keine Spur von Vegetation. Ein schmaler krystallheller Bergstrom springt neben dem Wege hin von Absatz zu Absatz, von Kluft zu Kluft, so eilig, als könnte er nicht schnell genug den kurzen Lauf vollenden. So stürzt sich das Leben rühriger Menschen dem Ocean der Ewigkeit zu.

Auf dem ersten Plateau, eine halbe Stunde über dem Städtchen, hat man Sitze ausgehauen; es ist der erste Ruhepunkt auf der Pilgerfahrt. Der Ausblick von da ist groß und erhaben. Ueber die Stadt weg sieht man die Schiffe auf der Rhede, welche, wie Buchstaben mit dunkeln, unbekannten Zügen, in den glänzenden Horizont eingegraben zu seyn scheinen; und weiter hinaus den unendlichen Ocean, auf dessen grünlichem Blau ein glänzender Duft sich wiegt und ferne Segel wie Möven hinziehen.

Die Fortsetzung des Wegs geht zwischen wilden, schwarzen Lavamassen hinan, die in scharfen Spitzen emporstehen und gegen die sie umgebenden Schluchten steil abfallen. Alles ist öde. Nur hier und da krüppelichte, balsamisch-duftende Kiefern, eine buschigte Zeder, ein üppig rankender, kletternder Kaktus, und weit aus einander, auf dem Gipfel eines Berges oder in einer engen Schlucht gelegen, ein niedriges, unansehnliches Tagelöhnerhäuschen, wo der betriebsame Chinese oder Laskare inmitten der Felder, deren Bearbeitung ihm obliegt, seine Wohnung aufgeschlagen hat. Je weiter bergan, je grandioser wird auch die Felsbildung, und furchtbar hoch ragen manche der schwarzen Spitzen in den lichten tropischen Aether. Diana's Pik, die höchste, steigt 2697 Fuß über das Meer empor, in dessen Boden ihr Fuß wurzelt. Viele erheben sich 2000 Fuß und darüber. Auf die meisten dieser Kegel führen schmale, schwindelnde Treppenpfade und oben bauten die Britten kleine Warten hin, in denen

Wächter, mit guten Teleskopen bewaffnet, auf die der Küste nahenden Schiffe zu achten haben und deren Erscheinen durch telegraphische Signale anzeigen müssen. So kann sich kein Schiff auf 10 Meilen in der Runde nahen, ohne erspäht zu werden.

Nach zweistündigem Steigen gelangt man zu einem Plateau, das von 3 Seiten mit starren Basaltfelsen eingeschlossen ist. Durch die Schluchten bläst fortwährend scharfer Zugwind und die Dürftigkeit der Vegetation gibt ihm einen öden, desolaten Anblick. Auf dieser Bergebene steht ein ziemlich großes, aber niedriges, verfallenes und unwirthlich aussehendes Gebäude, dem man es ansieht, daß es gegen die Mißhandlung der auf solcher Höhe (1800 Fuß über der Meeresfläche) hausenden Winde sich selbst nicht schützen konnte, und noch weniger fähig ist, seinen Bewohnern Schutz zu gewähren. Gestrüpp, das in der Nähe umhersteht, deutet auf den einstigen Versuch, hier einen Garten anzulegen. Das ist Longwood, der Ort, wo der Mann des Jahrtausends das letzte Jahrzehnt seines Lebens zubrachte; jener Mann, dem die Welt zu klein war.

Das Haus wird geöffnet. Das erste Zimmer, in welches man tritt, ist das ehemalige Billardzimmer des Kaisers. Es ist öde; an den kahlen Wänden nagt der Moder, der abgefallene Kalk der Decke liegt am Boden. Namen von Leuten aller Nationen, mit Sprüchen und Worten voller Sinn und Unsinn, bedecken jedes Fleckchen, das für einige Worte oder Buchstaben Raum gab. Empörend wendet man sich von manchen Worten, Zeichen und Bildern weg, mit denen nur die äußerste Rohheit einen solchen Raum besudeln mochte. Viele höhnen den im Leben Mißhandelten noch im Tode. So sticht die Kothfliege auf dem Schlachtfelde gefallene Helden.

Es folgt das Courzimmer; ein kleiner Saal für die Levees und Gesellschaften des kaiserlichen Gefangenen. Dieser Raum ist noch desolater als der vorige. Die Fensterscheiben sind zerbrochen, alte Breter schützen dürftig vor dem schneidenden Zugwind. Eggen, Spaten, Pfähle stehen umher; eine Futterbank ist das Hauptmöbel, ein Sieb zum Fegen des Getreides und Pferdegeschirr der Wandschmuck. Der Saal des Kaisers ist zur Rumpelkammer des Bauers geworden, der das Haus jetzt einnimmt. — Die nächste Piece ist ein enges Stübchen; die fehlenden Scheiben sind mit Oelpapier ersetzt und ein hölzerner Stuhl neben einer Handmühle gibt ihm ein, vergleichweise, wohnlicheres Ansehen. Ahnest du, wo du bist? Du bist im Sterbezimmer Napoleon's. Die Ecke, worin das Todtenbette stand, ist frei gelassen, damit der Besucher, versteht sich gegen ein Trinkgeld an den Knecht des Hauses, sich einen Spahn als Reliquie aus dem Getäfel schneiden kann. — Daneben blöcken Kühe — Kühe in des Kaisers Schlafzimmer, das man zum Stalle verwandelte. Aehnlichen Bestimmungen dienen die übrigen Räume, die Zimmer der Getreuen; Bertrand's, Montholon's, Las Casas', des Arztes O'Meara und der Dienerschaft Napoleons.

Unweit Longwood, in einer etwas geschützten Lage, ist eine etwas bessere Wohnung, das sogenannte „Neue Haus," welches für den Kaiser gebaut wurde. Als es fertig war, war er schon erlöst. Napoleon hat es nie bewohnt. Jetzt ist's einem invaliden englischen Hauptmann überwiesen, der zugleich das ganze zu Longwood gehörige Feld in Pacht hat und es durch einen Afterpachter bewirthschaften läßt. Er nimmt von jedem Besucher Longwood's eine Taxe von 3 Gulden und der industriöse Ritter äußert gern, dieser Bonaparte trage ihm mehr ein, als alle Kühe in seinem Stalle. —

Der Besuch von Napoleon's Grab erfordert eine Spezialerlaubniß vom englischen Gouverneur und sie wird oft verweigert, gleichsam als ob man den Mann noch im Tode fürchtete.

Die Stätte liegt eine halbe Stunde von Longwood. Der Weg, ein enger Pfad, geht durch tiefe Schluchten und zwischen Felsen hin. Der Ruheplatz selbst ist ein kleiner Bergkessel, von Basaltwänden umschlossen, ein todtenstilles, melancholisches Plätzchen, mit niedrigem Moos und dichtem kurzen Gras bewachsen. Es hat einen einzigen Zugang. Die Mitte des Raumes ziert eine Trauerweide. Da, unter ihren weitüberhängenden Zweigen, ist das Grab, von einem schmucklosen eisernen Geländer umfaßt, bedeckt von einer Platte aus Sandstein, ohne Inschrift. Ein paar Kaktusstauden und Rosenbüsche, welche die Hand der Gräfin Bertrand herpflanzte, sind aus Mangel an Pflege verdorben. Der Wächter bei dem Todten ist ein alter englischer Sergeant, der schon den Lebenden bewacht hat.

Bekannt ist, daß der treue Bertrand mit eigener Hand eine Inschrift in den Stein meißeln wollte; der Kerkermeister aber, Sir Hudson Lowe, es nicht duldete, aus Furcht, Bertrand möchte sich der unlegitimen Benennungen Napoleon und Kaiser bedienen. Der Mann war consequent.

CCLXXXV. Berlin.

Nicht mehr Völkerfluth stürzt an die starrenden Klippen, gebrochen,
Jetzt zu den Wolken empört, jetzt zu der Tiefe gesenkt.
Ruhig ist's Meer, und platt ist die Zeit, und die Völker
Sitzen im warmen Gemach, spinnen, bau'n Rüben im Feld;
Geh'n zum Geschäft, und vertrau'n den gefälligen Schützern des Hafens,
Die mit dem eisernen Schild schirmen, wenn Zephyr nur haucht.
Also gedeihen die Städte, gedeihet die Kunst und jeglich Gewerbe,
Und vom Gewinne erfreut, opfert 's Geschlecht und lobsingt.

Berlin, nächst Wien die größte Stadt in Deutschland, Hauptstadt der preußischen Monarchie und Residenz des Königs, nimmt die Mitte einer von Natur unfruchtbaren, eintönigen Sandebene ein, durch die sich langsamen Laufs die trübe, doch kahnbare Spree windet. Berlin's Lage ist die ungeschickteste, welche man für die Hauptstadt eines großen Reichs wählen konnte. Sein dennoch fast beispielloses Großwachsen und Aufblühen ist das Werk außerordentlicher Verhältnisse und wird genährt durch die Anwesenheit des Hofs, aller höchsten Behörden, der wichtigsten Landes-Institute und der Centralisation einer Menge von Staatskräften, welche in Berlin, ihrem gemeinschaftlichen Focus, fortwährend wirksam sind. Noch in unserer Zeit hat Berlin durch die Ausbildung großartiger Gewerbe neue und mächtige Stützpunkte für sein Gedeihen erhalten und sich den Titel einer Fabrikstadt zu dem einer königlichen Residenz erworben. Den Grund dazu hatte schon der große Kurfürst gelegt, der durch die Aufnahme von vielen tausend gewerbfleißigen Protestanten, welche die kurzsichtige Intoleranz des 14. Ludwigs aus Frankreich vertrieb, seine Hauptstadt mit einem Fond von gewerblichem Sinn ausstattete, der reiche Frucht trägt.

Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war Berlin verhältnißmäßig klein und häßlich. Die Stadt stand auf dem linken Spreeufer und nahm kaum den fünften Theil ihres heutigen Raums ein. Friedrich Wilhelm I. entwarf einen umfassenden Plan zur Vergrößerung der Residenz, der von Friedrich dem Großen erweitert und mit der Energie

ausgeführt wurde, welche das Thun dieses großen Mannes charakterisirt. Friedrich ließ den ungeheuern, 4 Stunden im Umfang messenden, damals zu $^4/_5$ noch leeren Raum des heutigen Berlin's mit Mauern umgeben, füllte ihn mit Prachtgebäuden an, und in einer kurzen Reihe von Jahren erschuf er seinem Reiche die schönste Hauptstadt Europa's. Er versäumte ebenfalls kein Mittel, die Bevölkerung zu vermehren, und lockte Leute, die Capital und Gewerbfleiß besaßen, aus allen Gegenden seines Reichs und Deutschlands herbei. Dennoch blieb die Einwohnerzahl lange Zeit für die Größe der Stadt dürftig, und gar nichts Ungewöhnliches war es, daß eine einzige Familie von mäßigem Einkommen einen Pallast bewohnte. Aus gleicher Ursache haben auch so viele der prächtigsten Straßen aus jener Zeit Gebäude mit zwar sehr langen Fronten, aber nur 2 Stockwerken, und dieses Mißverhältniß, nebst der absichtlichen Verschwendung des Raums, wird um so auffallender, je breiter gemeinlich jene Straßen angelegt sind. — Die gegenwärtige Volksmenge, einschließlich der Garnison, ist 260,000; die Zahl der Häuser etwa 7000, welche sich in 6 sogenannte Städte (Berlin, Köln, Friedrichswerther, Neustadt, Friedrichsstadt und Friedrichs-Wilhelmsstadt) und in 5 Vorstädte (Königs-, Spandauer-, Stralauer-, Oranienburger und Louisenstadt) auf beiden Spreeufern und den zwischenliegenden Inseln des Flusses gruppiren. 40 Brücken verbinden die Stadttheile. Straßen zählt man 250, Märkte 25, und der Gesammtumfang mag etwa 5 Stunden betragen. Vergleicht man Berlin mit andern Hauptstädten, so verhält es sich ungefähr zu: London wie $1 = 9$, Paris $1 = 4$, Petersburg $1 = 2$, Moskau $1 = 2^1/_3$, Rom $1 = 1^1/_2$, Neapel $1 = 1^3/_4$, Wien $1 = 1^1/_2$, Madrid $1^1/_4 = 1$, Lissabon $1 = 1^1/_2$, Constantinopel $1 = 2^1/_2$.

Berlin ist auf den Effekt gebaut, und dieser concentrirt sich wieder zur höchsten Kraftäußerung in einigen verhältnißmäßig kleinen Räumen, wo, wie auf beifolgendem Bilde, die schönsten architektonischen Zierden der Hauptstadt zusammen gestellt sind. Auf lange Dauer haben die wenigsten Anspruch; denn massive Gebäude gehören zu den Ausnahmen. Fast alle sind von Backsteinen und die Dekorationen daran von vergänglichem Stuck. Größere und schwer zu beseitigende Nachtheile gehen für Berlin aus der durchaus ebenen Lage hervor, welche mehr oder weniger die Stagnation von der Gesundheit schädlichen Miasmen und Feuchtigkeiten verursacht, die sich von einer großen Bevölkerung fortwährend absondern. Die Friedrichsstraße z. B. hat bei mehr als $^3/_4$stündiger Länge kaum 13 Zoll Neigung von einem Ende zum andern. Daher ist im Hochsommer, wenn die von der Sandebene zurückgeworfenen Strahlen der Sonne eine drückende Hitze verbreiten, die Atmosphäre manchmal unerträglich und alle anwendbaren Luftreinigungsmittel sind nicht im Stande, das große Uebel völlig zu entfernen. Daß den meisten Straßen Trottoirs fehlen, ist auch ein fühlbarer Mangel, den man in einer Hauptstadt, wie diese, am wenigsten erwarten sollte.

Der bloße Tourist kann die Merkwürdigkeiten Berlin's recht bequem in 14 Tagen beschauen, und wer nichts weiter sucht, wird sich dann langweilen. Wer aber mehr um der Menschen, als um der Schau ihrer Werke

willen reist, der findet, wenn er nur sonst mit den nöthigen Eigenschaften ausgerüstet herkömmt, leicht Eingang in jene anziehenden, hochgebildeten literarischen Zirkel, wo ihm Männer begegnen, die Deutschland als seine größten Zierden verehrt und deren Kreis das Gouvernement, eben so liberal als verständig, stets zu erweitern strebt. Die Namen von Enke, des Astronomen, von Savigny, des Juristen, Raumer's, des Geschichtsforschers, Humboldt's, des Reisenden, Ritter's, des Geographen, Ehrenberg's, des Naturforschers, kennt und würdigt die ganze wissenschaftliche Welt. Schwerer zugänglich ist der Kreis jener Fraction der Gesellschaft, in welcher, neben Bildung, zugleich der Rang des Fremden in die Wagschale gelegt wird: und jene überschwängliche Gastfreundschaft, welche z. B. den österreichischen und brittischen Adel auszeichnet, ist bei der Berliner Aristokratie gar nicht zu suchen. Letztere ist keineswegs sehr begütert, und wenn eines oder das andere ihrer Glieder ja ein großes Haus macht, so ist das eine Ausnahme, welche nur die Regel bestätigt. Militärischer Rang und Uniform waren von jeher in Berlin gültige Einlaßkarten für die höchsten Cirkel; sie sind's auch noch, obschon das einst damit verknüpfte ausschließliche Recht ein verlornes ist. — Der Kern der Bevölkerung, die Mittelklasse, Kaufleute, Fabrikanten, Rentiers ꝛc., zeichnet sich, mit dem nämlichen Stande in andern Städten verglichen, durch wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung aus; hierzu gesellt sich aber Hang nach Luxus, der auf Kosten des Wohlstandes Befriedigung findet. Vermögensammeln ist nicht Sache des Berliners und der Handels- und Gewerbstand ist bei aller ihm eigenthümlichen Thätigkeit doch nicht reich. — Die untern Classen endlich haben lare Sitten und vergnügungslustigen, verschwenderischen Sinn mit allen Hauptstädtern gemein. — Ueberraschen kann es daher nicht, daß die Zahl der Berliner Armen sehr groß ist; über 15,000 Menschen, ein volles Achtzehntel der Bevölkerung, fordern Unterstützung von der öffentlichen Mildthätigkeit. Der Pauperism ist während der letzten Jahre in einem so beunruhigenden Grade gewachsen, daß von der städtischen Armencommission außerordentliche Mittel angesprochen werden mußten, seinen Forderungen zu begegnen. Außer der Behörde sind eine Menge Privatvereine unausgesetzt thätig, nützliche Beschäftigung für die Arbeitsfähigen zu ersinnen und die Immoralität in der furchtbarsten Quelle zu verstopfen. Als wohlthätigste Anstalt hat sich in dieser Beziehung eine Stiftung des Kriegsraths Krantz (1794), das Bürgerrettungs-Institut, erwiesen. Aufhülfe unschuldig verarmter Bürger ist sein Zweck, und mehre der ehemaligen Pfleglinge sind jetzt seine thätigsten und freigebigsten Glieder. — Für Förderung von Wissenschaft und Kunst geschah in Berlin jederzeit sehr viel und die Menge öffentlicher Institute und Privatvereine zu diesem Zwecke ist so groß, daß die Aufzählung aller ermüden würde. Obenan steht die weltberühmte königliche Akademie der Wissenschaften, die bei weitem die wichtigste der derartigen Anstalten in Deutschland ist; sodann die Akademie für bildende Kunst und mechanische Wissenschaften mit ihren Schulen; der Kunstverein; die militärisch-medizinisch-chirurgische Akademie; die Thierarzneischule, 2 Seminarien für Schullehrer-Bildung, eines für Missionaire ꝛc. ꝛc. Die hiesige Universität mit einer langen Reihe berühmter Lehrer ist eine der am meisten

besuchten in Deutschland. Die Zahl aller öffentlichen Schulen übersteigt hundert. 5 Gymnasien, mehre Gewerbschulen, polytechnische Schule ꝛc. ꝛc. öffnen jedem Stande die Wege zu höherer Ausbildung. Zu diesem regen Treiben für Erlangung und Verbreitung von Kenntnissen tragen über 400 Schriftsteller bei, und der Verlags-Buchhandel ist nächst dem Londoner, Pariser und dem Leipziger der größte in der Welt.

Als deutsche Fabrikstadt steht Berlin gegenwärtig in der vordersten Reihe; und wirklich kenne ich keine, die ihm den ersten Platz streitig machen könnte. In mehren Manufakturzweigen, in einigen Shawlgattungen z. B., in Posamentierarbeiten, in Bändern, in Bijouterien von Eisenguß ꝛc., hat es keine, selbst nicht die englische Conkurrenz zu fürchten, und es hält in allen Welttheilen Markt. 5000 Stühle beschäftigen Tuch-, Wollen- und Baumwollen-Zeuge allein, 1200 die Bandmanufakturen; die Porzellain- und Steingutfabriken haben über 500 Arbeiter; Zuckerraffinerien, Papierfabriken ꝛc. ꝛc. über 2000. Die Fabrikation lakirter Blechwaaren, feiner Korbflechterarbeiten ꝛc. steht in großartigem Betrieb. Die Fertigung von Putz, Stickereien ꝛc. beschäftigt über 10,000 weibliche Hände.

Zu dieser gewerblichen Größe, die immer zunimmt, gesellt sich Berlin's freudige Entwickelung als Handelsplatz, eine Entwickelung, die, von Seiten des Gouvernements mit Vorliebe gepflegt und auf das kräftigste unterstützt, der Hauptstadt eine neue Aera des Gedeihens und des Glanzes verheißt. — Durch die Spree und ihre Canäle ist sie mit Oder und Elbe schon längst verbunden; aber diese Hebel des Verkehrs müssen, so bedeutend sie an sich sind, bei der Betrachtung der ungeheuern Vortheile in den Schatten treten, die Berlin als künftigem Centralpunkt eines ganz Mittel-Europa verknüpfenden Eisenbahnkreuzes erwachsen werden, dessen Endpunkte bei Danzig, Stettin, Lübeck, Hamburg, Amsterdam und Antwerpen; am Mittelrhein; und über Breslau auf der Linie der Libau-, Warschau-, Wien-, Triest-, Mailänder-Bahn zu suchen sind. Ein Blick auf die Karte und auf den von Preußens Staatsregierung mit Umsicht, Klugheit und Beharrlichkeit verfolgten, dem Beobachter längst nicht mehr verschleierten Plan genügt, um begreifen zu lernen, welches Glück Berlin aus der frühesten und thatkräftigsten Benutzung eines Communikationsmittels erwachsen muß, das bestimmt ist, dem Welthandel neue Bahnen anzuweisen und Ländern und Nationen bisher unbekannte Erwerbsquellen wie mit einem Zauberschlage in Menge zu öffnen. —

Eigentlicher Markt ist Berlin gegenwärtig nur für Getreide und Wolle und seine Wollmesse ist die besuchteste in der Welt. Der Umsatz auf derselben übersteigt 6 Millionen Thaler. — Als Börse war von jeher Berlin blos von sekundairer Wichtigkeit, da seinen Operationen die Capitalkräfte abgehen, welche andere Plätze, z. B. Frankfurt, Wien, Amsterdam ꝛc. zu so großen Unternehmungen befähigen, die allein im Stande sind, auf den Gang der Course selbstständigen Einfluß zu üben. Zudem steht, bei'm Verkehr mit Staatspapieren, (den preußischen aus-

DAS KÖNIGL. SCHLOSS
im Berlin

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt-
bücherei
Elbing

genommen) Berlin, als östlicher Grenzpunkt dieses Handels, schon wegen seiner geographischen Lage im Nachtheil gegen andere Plätze, und es hat dieser Umstand bei manchen Conjunkturen so bedeutende Capitalverluste herbeigeführt, daß dadurch der Credit des Platzes selbst erschüttert wurde.

Die nebige Ansicht stellt eine der schönsten Parthieen im Innern der Hauptstadt dar. — Der Gensd'armenplatz ist eine Anlage Friedrich's des Großen. Die eine Seite desselben nimmt das große Schauspielhaus ein, und 2 Kirchen von eleganter Structur, die frei auf demselben stehen, machen eine malerische Wirkung.

Bei Anlaß von zwei später erscheinenden Bildern werde ich diese unvollständige Skizze ergänzen.

CCLXXXVI. Das königliche Schloss in Berlin.

Das königliche Schloß ist schon lange nicht mehr die Residenz König Friedrich Wilhelms III. Es ist vom Kronprinzen bewohnt. Der Monarch selbst lebt in einem bescheidenen Hause neben an, dem Zeughause gegenüber, in bürgerlicher Stille und Einfachheit. Im läuternden Feuer der Leiden und des Unglücks hat sein philosophischer Geist die Vorurtheile des Standes abgestreift, und statt in Flitter und Tand kleidet er den Fürsten in das ernste, dunkelfarbige Gewand der schweren Pflicht. Der König, ein Greis, und seit vielen Jahren körperlich leidend, trägt nicht leicht an der Last des Regenten; er trägt sie bei verminderter Kraft mit von Jahr zu Jahr erhöheter Aufopferung und Resignation. Ich rede von der Person des Fürsten. Von Preußens Politik rede ich nicht; die Zeit wird sie richten.

Die innere Einrichtung von des Königs kleiner Wohnung trägt den eigenthümlichen Stempel seines Geistes. Preußisches Erzeugniß und Machwerk ist Alles an und in derselben, von der Dachsparre bis zu den Gemälden, die seinen Speisesaal schmücken, und dem Stahle seines Degens. Nur seine Kunstliebe gestattet Ausnahmen. Statuen von Canova z. B., unter diesen die berühmte Hebe, schmücken einige Gemächer. — Des Königs Wohnzimmer und sein Arbeitscabinet tragen den Charakter der Einfachheit. Im kleinen Schlafzimmer steht ein schmales, höl-

zernes Feldbett ohne Vorhänge, ohne Zierrath. Hier schläft der Monarch. Keiner seiner Unterthanen ruht von seinen Sorgen auf einem einfachern Lager aus. Das ehemalige Schlafzimmer von des Fürsten unvergeßlicher ersten Gemahlin, der Königin Louise, stößt an das seinige. Noch ist's wie am Tage ihres Todes. Kleidungsstücke liegen auf einem Tischchen neben dem Bette; aufgeschlagen darauf die Bibel. — Die Fürstin von Liegnitz, des Königs zweite Gemahlin, eine Dame vortrefflichen Charakters, wohnt in einem andern Hause gegenüber.

Die Lebensweise des alten Monarchen ist streng geregelt. Alles hat seine Stunde. Der Vormittag gehört fast ausschließlich der Arbeit. Mit dem Schlage Eins ißt er; ein paar Schüsseln schlichte, einfach bereitete Bürgerkost. Fährt er aus, so geschieht's in einem zweispännigen, alten Wagen: — jeder Regierungsrath hat einen bessern. Seine Garderobe ist nicht viel reicher, als die seines großen Vorfahren, des „alten Fritz," und wie reich die war, weiß Jeder. Feind von Gepräng und leerem Pomp, und haushälterisch mit seinen großen Einkünften, nicht um zu geizen, sondern um wohlzuthun, zu helfen, zu trösten und Gutes und Nützliches zu unterstützen im ganzen Reiche; sparsam mit der Zeit, die kein Mensch gewissenhafter anwendet, liebt der König Hof-Feste nicht; sie sind folglich selten und finden immer nur in den Festgemächern des großen Schlosses statt. Dort werden auch die Levees gehalten, und die Personen, welche daran Theil nehmen sollen, sind im Voraus bestimmt; sie werden erwartet und bedürfen der besondern Einladung nicht. Es war eine Zeit, wo die strengste Etikette den preußischen Hof charakterisirte und wo z. B. keine Dame des Zutritts gewiß war, die den heraldischen Beweis hochadeliger Geburt nicht bei sich führte. Sie ist vorüber. Die Fesseln der alten Etikette sind in der That nirgends vollständiger abgeworfen, als am Hofe des Königs Friedrich Wilhelms III. —

Das Schloß ist unter verschiedenen Regenten und von verschiedenen Baumeistern aufgeführt und unstreitig unter allen fürstlichen Residenzen Deutschlands das größte und schönste.

Sonst hieß es die Burg, lag in Cöln, an der Spree, und war befestigt. Der Brandenburger Kurfürst, Friedrich II., legte dazu 1443 den Grundstein. Ueberreste dieses Gebäudes sind noch die „alte Kapelle" und der sogenannte „grüne Hut," welche Theile des jetzigen Schlosses ausmachen. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurden die Festungswerke abgetragen, und Kurfürst Joachim II. baute auf den Raum derselben eine neue größere Residenz; die alte Burg legte man dabei größtentheils ein. Spätere Fürsten erweiterten die Gebäude noch mehr; eine gänzliche Umwandlung erfuhren sie aber unter den Königen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I., welche, zuletzt unter Schlüter's Leitung, von 1700 bis 1720, das Hauptgebäude des gegenwärtigen Pallastes aufführten. Das Schloß hat zwei große und zwei kleine Höfe; dessen Länge beträgt 588 Fuß, die Breite 363 Fuß; die Höhe der Hauptgebäude etwa 100 Schuh. Letztere sind in 4 Stockwerke getheilt. Fünf Portale bilden die Zugänge.

Das erste, mit vier korinthischen Säulen geschmückte Hauptportal ist der langen Brücke gegenüber. Der zweite Haupteingang ist der sog. Schloßfreiheit zugekehrt; sein Portal ist eine Copie des Triumphbogens des Septimius Severus in Rom. In dem einen Pfeiler befindet sich eine steinerne Wendeltreppe, innerhalb welcher die bei den Werder'schen Mühlen angelegte Wasserkunst hinaufgeht. Sechs freistehende Säulen römischer Ordnung reihen sich auf der Hoffeite zu beiden Seiten dieser Durchfahrt. — Gegen den Lustgarten zu werden die schön gespannten Gewölbe des dritten Thors von 24 dorischen Säulen getragen. — Zu der Haupttreppe des Schlosses, einem Wunderwerk der neuern Baukunst, führt ein besonderer Prachteingang vom Hofe her, der von Außen mit Säulen und Statuen dekorirt ist. Man tritt in eine mit Bildern und Skulpturen ausgestattete Vorhalle, die durch zwei hohe Geschosse reicht; an der einen Seite derselben führt eine Wendeltreppe mit Stufen, auf der andern ein ebenfalls wendeltreppenförmiges Plano inclinito zwischen Wänden von Marmor hinauf zum großen Schweizersaale. Gallerien, im ersten Geschosse von gekoppelten dorischen Säulen, im zweiten von Arkaden getragen, laufen aus dem Treppenhause um den halben inneren Schloßhof. Zu dieser trefflichen Anlage machte Schlüter den Entwurf. An der Spreeseite steht der älteste Schloßtheil, recht pittoresken Ansehens, mit halbrunden Thürmen, Balkonen, Erkern und Vorsprüngen. Unsere Abbildung zeigt diese Façade.

Die innere Eintheilung des Pallastes hat vor vielen den Vorzug, doppelte Zimmerreihen zu besitzen. Außer den Wohnungen der königlichen Familie enthält es die grandiosen Räume für öffentliche und feierliche Staatshandlungen und für die Hoffeste. Letztere zeigt der Kastellan den Fremden. Die prachtvollste Parthie ist der sogenannte Rittersaal mit dem königlichen Throne. Aber interessanter sind jene Zimmer, welche der große Friedrich einst bewohnt hat. Sie nehmen einen Theil des ersten Stocks in dem auf den Schloßplatz stoßenden Flügel ein. Möbels, Einrichtungen ꝛc. sind meistens noch aus Friedrich's Zeit. — Im obern Stock des Lustgarten-Flügels gehört eine lange Zimmerreihe dem Kunstkabinet an und besonders sehenswerth ist dessen historische Abtheilung. Ehrfurcht schüttelt den Beschauer beim Anblick des Gypsabgusses, der vom Todten-Angesicht Friedrich's II. genommen worden; mit Ehrfurcht sieht er andere Reliquien des großen Monarchen und seiner Heldenschaar; und mit nicht geringerer Ehrfurcht wird der Denker das rohe Modell einer holländischen Mühle betrachten, welches Peter der Große mit eigner Hand fertigte, während er in den Niederlanden als Schiffszimmermanns-Geselle arbeitete. Die Holzschnitzereien von der Hand Dürer's und anderer großen Meister; die Silber-, Gold- und Elfenbein-Skulpturen und die Mosaiken von berühmten florentinischen und römischen Künstlern sieht man nirgends so schön und in solcher Menge als hier. Die frappanteste Zusammenstellung aber ist in einem Cabinet. — Friedrich der Große, so treu, als ob er lebte, in Wachs geformt, sitzt dort auf seinem gewöhnlichen Sessel an seinem Arbeitstisch; Lieblingsbücher liegen aufgeschlagen vor ihm und darneben die treue Tabaksdose, sein Spazierstock, seine Flöte und das letzte Taschentuch, ein häßlich

gestopfter Lappen. Seine Kleider sind die nämlichen, welche er in den letzten 2 Jahren trug; die alte mit Schnupftabak bestreute gelbe Weste, die gelben Hosen und die blaue, roth aufgeschlagene Uniform von ordinairem Tuch, deren geflicktes Unterfutter Zeugniß treuen und langen Dienstes ablegt. Sein Degengehänge ist an einer Stelle zerrissen; der alte Held hat's mit Siegellack schlecht zusammengeklebt; und dieser Figur gegenüber liegen — wer kann's errathen? — alle Orden Napoleon's. Die Preußen eroberten sie bei Waterloo in dem Feldwagen des Fliehenden. Diese im Brilliantfeuer strahlenden Ehrensterne, Geschenke der Freundschaft und der Hochachtung oder auch der Furcht vor dem großen Kaiser in den Tagen seines Glanzes, sind aus den nämlichen Händen, welche, als die Sonne jener Tage sank und der Abend kam, sich vereinten, ihn zu stürzen. **Mirabile visu!**

Stadt-
bücherei
Elbing

CANTON IN CHINA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CCLXXXVII. Canton in China.

In jenes Reich mit dem Riesenkörper und der Zwergseele im Winkel der Erde, in das mit Gebirgen, Wüsten und einem fast buchtlosen Meere fest verschanzte China, zu dem Volke, bei welchem Cultur und Sitte, Wissenschaft und Kunst, Ideen und Vorstellungen seit Jahrtausenden im Kreislaufe unverändert sich bewegen, führe ich heute zum ersten Male meinen Leser.

China ist eine Welt für sich; aber eine Welt ohne Einfluß auf die übrige, und am Körper der Menschheit wie ein erstarrtes Glied. Herder hat das chinesische Reich mit einer eingesargten Mumie verglichen, bemalt mit Hieroglyphen und eingewickelt in glänzende Seide. Ich möchte es mit seinen 400 Millionen Einw. lieber als einen Reservefond der Menschheit betrachten, als ein todtes Kapital, das die Allmacht für unsere jugendliche Civilisation zum Brautschatz zurücklegte, damit diese es einst fruchtbringend nutze. Schon schlagen die Wogen der europäischen Kultur gar mächtig in das Eismeer der chinesischen hinüber; zerstörend wühlt die Brandung am geborstenen Gestade und ihr warmer Odem fährt weit hin über die starre Fläche. Todt wird das Kapital nicht mehr lange bleiben, wenn die Zeichen nicht täuschen.

Regelmäßigkeit und eine genau vorausbestimmte Ordnung, die alle, auch die kleinsten Lebensäußerungen und Thätigkeiten der Menschen beachtet und bevormundet, und der nichts entgeht, ist die Seele des chinesischen Staats. Das ganze Gebäude desselben ruht auf dem, durch alle Verhältnisse und durch alle Stände consequent durchgeführten, patriarchalischen Begriff von der Pflicht des Gehorsams, welchen das Kind seinem Vater, und jeder Unterthan dem Kaiser als Vater des Landes schuldig ist, welcher letztere wiederum dem unabänderlichen Gesetze des Reichs nach Brauch, Wort und Geist unverbrüchlichen Gehorsam zollt. Aus diesem schönen Grundbegriff leitet es sich von selbst ab, daß China außerhalb der kaiserlichen Familie von keinem Geburtsrang, von keiner erblichen Würde, von keinem Adel etwas weiß, und es, dem Prinzipe nach, nur anerkennt den Adel des Talents, des Wissens und des Könnens, und jedem Stande die Laufbahn im Staatsdienste und zur Erlangung der höchsten Ehrenstellen öffnet. Die Reichsverfassung gewährt volle Gewissensfreiheit. Zu keiner Religion ist der Bewohner China's von Staatswegen gezwungen; keine begünstigt die Regierung vorzugsweise; die Bekenner der Lehren des Confuzius, des Fo, des Brahmah; die Verehrer des Dalai-Lama; Juden, Türken, Christen sogar, genießen die nämliche Duldung. Wenn

BIBLIOTEKA ... PSYCHOLOGII
BIBLIOTEKA ... UNIWERSYTECKA

letztere zuweilen harte Verfolgung zu ertragen hatten, so geschah es nicht um ihrer Religionsgrundsätze willen, sondern weil man ihnen, sey es mit Recht, oder verleumderisch, staatsgefährliche Bestrebungen unterlegte. Die Verfolgung hörte immer auf, sobald man sich von dem Ungegründeten einer solchen Beschuldigung überzeugt, oder die vermeintlichen Rädelsführer ergriffen und entfernt hatte. Die ganze Gesetzgebung China's hat, ihrer Theorie nach, in der That nur die allgemein gültigen Gesetze der Moral zur Basis und sie würde, in lebendiger und unverfälschter Anwendung ihrer Prinzipien, die vollendetsten Muster zur Völkerbeglückung aufstellen. Aber in ihrer bisherigen Praxis ist sie gerade das Gegentheil von Dem, was sie seyn sollte; — sie ist eine Maschine, die Civilisation zum Stillstehen zu zwingen, die Völker zu Rotten von Heuchlern und Sklaven zu machen, oder sie zu schlafenden Winterthieren zu entwürdigen.

Die äußere Gliederung des chinesischen Reichs ist folgende. Das eigentliche China, d. i. das Central-Reich, theilt sich in 18 Gouvernements, deren jedes durchschnittlich eine Größe und Bevölkerung hat, die jene des preußischen Staats weit übersteigt. Jedes Gouvernement zerfällt in mehre Provinzen, diese in Commissariate, diese in Kreise, diese in Districte. Verwaltung und Justiz sind in den nämlichen Beamten vereinigt. Getrennt aber ist das Kriegswesen, und in dieser Beziehung ist das Reich, wie Frankreich in Militärdivisionen, in Militärgouvernements getheilt, deren Chefs unmittelbar vom kaiserlichen Hofe Befehle empfangen. Das Gemeindeleben ist streng geordnet und dient im eigentlichen Sinne der Staatsverwaltung zur Grundlage. Je zehn Häuser bilden einen Zehnten (Pschai) mit einem Vorsteher oder Friedensrichter. Zehn Zehnten (oder hundert Häuser) constituiren eine Gemeinde, mit einem Zja-tschan, oder Schulzen. Wiederum zehn Gemeinden oder 1000 Häuser machen ein Amt, mit einem Amtmann (Bao-tschan) an der Spitze. Alle diese Stellen werden durch die freie, mehrstimmige Wahl der sämmtlichen Gemeindeglieder besetzt und die Majorität hat das Recht, die Gewählten von Jahr zu Jahr zu removiren. Jeder Familienvater, der lesen und schreiben kann, unbescholten ist und seine Steuern pünktlich entrichtet, ist wählbar. Die Funktionen der Gemeindebeamten begreifen die Ausübung der niedern Polizei, die Verwaltung des Gemeindevermögens und das Ausstellen der Jahrtabellen über die Bevölkerung, deren Besteuerung, und den sittlichen und gewerblichen Zustand ihres Districts. Diese Einrichtung ist im ganzen chinesischen Reiche, in Städten, Flekken und Dörfern, dieselbe; die Zehntner berichten an die Hundertmänner, diese an die Amtsvorsteher, diese an die kaiserlichen Districtsbeamten und so fort, und auf solche Weise gelangen die Central-Uebersichten endlich an das Ministerium in Peking und an den Kaiser, dem die Resultate alljährlich, auf gelber Seide geschrieben, feierlich überreicht werden. Große, mit unnachsichtlicher Strenge gehandhabte Pünktlichkeit und Ordnung in diesem Dienstzweige macht, daß der Zweck vollkommner, als in irgend einem europäischen Staate erreicht wird. Die Besteuerung selbst ist in China sehr gering; 400 Millionen Einwohner zahlen nicht ganz 600 Millionen Gulden. Frankreichs 40 Mill. zahlen mehr. — Die Resultate der Reichsverwaltung werden alljährlich in Peking durch den Druck veröffentlicht.

Die nicht zum eigentlichen China (dem Centralreiche) gehörigen Länder (Thibet, Turkestan, die Mandschurei ꝛc.) werden auf andere, wenig bekannte Weise verwaltet. In allen Städten derselben stehen zahlreiche chinesische Garnisonen. Man betrachtet sie gewissermassen als Außenposten des Reichs, als Militärgrenzen.

Die letzten Eroberer des Landes (welche aber an der uralten Reichsverfassung nichts änderten und zu ändern brauchten, weil kein vollkommneres Staatssystem zur leichtern Beherrschung von vielen hundert Millionen Menschen zu erfinden war), die Mandschuren und Mongolen und andere Stämme, welche sich bei jener Einfall in's Reich zu ihnen schlugen, bilden den Kriegerstand, zu dem alle erwachsene, dienstfähige Männer dieser Volksparzellen von 25—60 Jahren gehören. Sie machen gegenwärtig etwa 300,000 Mann aus, von welchen fortwährend 120 bis 150,000 in und bei Peking cantoniren, und so für die executive Gewalt ein ausreichendes imposantes Heer zur Verfügung lassen. Die andere Hälfte ist als Garnisonen in den größern Städten des Reichs vertheilt. Außer diesen Truppen (den Fahnentruppen im besondern Sinne), welche den Kern des chinesischen Heeres bilden und etwa 250 Regimenter, jedes von 3 Bataillonen zu 3 Compagnien von 150 Mann, ausmachen, besteht ein Schützencorps von 90 Compagnien, welches die Dechuren, Solonen und Tungusen stellen müssen und das eigentliche chinesische oder Nationalheer, (die Truppen der grünen Fahnen), welches die 1600 Meilen lange Grenze nach Indien und Rußland hin bewacht und Thibet, Turkestan ꝛc. besetzt hält. Mit den 800,000 Milizen steigt die gesammte chinesische Heeresmacht auf 1½ Millionen Streiter an, von denen fast ⅔ aus Cavallerie besteht; der Zahl nach eine furchtbare Macht, aber der europäischen Disciplin und Taktik gegenüber nichts weniger als zu fürchten.

Die Bewaffnung der Truppen ist schlecht; die Infanterie hat nur zum kleinern Theile Luntenflinten von elender Beschaffenheit, der größte Theil nichts weiter, als Pike und Seitengewehr. Die Reiterei ist mit Helm und Küraß, Lanze und Säbel und Luntencarabiner schwerfällig gerüstet. In offner Feldschlacht gegen ein britisches oder russisches Heer würden 50,000 Chinesen gegen 10,000 Europäer nicht einmal eine Chance des Erfolgs haben. Wie so viele Erfindungen lange zuvor, ehe sie in Europa gemacht wurden, in China Anwendung fanden, so ist auch der dortige Gebrauch des Pulvers im 8. Jahrhundert schon gewiß. Unter der Dynastie Tang (die 907 endigte) gaben Kanonen in Schlachten den Ausschlag.

In einem Staate, wo man alle Thätigkeiten seiner Insassen mit solcher Genauigkeit regelt, bevormundet und überwacht, wie in China, wird man begreiflicher Weise dem Schul- und Erziehungswesen die größte Aufmerksamkeit widmen, und sorgfältig bedacht seyn, Alles daraus zu entfernen, was vom Zweck chinesischer Volksbildung, den Menschen zum willenlosen Theil in der Staatsmaschine zu machen, ablenken könnte. Der öffentliche Unterrichtskreis ist daher in China auf sehr enge, genau abgesteckte Grenzen beschränkt. Er umfaßt vier Arten von

Unterrichtsanstalten, die unsere Volksschulen, Gymnasien, Seminarien und Universitäten vertreten. Jedes schulfähige Kind, dessen Aeltern nicht den Privatunterricht nach einem ebenfalls genau vorgeschriebenen Lehrplan vorziehen, ist zum Besuche der Volksschule gemüßigt, welche sich in jeder Gemeinde befindet. Der Unterricht in derselben beschränkt sich auf Lesen und Schreiben, chinesische Grammatik, Landesgeschichte, Religion und die staatliche Einrichtung des Vaterlandes. Die Unterweisung in der Musik, in den mathematischen Disciplinen und den Künsten ist frei gegeben. Der Stand der Wissenschaften ist der nämliche, wie er vor tausend Jahren war; ihre Fortschritte in der übrigen Welt sind für China so gut wie gar nicht vorhanden. Auch die Lehrbücher sind noch so, wie sie vor uralter Zeit waren, und sie werden mit Holzplatten (Stereotypen) stets unverändert abgedruckt. Man betrachtet sie für so unantastbar, als wir die Bibel. Alles Lernen besteht bis zum 13. Jahre in Auswendiglernen; erst dann gibt man Definitionen und weckt das Nachdenken. Ländereien bilden den Fond der öffentlichen Schulen durch's ganze Reich.

Die Kinder, welche sich den Gewerben widmen, verlassen die Schule gewöhnlich mit dem 13ten Jahre; jene aber für den Staatsdienst bestimmten unterwerfen sich im Centralort der Provinz einer Prüfung, nach derem Bestehen sie in den Districtsschulen (Gymnasien) Aufnahme finden. Als Kronzöglinge verlieren sie von diesem Augenblicke an das Recht, sich einen Stand zu wählen; sie gehören dem Staate, der sie später in seinem Dienste, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten, verwendet. In Seminarien und Universitäten vollenden sie ihre Bildung. China zählt im Ganzen etwa 1500 höhere, von der Krone fundirte Unterrichtsanstalten, darunter 180, welche, als letzte Lehrstation für den Staatsdienst, unsere Universitäten einigermaßen vertreten können. Die Gesammtzahl der Studenten ist ungefähr 40,000. Das kaiserliche Pädagogium in Peking ist die Pflanzschule für die Professoren und hat 160 Zöglinge. Dieß Institut besitzt die schätzbarste Sammlung der chinesischen Literatur; auch seit acht Jahrhunderten eine eigene Buchdruckerei.

Die Reisen der Europäer nach China beschränken sich fast immer auf Macao und Canton, da bei der eifersüchtigen Abgeschlossenheit der Chinesen es äußerst schwer hält und immer mit Gefahr verknüpft ist, in das Innere des Landes zu dringen. Bei Macao, dem Inselhafen an der Südküste China's, wo man eine portugiesische Niederlassung duldet, gehen die aus Europa kommenden Fahrzeuge gewöhnlich vor Anker (auf der Rhede Wampoa), und die Reisenden machen die Fahrt hinauf nach Canton in einer leichten Yacht bei günstigem Wetter in 30 Stunden. Der Anblick des Landes ist entzückend. Die ganze Bay und der breite, einem wogenden See gleichende Strom, sind rundum von malerischen Höhen bekränzt, die sich in blauer Ferne zu Gebirgen erheben. Ueberall, wohin der Blick schweifen mag, zeigen sich an den Abhängen der Berge, in fruchtbaren Thälern, oder vom Ufer freundlich auf die Wogen herunterblickend, reinliche chinesische Dörfer, während über dem Wasserspiegel hunderte von Booten mit ihren fächerartigen Segeln leicht dahingleiten. Dazwischen fahren die Mandarinenschiffe

ernst und schwerfällig hin und her, emsig und eifrig auf alles Acht habend, was in dem ihrer Aufsicht anvertrauten Bezirk irgend vorgeht.

Je näher Canton, je dichter wird das Gewühl und Gedränge auf dem sich verengenden Strome und man landet am prachtvollen Quai der europäischen Faktoreien zu seiner nicht geringen Verwunderung, ohne von der eigentlichen Stadt im günstigsten Falle mehr gesehen zu haben, als die über einer Dunstwolke ragende Spitze einer Pagode. Mit dem ersten Tritte, den der Fremdling auf chinesischem Boden thut, sieht er sich sogleich von einer Menge Chinesen umringt, welche sich beeilen ihm ihre Dienste anzubieten: er steht in der Mitte eines Schwarms von Schneidern, Schustern, Aufwärtern, Krämern und Fabrikanten, die, wie in Europa, ihm mit höflicher Gebärde eine schön gestochene kleine Karte in die Hand drücken, auf welcher in englischer Sprache Name, Wohnung und Geschäft des Selbstempfohlenen verzeichnet steht. Mancher setzt wohl auch eine Einladung zu einem Souper hinzu mit dem Ausdruck theilnehmender Herzlichkeit, als gälte es dem Wiedersehen eines alten Freundes. Der Neuankömmling thut wohl, sich mit keinem dieser Leute einzulassen, sondern sich geradezu an den Comprador (Mayor-Domo) der Faktorei seiner Nation zu wenden, der ihn mit einem zuverlässigen **homme d'affaires** versorgt, einem Chinesen, welcher geläufig englisch spricht, über Alles Auskunft geben kann, Alles schnell und pünktlich besorgt, der, fährt man aus, oder stattet man Besuche ab, als Livreebedienter folgt und Einem in Allem, bei der Toilette wie bei Tafel, mit der Gewandtheit des experteſten europäischen Kammerdieners bedient. Diese „Unentbehrlichen" werden zwar sehr theuer bezahlt; sie sind aber zuverlässig und der Mayor-Domo bürgt für ihre Treue, spricht dagegen bei der Abreise des Fremden das übliche Trinkgeld von 100 Piastern an, eine freilich starke Summe, von der ihm jedoch nur der kleinste Theil bleibt, da er an verschiedene chinesische Beamte drei Viertheile davon abzugeben genöthigt ist. Selbst der arme Packträger, der des Fremden Koffer vom Boden der Schaluppe nach der Faktorei trägt, muß von seinem geringen Lohn die größere Hälfte an habsüchtige Mandarine opfern, und aus Furcht, die Erlaubniß zu verlieren, thut er es willig. Nirgends in der Welt stellt Beamtenhabsucht so frech und schamlos ihre Netze aus, als in China.

Canton — chinesisch Quang-tschou-fu — am nördlichen Ende eines weiten Meerbusens am schiffbaren Tigris gelegen, ist der einzige dem europäischen Handel geöffnete Hafen des chinesischen Festlandes und daher für den Weltverkehr, so schwer auch die Fesseln sind, in der er sich hier bewegen muß, von der höchsten Wichtigkeit. Der Umfang der Stadt beträgt etwa 7 Stunden, die Einwohnerzahl nach der letzten Zählung 630,000. Von europäischen Städten würden nur Paris und London Canton an Größe übertreffen. — Wie alle Hauptorte China's, ist auch Canton in mehre Quartiere getheilt, welche mit hohen, kastellähnlichen, sehr dicken Mauern umgeben sind, deren Seitenwände aus blauen Backsteinen bestehen, während Kieselgerölle und Kalk die Ausfüllung machen. Die neue, die Tartaren-

stadt, liegt am Flußufer; hinter derselben streckt sich, landeinwärts, die sogenannte alte Stadt aus, mit einer Menge öffentlicher Gebäude, dem Sitz von Behörden und Staatsanstalten, auch mit dem weitläufigen Pallaste des Vicekönigs; die dritte, die Kaufmannsstadt, westlich von der vorigen ist mehr als Vorstadt zu betrachten, da nur jene beiden mit Mauern umgeben sind. Letztere sind 25 Fuß hoch und mit Schießscharten versehen. Ein hoher und tiefer Wall umschließt beide erstgenannte Stadttheile und die Zugänge bilden 16 Thore, über welche Thürme ragen, die beständig mit Militair besetzt sind. Ein Besuch der Stadt innerhalb des Walls ist für den Europäer immer ein mißliches und gewagtes Unternehmen; denn gesetzlich ist es ihm nicht erlaubt, sich aus dem Bezirk der europäischen Faktoreien zu entfernen. Wagt er es dennoch, die innere Stadt zu betreten, so wird er sich nicht nur den Beleidigungen der Chinesen aussetzen, die bei seinem Anblick zusammenlaufen und ihn mit Spott- und Schimpfreden begleiten; er läuft auch Gefahr, von lauernden Polizeioffizianten gepackt und vor einen Mandarin geführt zu werden, aus dessen habsüchtigen Klauen er sich nur durch schweres Lösegeld wieder befreien kann. Nur in der nicht umwallten sogenannten Kaufmannsstadt darf er unbelästigt umherwandeln, und wenn er diese gesehen hat, kann er sich auch jene vorstellen, da in ihrer Bauart sie sich von letzterer nicht unterscheiden.

Die Kaufmannsstadt macht etwa den dritten Theil von Canton aus und ist so groß als Hamburg und Altona zusammengenommen. Ihr zunächst stehen auf einer durch den Fluß gebildeten Landzunge die schönen und weitläufigen Gebäude des „Cantons der Fremdlinge," d. h. der europäischen Faktoreien, wo die Kaufleute der verschiedenen zum Handel mit China zugelassenen europäischen Nationen die ihnen von der Regierung angewiesenen, und genau abgegrenzten Wohnungen haben, hinter welchen die unermeßlichen Waarenspeicher der Hongkaufleute sich ausdehnen. Letztere sind auch Eigenthümer der in halb chinesischem, halb europäischem Geschmack schön und bequem eingerichteten und kostbar meublirten Wohnungen, für welche sie aus der Faktoreikasse jeder Nation einen mäßigen Miethzins beziehen. Die große brittische Faktorei, bei weitem die angesehenste, ist besonders kostbar ausdekorirt und der englische Handelsmann speist hier, wie ein Fürst, auf massivem Silber. Prächtige Kaien laufen an der Fronte sämmtlicher Faktoreien hin und die Verandas, mit Blumen besetzt, bringen Schatten, Kühlung und Wohlgeruch in die Zimmer, ohne die köstliche Aussicht auf den lebendigen, schiffewimmelnden Strom und die amphitheatralisch sich erhebende Gegend zu versperren. Unser Bild ist eine sehr treue Darstellung der heitern Ansicht dieses Theils von Canton. Der Faktoreien sind 12: die portugiesische oder Dammfaktorei, die holländische, die große englische, die persische, die kleine oder alte brittische, die schwedische, die österreichische, die glückliche oder die amerikanische, die spanische, die französische, die kleinste von Allen, und die dänische. Letztere heißt auch bei den Chinesen „der Wirwarr", da sie der gewöhnliche Sammelplatz von Fremden allerlei Zungen ist. Unmittelbar daran stoßen einige enge chinesische Gassen, fast ganz von Speisewirthen, Höckern, Trödlern und Curiositäten-Krämern bewohnt, — der Tummelplatz

des europäischen Seevolks. In der Fronte jeder Faktorei ist eine Flaggenstange aufgerichtet, von welcher an Festtagen die Nationalfarben wehen. Auch ist in der englischen Faktorei jeden Sonntag protestantischer Gottesdienst, wozu ein eigener Geistlicher angestellt ist, — gegenwärtig der gelehrte Morrison, dem die Wissenschaft für die Kenntniß der chinesischen Literatur und Sprache schon so Vieles verdankt. Hinter und zur Seite der Faktoreien dehnt sich die vorgenannte Kaufmannsstadt selbst aus, ein Durcheinander von engen, krummen und winklichen Gassen und schmalen, sich in allen Richtungen durchkreuzenden Stegen, in welchen Läden an Läden sich reihen und am hellen Tage die bunten Lampen glitzern, während die obern Stockwerke durch Dachfenster ihr Licht erhalten. Doch sind alle Gassen reinlich geplattet und neben den Häuserreihen mit schmalen, erhöheten Trottoirs versehen. — Unbeschreiblich ist das Leben in diesem Labyrinthe. Vom Morgen bis zum späten Abend ist es vollgepfropft von durcheinanderschreienden emsigen Chinesen, von Lastträgern, Wasserträgern und Handelsleuten, die ihre Waaren in Körben, welche an beiden Enden einer auf der Schulter getragenen Stange hängen, schreiend und singend ausbieten. Wo irgend ein geräumiges Plätzchen ist, da liegen auf Tischen und in kleinen Buden Waaren aus, oder es gibt ein chinesischer Policinello seine Schwänke einem gaffenden Auditorium zum Besten, oder es sind Heuschreckenkämpfe zu schauen, die den Chinesen eben so sehr, als den Britten seine Hahnenkämpfe, ergötzen, und wie bei diesen, Wetten veranlassen. Die Heuschreckenmännchen werden dazu sorgfältig abgerichtet und in hübschgeformten Papierhäuschen häufig zum Verkauf umhergetragen. Das beschwerlichste in diesem dichten Menschengewühle ist das öftere Begegnen von Palankins chinesischer Damen, deren Miniaturfüße das Gehen auf der Straße unmöglich machen, und die daher bei jeder Entfernung vom Hause sich des Palankins bedienen müssen. Unerbittlich schreiten die handfesten Träger mit ihrer schönen Last voran, und wehe Dem, der sich nicht zeitig vor den scharfen und vorstehenden Ecken ihrer bunten Käfige und vor ihren knochigten Händen flüchtet. Am schlimmsten ist man daran, wenn man in der Mitte einer langen Gasse mit einem Zuge zusammentrifft, der daher kommt, eine Braut zu freien. Der Preis, für welchen die Braut gekauft ist, wird in lackirten oder vergoldeten Körben und Wannen auf Tragbahren ausgelegt, und hinter und vor denselben zieht, die ganze Breite der Gasse einnehmend, die Verwandt- und Freundschaft des Bräutigams, mit eigens dazu miethbaren, schönaufgeputzten Laternenträgern, Dienern und Musikanten, die einen Lärm machen, daß einem Hören und Sehen vergeht, und durch den der Erfahrene schon von Weitem gewarnt wird, straks umzukehren und einen andern Weg einzuschlagen.

In der Kaufmannsstadt hat jedes von den Chinesen getriebene Handwerk seinen ihm angewiesenen besondern Wohnort. Die Theehändler und Seidenweber occupiren ein ganzes Quartier. Dicht an den Faktoreien ist das der Zimmerleute, nahe dabei das der Schreiner, dann folgen die Lakirer, nach diesen die Maler. Silber- und Goldschmiede, Elfenbeinschnitzer, Porzellainarbeiter bewohnen schöne Straßen. Nirgends in der Welt sieht man solche Massen der kostbarsten Porzellaingefäße und Elfenbeinschnitzereien zusammen, wie hier. In den Straßen

der Schneider und Schuhmacher findet man, dem Geschmack aller Nationen sich anschmiegend, alles schon fertig, und der gemeine Laskare, oder holländische Matrose kann sich hier eben so vollständig im Augenblick equipiren, als der britische Gentleman. Die Preise sind nicht theurer, als sie an großen europäischen Plätzen auch zu seyn pflegen. Alle Maler halten offene Buden; wer sich portraitiren lassen will, geht hinein, in 2 Minuten ist die Skizze fertig, und den nächsten Tag holt man das fertige Bild ab. Ein Portrait mittlerer Größe auf Seide in Deckfarben kostet nur 5 Piaster. Die Aehnlichkeit ist immer sprechend; obschon stets etwas chinesisch. Haben die Maler nichts auf Bestellung zu thun, so fertigen sie Bilder zur Wandverzierung auf den Kauf, und so fügt es sich wohl, daß man Copieen seines eigenen Portraits in Gemäldebuden ausgestellt findet, mit dem wunderlichen Titel eines Moguls oder Kaisers des Abendlandes ausstaffirt.

Die chinesischen Handelsleute sind das Muster von Geduld und Höflichkeit. Mit dem freundlichsten Gesicht holen sie alles her und lassen stundenlang besehen und beschauen, und mit unveränderter Freundlichkeit begleitet er zur Thüre auch Den, der nichts kaufte und ihm alle Mühe vergeblich gemacht hat. Als Mittel für Europäer und Chinesen sich verständlich zu machen dient das Englische, das jeder chinesische Bewohner der Kaufmannsstadt mehr oder weniger geläufig radebrecht.

Vor jedem Laden hängt eine Tafel mit dem Namen seines Besitzers und öfters ein Motto, irgend einen Geschäftsgrundsatz proklamirend; z. B.: „Nichts auf Borg!" „Aechte Waare, feste Preise!" „Langes Schwatzen trägt nichts ein!" ꝛc. ꝛc. In den bessern Straßen sind diese Aushängeschilde prächtig bemalt, reich vergoldet und eine wirkliche Zierde.

Man hört selten von einem Diebstahl, obschon die reichsten Läden gar keinen besondern Schutz haben und der Beraubung, der immer gedrängten Menschenmassen wegen, leicht ausgesetzt sind. Die Polizei ist vortrefflich und übt, im gewöhnlichen Rock, ohne Abzeichen, an allen Ecken und Enden Vigilanz. Während der Nacht wird jede Straße an beiden Enden durch hölzerne Thore gesperrt und durch Polizeisoldaten bewacht. Die größte Gefahr in Canton ist das Feuer, welches häufig ausbricht, oft ganze Straßen verzehrt, und fast nie ohne Verlust von Menschenleben abgeht. Der Fatalismus, der unter den Chinesen herrscht, macht, daß sie mit dem Feuer sehr unvorsichtig umgehen und daß, wenn Unglücksfälle für sie daraus entstehen, solche keinen Eindruck auf sie machen. Jährlich, zur heißen Jahreszeit, proklamirt der Vicekönig eine scharfe Mahnung an die Einwohnerschaft, sie zur Vorsicht zu bewegen; dennoch hört man gerade dann am häufigsten von Brandstiftungen, bei denen der diebische Pöbel seine Rechnung findet.

An Landstreichern, Bettlern und gefährlichen Industrierittern ist in Canton eben so wenig Mangel, als in Berlin, Paris und London. Vereine zur Verhütung von Verbrechen und Milderung des öffentlichen Elends sind hier

mehre; — Canton, und so jede andere größere Stadt China's hat ein Findelhaus und eine Versorgungsanstalt für solche alte, kranke und blinde Leute, denen sich Niemand annehmen mag; auch ein Hospital für Aussätzige, deren Loos in China erbärmlich ist, da sie beim ersten Erscheinen der Krankheit von ihren Familien verstoßen werden mit Verleugnung der heiligsten Gefühle. Uebrigens haben nur die wenigsten Armen öffentliche Unterstützung anzusprechen, da, nach dem löblichen Begriffe der Chinesen, der reichere Anverwandte für die ärmeren zu sorgen hat, und es der Familienstolz schon nicht gestattet, sie andere Unterstützungen suchen zu lassen.

Außer den erwähnten Stadttheilen auf der Terra Firma ist ein keineswegs unbedeutender Theil Canton's beweglich und auf dem unsichersten aller Elemente zu suchen. Wohl an 30,000 Menschen haben nämlich ihre Wohnungen in Junken, Barken und große Boote gebaut, letztere ihrer Form wegen Eierhäuser genannt. Sie machen einen sonderbaren Anblick. Zu beiden Seiten des Flusses an einander gereiht beherbergen sie meistens Schiffer, Bootknechte und solche Arbeiter, die sich mit dem Aus- und Einladen der Schiffe, dem Wasserbau ꝛc. ꝛc. beschäftigen. Diese elenden Wohnplätze sind 10—15 Fuß lang, 6—10 Fuß breit und so niedrig, daß ein Mann kaum aufrecht stehen kann. Ihre Bedachung ist von Bambus oder von alten Matten, die als Segel ausgedient haben. In einer solchen Hütte ist eine oft zahlreiche Familie eng zusammengedrängt. Die „Wasserbevölkerung" hat eigene Gebräuche und Gesetze, und lebt unter dem Drucke öffentlicher Verachtung. Ein Mädchen aus der Stadt würde sich geschändet glauben, wenn sie auf's Wasser heurathen sollte. Dennoch herrscht unter dieser armen Volksmasse Ordnung und Zucht.

Eines der häufigsten Verbrechen in Canton und in China überhaupt ist der Diebstahl, der Verkauf und der Mord der Kinder, durch zwei große Uebel der chinesischen Gesellschaft, das Conkubinat und die Sclaverei, befördert. Ein drittes und vielleicht das größte von Allem ist der Gebrauch des Opiums. Er hat mit dem Anfang dieses Jahrhunderts in einem Entsetzen erregenden Grade zugenommen, und dehnt sich jetzt über alle Stände aus. Seit 40 Jahren hat sich die Einfuhr von Opium in China verdreißigfacht. Vergeblich erschöpfte sich die Gesetzgebung, um dem zerstörenden Genusse dieses Giftes Einhalt zu thun; vergebens hat sie gewarnt und die Opiumesser mit allen Martern gezüchtigt, ja mit dem Tode bestraft; unaufhaltsam hat das Uebel um sich gefressen und die ganze Gesellschaft verpestet. — Der letzte bekannte Versuch des Gouvernements, es bei der Wurzel anzufassen, droht mit welthistorischen Folgen, wenn nicht andere Gründe, als die zweideutige Moral der Handelspolitik, England veranlassen, das „himmlische Reich," dessen ganze Marine nicht 5 britischen Fregatten widerstehen kann, noch eine Zeitlang ruhig fortvegetiren zu lassen.

Canton hat für die chinesische Regierung, abgesehen von seiner Wichtigkeit als alleiniger Markt für europ. Importen und den Export der Landes-Erzeugnisse, noch ein Interesse eigenthümlicher Art, als Heerd jener unheim-

lichen Verbindung, welche von hier aus ihre Wurzeln tief in das Innere des Reichs geschlagen hat, und deren gemeinsamer letzter Zweck die Vertreibung der Mandschu-Dynastie zu seyn scheint. Ihrer Constitution nach hat diese Gesellschaft mit der europäischen Freimaurerei viel Aehnliches. Wie diese ist sie eine Verbrüderung von Interessen Einzelner, die, wie sich von selbst versteht, immer und überall nur auf Kosten der Gesammtheit der Staatsinsassen sich geltend machen kann, und

„Das Gute wechselseitig theilen,
Das Böse gegenseitig tragen"

dient zum Aushängeschild und Wahlspruch. Die „Gesellschaft der Dreivereinigt" hat ihre Erkennungszeichen, ihre Symbole, ihre Grade, ihre Siegel, ihre Logen, ihre geheimen Zusammenkünfte; sie macht ihren Wohlthätigkeitssinn schaubar und leitet ihren Ursprung vom frühesten Alterthum ab. Verschiedene kaiserliche Edikte zeigen, daß die Regierung die Schädlichkeit dieser geheimen Verbindungen einsieht; aber sie beweisen zugleich ihre Ohnmacht, sie zu unterdrücken. Die Zahl der Mitglieder der Dreieinigkeitsgesellschaft schätzte man schon im Jahre 1837 auf 270,000.

Nächst Calkutta ist Canton der erste Handelsplatz in Asien und für die Größe seines Verkehrs geben nur Märkte wie London, Liverpool und Marseille einen würdigen Maaßstab. Ja, wäre der Handel dort frei, oder nur in weniger enge Fesseln geschlagen, so müßte Canton alle andern Städte der Erde an Handelswichtigkeit übertreffen. Canton's Verkehr theilt sich in den innern und den äußern. Jener verzweigt sich durch alle Theile des unermeßlichen Reichs und selbst in den entferntesten Provinzen, in den Städten von Turkestan, von Tibet, in Kiachta, haben hiesige Kaufleute stehende Agenturen. Die äußern Zeichen dieses Handels geben freilich nur einen allgemeinen Begriff von seiner außerordentlichen Größe. Genaues hierüber ist nie bekannt geworden, und eben so wenig läßt sich das Capital bemessen, das er beschäftigt. Die Großhändler Cantons gelten durch ganz China als Krösusse, und der Luxus dieser Leute ist sprüchwörtlich im Reiche. — Der äußere, oder der Seehandel, theilt sich in den asiatischen und europäischen. Jener begreift den Küstenverkehr mit andern Häfen China's; mit Ostindien und seinem Archipel. Er ist besonders mit Calcutta, Sincapore, Batavia, mit den Häfen Tonkin's, Siam's und Cochinchina's sehr bedeutend. Fast durchgängig wird er mit chinesischen Fahrzeugen (Junken) von uralter, schwerfälliger, gebrechlicher Bauart geführt, die aber große Waarenlasten, bis zu 1200 Tonnen, zu schleppen im Stande sind. Die Zahl der jährlich ankommenden und absegelnden Junken übersteigt öfter 4000. Zum europ. Handel hingegen wird kein Fahrzeug mit chin. Flagge zugelassen; ihre Bauart macht auch die Junken zu langen Seereisen unbrauchbar. Er wird mit den Schiffen der europäischen Handelsvölker und der Amerikaner geführt, bezieht sich hauptsächlich auf die chines. Exporten, und diese werden zu drei Fünftel mit klingender Münze

Stadt-
bücherei
Elbing

CZARITZANA
bei Moskau

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildh.

Eigenthum d. Verlegers

(Piastern), der Rest aber mit britischen Manufacten, mit Gewürzen, Pelzwerk, indischen Schwalbennestern ꝛc., und, schmuggelweise, mit Opium bezahlt. Vier Fünftel des Exports macht ein einziger Artikel aus, — der Thee; Europa braucht jährlich 50—55 Millionen Pfund, England allein 30 Millionen. Die übrigen Hauptgegenstände der chinesischen Ausfuhr sind Nankins, Droguen, seidene Stoffe und die Shawls von Cachemire. Der sonst so sehr blühende und bedeutende Handel mit Porzellain ist, seit dem Entstehen gleichartiger Fabriken in Europa, gesunken und von secondairer Wichtigkeit. Man schätzt den jährlichen Gesammtexport in europäischen und amerikanischen Fahrzeugen auf 120 bis 180 Millionen Gulden.

Für dieses ungeheure Geschäft (eine kleine Fraktion desselben ausgenommen) ist eine Gesellschaft von chinesischen Großhändlern privilegirt, die sogenannten Hongkaufleute, welche **in Solidum** der Regierung für die volle Entrichtung der gesetzlichen schweren Abgaben auf die Ein- und Ausfuhr verhaftet sind. In den letztern Jahren ist jedoch, nach Kundwerdung der unglaublichen Mißbräuche, welche aus diesem Monopol sich entwickelt hatten, das Hongsystem einigermaßen umgestaltet worden und mit Lizenz der Honggesellschaft nehmen gegenwärtig eine große Menge anderer chinesischer Handelshäuser am direkten Verkehr mit den europäischen Kaufleuten Theil. Außer diesem gesetzlichen Verkehr wird noch, zum Theil mit Vorwissen der jeder Bestechung zugänglichen chinesischen Behörden, ein unermeßlicher Schmuggelhandel getrieben, mittelst welchen ein Theil der klingenden Münze wieder nach Europa zurückkehrt. Ohne diesen Umstand würde China längst das gesammte Metallgeld der übrigen Welt verschlungen haben.

CCLXXXVIII. Czaratzina.

Günstlingsherrschaft ist die Geburt des Despotismus und eins seiner schrecklichsten Uebel. Die Geschichten aller Staaten, in denen der Fürst unbeschränkt über die Völker herrscht, zählen Beispiele in Menge; auch Rußland ist reich daran. Das frappanteste ist Potemkin. Dieses allerverzogenste Kind des Glücks, der rohe, unwissende, sich Alles erlaubende und sich über Alles hinwegsetzende Günstling eines eiteln, ehrsüchtigen Weibes, welches die Schmeichelei der Zeitgenossen ein großes genannt hat, baute Czaratzina für Katharina II. Bei einer Spazierfahrt in der Nähe Moskau's hatte die Kaiserin, ermüdet, gegen ihren Günstling die Aeußerung gethan: „stände doch hier

ein Schloß, daß ich ausruhen könnte!" und jene kolossale Schmeichelei des Höflings, welche es wagte, der Monarchin auf ihrem berüchtigten Triumphzuge nach der Krim erdichtete Städte an den Weg zu bauen, ihr Deputationen zu senden von erdichteten Bevölkerungen, und, um ihr die Stärke des Heeres zu zeigen, die nämlichen Regimenter in dreierlei Uniformen vorüber zu führen, schuf binnen 2 Monaten ein kahles Feld zum herrlichsten Park und großen Schlosse um, ausgeschmückt mit der üppigsten kaiserlichen Pracht. Als Katharina mit ihrem Liebling auf einer Spazierfahrt bald darauf wieder in diese Gegend kam, ließ Potemkin vor den Flügelpforten des Parks halten und auf das Schloß weisend, sagte er: „Ew. Majestät Wunsch war mir Befehl!" Wie nun die Kaiserin, ob der Rede verwundert, den Blick hineinwirft, schauert sie zusammen: — sie sieht in der Form des Palastes die Gestalt eines Sarges. Sofort läßt sie umwenden und nie war sie zu bewegen, jemals das Schloß zu betreten. Den Sargpallast nennt es der gemeine Russe bis auf den heutigen Tag und der abergläubische Sinn knüpft daran die Sage, der Letzte des Hauses Romanoff werde ihn einst bewohnen. —

Czaratzina liegt 14 Werste von Moskau. Die schattigen kühlen Gänge des Parkes sind für die vornehme Welt der alten Kaiserstadt ein Lieblingsziel ihrer Ausflüge zu Wagen und zu Roß in der schönen Jahreszeit.

CCLXXXIX. Die Londonbrücke.

Paris hat den größten Ruf, den größten Zeitungsnamen; es imponirt durch das ewige Gerede von einer Weltstadt; vergleicht man es aber, was Größe, Ausdehnung, Bevölkerung, Verkehr, Opulenz und Majestät der Anlage betrifft, mit London, dann schrumpft es zusammen und verliert den prunkenden Titel, der ihm nicht geziemt.

In der That, Paris und London verhalten sich nicht anders zu einander, als sich die Flüsse zu einander verhalten, an welchen jene Städte liegen. Wie ein großer Bach schleicht die trübe Seine dahin, die zierlichen Brücken mit den großen Namen nehmen sich recht hübsch aus, und die Kayen gar freundlich mit ihren ein- und ausladenden Booten und Barken, unter denen jedes kleine Dampfschiff einen Grandioso spielt. Leben ist genug da; aber ein zahmes, anmuthiges Residenzleben ist's, nicht das große der Weltstadt. Wie ganz anders, wenn man vom **Pont**

DIE NEUE BRÜCKE
in London

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt-
bücherei
Elbing

neuf sich auf die Londonbrücke versetzt! Völlig betäubt wird das Ohr durch das Getöse, Geraſſel, Getobe der unzähligen Fuhrwerke, die in zwei gedoppelten Reihen in der Mitte der Brücke mit Sturmeseile hin und her fahren, und nur hinter einem Pfeiler der Balluſtrade kann man ſich vor den Fluthen der Menſchenwogen ſchirmen, welche in der ganzen Breite der Trottoirs unaufhörlich hin und her fluthen und Alles, was ihnen in den Weg tritt, mit ſich fortreißen. Dichte, finſtere Gebäudemaſſen ſtrecken von beiden Ufern in ſcheinbarer Unermeßlichkeit ſich aus. Links ragen Tower, Bank, Börſe, Manſionhouſe, St. Paul, die Denkſäulen und die hunderte von Glockenthürmen hervor; rechts die rauchenden Thürme der Fabriken, jene Gruppen von gewaltigen Schlöten, unter denen die Dampfmaſchinen, gleich dienenden Cyclopen, ihre Arbeit verrichten; aufwärts wölben ſich majeſtätiſch die vielen Brücken, eine hinter der andern, über die 1000 bis 1500 Fuß breite Themſe, auf deren weitem Buſen ſich Barken und Nachen in ungezählter Menge nach allen Richtungen durchkreuzen: abwärts aber erſcheint London in ſeiner ganzen Majeſtät: — 12,000 Schiffe drängen ſich an ſeine Hüften, ein drei Stunden langer Maſtenwald, belebt von 150,000 Menſchen, redend in allen Zungen des Erdrunds, breitet ſich aus, — man ſieht den Hafen der Weltſtadt.

Auch als Nachtſtück iſt die Scene effectvoll. Ueber der unendlichen, von drittehalb Millionen Gasflammen erleuchteten Stadt iſt der Himmel wie von ungeheuerer Brunſt geröthet, und lichte Streifen ziehen ſchimmernd durch das röthliche Dunſtmeer, andeutend die Hauptſtraßen, welche meilenlang ſich fortziehen. Jeden Augenblick, ſo ſcheint's, müſſen Flammen emporſchlagen, die glühende Häuſerwelt zu verzehren. Der Lärm und das Leben auf der Brücke iſt kaum geringer als am Tage; vom Brauſen des Menſchengewimmels in der Stadt erdröhnt die Luft; auf den ſtrahlenden Lichtbogen, die geiſterartig den Fluß überſpannen, wogt hin und her die Volksfluth; nur in der Tiefe, auf dem Fluſſe ſelbſt, iſt's öder geworden und ſtiller. Bald erkennt das von der Gluth des Himmels geblendete Auge nichts mehr im Dämmerdunkel unten, und wenn auch da und dort ein Lichtſtrahl aus den kleinen Fenſtern der Cajüten herüber ſchimmert, ſo iſt er doch zu ſchwach, die Gegenſtände deutlich zu machen. Allmählich ſchlummert alles Leben auf dem Strome dahin; allmählich wird's auch ſtiller in der City, und in gleichem Verhältniß verödet auch die Brücke. Mitternacht naht und faſt ängſtlich horcht das vom Getöſe des Tags noch bezauberte Ohr dem Wellengeplätſcher, oder dem Ruderſchlage des auf finſterer Fluth hingleitenden Kahns, oder dem ſchreienden Tau, oder dem bald von nahe, bald von ferne vernehmlich herauf tönenden Geſpräche der Schiffer. Eins ſchlägt's; der Feuernimbus der City iſt erblaßt und ihre Stimme iſt verhallt; aber in vollem Glanze ſtrahlen noch die weſtlichen vornehmern Theile der Stadt, wo Genuß und Vergnügen die Nacht zum Tage verkehren. Erſt mit dem lichten Morgen wird's auch dort ſtille, ſuchen auch dort die Menſchen den Schlaf; aber dann iſt es im Hafen ſchon wieder lebendig geworden, die rührige City iſt erwacht und neu begonnen hat die Weltſtadt ihres täglichen Lebens nimmer raſtenden Kreislauf.

CCLXXXIX. Göthe's Gartenhaus in Weimar.

Im Herzen von Thüringen, in einem vom Ilmflusse durchschlängelten angenehmen Thale, liegt Weimar, dessen Aeußeres, das hübsche Fürstenschloß mit seiner Umgebung ausgenommen, keine Ansprüche hat, den Touristen zu fesseln; denn seine Bauart ist gar gewöhnlich, der Ort ist gar still und er hat jene nicht sehr behagliche Physiognomie von kleinen Residenzen, deren Bestehen auf nichts ruht, als auf Hof, Höflingen und Beamten. Aber nicht fern liegt eine Zeit, wo das an sich so unbedeutende Weimar die verehrungs- und liebenswürdigsten Geister unsers Volks in sich vereinigte und wie einst der Griechen Athen zur Göttergestalt sich erhob; personificirend gleichsam die deutsche Dichtkunst in ihrer vollkommenen Schönheit, in ihrer höchsten Würde. Herder, Wieland, Schiller und Göthe lebten und starben in Weimar.

Carl August war's, der sie dort um sich versammelt hatte. An seinem Hofe fanden sie eine gastfreie Welt und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie um so mehr an seiner Seite. Der deutsche Held lauschte ihren Gesängen und der Fürst huldigte den Dichtern, weil er fühlte, daß ohne diese sein Daseyn im Strome der Geschichte vergehen möchte, wie ein Hauch im Sturme. Mäcen gleich machte er seinen eigenen Namen unsterblich, indem er ihn unvergänglichen angeknüpft hat.

Nach den Gräbern der Dichter, und nach Göthe's Haus am Frauenplatz, auch nach dem Schiller's auf der Esplanade, pilgert jeder Besucher Weimar's. Im Göthe'schen Wohnhause erfreuen ihn eine Menge Reliquien seines gefeierten Besitzers und dessen vielfältige Sammlungen; denn Göthe's Alles umfassendem Geiste blieb kein Wissen und keine Kunst fremd. Das interessanteste aber des Göthe'schen Heiligthums ist die einfache, bescheidene Villa im Ilmthale: Göthe's Gartenhäuschen, wo der Dichter in heimlicher Zurückgezogenheit, nur den Musen und den allervertrautesten Geistern zugänglich, den größten Theil des Sommers zubrachte und wo die herrlichsten seiner unsterblichen Werke entstanden.

GÖTHE'S GARTENHAUS

in Weimar

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt-
bücherei
Elbing

Stadt-
bücherei
Elbing

KIEW

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt-
bücherei
Elbing

DIE HEILIGEN = GRUFT
in Kiew

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCLXXXXI u. CCLXXXXII. Kiew und seine heiligen Stätten.

Was für Griechenland Athen und seine Akropolis gewesen, was für das römische Weltreich die alte Roma war und das Capitol, und was für die abendländische Christenheit das neue Rom ist, das sind für Rußlands Reich und Kirche Moskau und Kiew. Hier wie dort schlugen die zwei Hauptgewalten des staatlichen Lebens ihren Sitz auf: die politische und die geistliche. Was die Kaiser und Auguren in der alten, die Päbste in der neuen Roma, Könige und Volk in Athen bauten und formten, errichteten und bildeten die Großfürsten, Czaare und Patriarchen im Kreml und auf den Höhen von Kiew. Beide Städte bewahren die heiligsten und theuersten Besitzthümer des russischen Volks, die ehrwürdigsten Symbole seiner Nationalität, die belehrendsten Denkmäler seiner Geschichte: vorzugsweise Moskau für die spätern Zeiträume, Kiew für die frühern und ältesten.

Beneidenswerth ist Kiew's Lage im Herzen des eigentlichen Rußlands, in der Mitte der fruchtbarsten und gesegnetsten Provinzen eines jetzt unermeßlichen Reichs. Seine Mauern umspült der schiffbare Dniepr; grasreiche Thalgründe, fette Fluren umfassen es, köstliche Rebengelände decken anmuthig die Höhen; in weiterer Entfernung aber umgibt es ein breiter Waldgürtel, aus dem Hauptquellen des Erwerbs fließen.

„Beim Austritt aus dem Dunkel des Gehölzes," so beschreibt ein Reisender, „entdeckten wir über einer grauen Nebelschicht Kiew. Die heilige Stadt stand wie in der Luft, oder am Himmel, und die Strahlen der aufgehenden Sonne, die auf den goldbedeckten Spitzen seiner Tempel flammten, boten ein prachtvolles und seltenes Schauspiel dar! Der Weg führt durch den Wald in tiefem Sande; zur Seite wanderten lange Züge von Pilgern und Pilgerinnen, in Andacht versunken. Gläubige Frömmigkeit und Gottesfurcht sind noch mächtig unter den russischen Völkern. Ein Jahrtausend ist verflossen, seit das Licht der Offenbarung sich von Kiew aus über Rußland verbreitete und trotz der babylonischen Gefangenschaft unter Batu Chan und der Verwüstungen und langen Herrschaft der Polen hat das Volk sein Jerusalem doch nicht vergessen. Besonders ist die Verehrung Kiew's unter dem weiblichen Theil der Bevölkerung groß, und viele tausend russische Frauen thun das Gelübde, jährlich einmal die heiligen Gebeine in Kiew zu besuchen und erfüllen es, — freilich oft mit Aufopferung auch heiliger Pflichten als Mütter und Hausfrauen, — pünktlich bis zum Ende ihres Lebens. Solche Pilgerfahrten dauern, wenn sie, was häufig der Fall

ist, aus den entferntern Provinzen geschehen, wohl einige Monate. Dreist aber unternehmen sie die Gläubigen ohne einen Kopeken in der Tasche, denn überall, wo sie im Namen des Herrn eintreten unter ein ländliches, russisches Dach, finden sie offenen Tisch und bereite Aufnahme. Der gastfreie Bauer verlangt dafür nichts, als ein Gebet vor den Gebeinen der Heiligen."

„Noch einmal verschwand Kiew hinter eine Anhöhe, und erst vom Gipfel derselben zeigte es sich wieder. Unvergeßlicher, entzückender Anblick! Gerade vor uns, auf den Bergen am Dniepr-Ufer, erheben sich aus Hainen und Wäldchen die schlanken Glockenthürme und schimmernden Dome der heiligen Klöster, und am äußersten Ende der Vista Kiew selbst, dessen unteren Theil (Podol) wir eines Blicks überschauen konnten*). Der breite Dniepr wälzte, vom Nordwinde gereizt, zornig seine ungestümen Wellen an den Felsen hin, und lange, schmale, schwerbeladene Fahrzeuge kämpften in der Mitte des Stroms mit dem furchtbaren Elemente. Dem Klosterberge gegenüber liegt eine Fähre zum Ueberschiffen der Reisenden und Pilger. Als wir vom Ufer abstießen, bekreuzigten sich die Weiber und murmelten stille Gebete zu ihren Heiligen; ein durch die Jahre gebeugter Greis faltete aber feierlich die Hände und sprach, das erlöschende Auge voller Inbrunst nach dem nahen Ziele seiner weiten Wallfahrt richtend, die Worte des heil. Damascenus mit feierlicher Stimme: „„Siehe, das irdische Meer erhebt sich und droht mich im Sturme zu verderben; führe mich, ich flehe, in deinen sichern Hafen und errette mich, o Gott!""

„Nach glücklicher Ueberfahrt schickten wir uns an, den auf allen Punkten mit starken, von Peter dem Großen angelegten Festungswerken umgebenen Klosterberg auf dem gewöhnlichen Wallfahrtswege zu besteigen, der zwischen vorspringenden Felswänden und von den Batterien der Bastionen beherrscht, ziemlich steil hinangeht. Wir gelangten zur Mauer des Katakomben- oder Höhlenklosters, das auf dem vom Dniepr scharf abgeschnittenen Felsen prangt. Die weite Mauerpforte, die ein alter Laienbruder hütet, ist mit Heiligenbildern bemalt, und innerhalb sahen wir zwischen Blumen- und Gemüßbeeten in einer weitläufigen Gartenanlage mehre Reihen kleiner Zellen. Die eigentlichen Klostergebäude bilden 4 abgesonderte Gruppen und jede hat ihren besondern Namen: Das Lauraskloster (die höchstgelegene Gruppe), das Krankenkloster, das Kloster der nahen Höhlen und — das entlegenste aller — das Kloster der fernen Höhlen. Das Lauraskloster ist die älteste christliche Stiftung in ganz Rußland. Gründer war ein Mönch vom Berge Athos, der heilige Anton, Zeitgenosse Wladimir's des Heiligen, der in einer Höhle des Berges sich im Jahre 1017 als Einsiedler einrichtete. Der Ruf seiner Kasteiungen und seines frommen Wandels verbreitete sich zugleich mit dem Christenthume im russischen Lande, und durch die

*) Diese Beschreibung verbildlicht genau unser vortrefflicher Stahlstich, nach einer Zeichnung an Ort und Stelle gemacht.

vielen frommen Gaben sah sich der Klausner im Stande, seine kleine Einsiedelei in ein Kloster zu verwandeln. Anfänglich bestand die Brüderschaft aus nur 4 Personen, dann sammelten sich 12 Brüder, und mit ihnen und tausenden von freiwilligen Händen grub Anton die große Höhle zur Kirche und andere zu Zellen, Vorrathskammern und Wohnungen aus. 56 Jahre lang kam Anton nicht an das Tageslicht und eben so treu hielten die übrigen Brüder ihr Gelübde, in den Höhlen zu leben und zu sterben. Als endlich die unterirdischen Räume die immer häufiger herzuströmenden Pilger nicht länger mehr fassen konnten, bauten die Mönche, mit Unterstützung der Gläubigen und des Großfürsten Isgaslaw, der ihnen den ganzen Berg bis an die Stadtmauer schenkte, eine Kirche auf der Höhe und Zellen für 100 Brüder. Baumeister dazu wurden aus Constantinopel gerufen und die Kirche zu Mariä-Himmelfahrt genannt. Der griechische Patriarch schickte die Gebeine von sieben Heiligen; und in das Fundament der Kirche setzte man sie ein in silbernen Särgen. Andere Reliquien und ein wunderthätiges Marienbild wurden in der Kirche selbst aufgestellt. Der Ruf dieser Heiligthümer verbreitete sich bald über die ganze Christenheit; sogar von Constantinopel und Cairo kamen Pilgerschaaren. Die Zahl der Mönche stieg auf 200, und der Klosterschatz auf viele Millionen. Die fortwachsende Vermehrung der Brüder gab zum Bau noch anderer Klöster Anlaß, und am Ende des 11. Jahrh. waren ihrer 12 mit 750 Mönchen vorhanden. Aber 1096 fielen die damals noch heidnischen Polen in's Reich, plünderten Kiew, zerstörten die Klöster, vertrieben die Mönche und raubten die nur theilweise geretteten Schätze. Kaum wieder aufgebaut erlitten sie 1169 neue Verheerung, und i. J. 1240 stürmten die Mongolen herein, legten alle Städte und Dörfer des Landes in Asche, und die in dem Höhlenkloster Schutz suchenden Einwohner Kiew's wurden an den Altären niedergehauen. Der Chan der Mongolen, Batu, ließ, nachdem er geraubt hatte, was er finden konnte, die Gebäude in Brand stecken und führte die übrige Bevölkerung gefangen mit sich fort. 200 Jahre lang blieb hierauf die heilige Stätte verödet. Erst i. J. 1470 stellte ein litthauischer Herzog die unterirdischen Verehrungsplätze wieder her; später erhoben sich auch die Kirchen und Gebäude aus dem Schutte, bis in einer stürmischen Nacht, vom 21—22. August 1718, eine Feuersbrunst alle Gebäude des Bergs, damit auch die Marienkirche, sammt Archiven, Bibliotheken ꝛc. ꝛc. verheerte. Ihr letzter Wiederhersteller war Peter der Große.

Die neue Maria-Himmelfahrtskirche ist eines der schönsten kirchlichen Gebäude Rußlands und ihr prächtiger Glockenthurm, 340 Fuß hoch, ein Meisterstück der Architektur. In seinem Aeußern gleicht jener Tempel der Kathedrale des Kreml; er ist, wie diese, mit sieben kugelförmigen goldenen Kuppeln, wie mit einem Kranze geziert, eine Bauart, die weder byzantinisch, noch weniger gothisch ist und den eigentlichen russischen Kirchenstyl ausmacht.

Merkwürdig ist, daß die vielen Reliquien dieser Kirche durch alle Wandlung der Zeit, der Raubsucht und Zerstörung sich unversehrt erhalten haben, und das gläubige Volk setzt in die Wahrheit der Legenden und Geschichten

von ihrer mirakelvollen Rettung aus Feuers- und Feindesgewalt eben so wenig Zweifel, als in ihre Wunderthätigkeit selbst. Die Hauptreliquien ruhen im „Allerheiligsten", vom übrigen Tempelraume durch ein Thor von massivem Silber geschieden. In einem mit Silberblech überzogenen Schreine von Cypressenholz liegt der Zeigefinger des heil. Stephan und der Kopf des heil. Wlademir; ein silberner Sarg umschließt die Ueberreste des heil. Michaels, ersten Metropoliten Kiew's; das Grabmal des heil. Theodosius, mit gleichfalls silbernem Sarkophage, ist in der Vorkirche auf der rechten Seite. Unzählige andere Reliquien: Finger, Nägel, Späne vom heil. Kreuze, Marterinstrumente ꝛc. ꝛc., zum Theil in den kostbarsten Hüllen mit Gold und mit Edelsteinen besetzt, sammt den äußerst reichen Gefäßen, Kirchengeräthen, Heiligengewändern u. s. w. machen einen Schatz von vielen Millionen an Werth, welcher in einem besondern Gebäude aufbewahrt wird. In diesem befindet sich auch die Druckerei für die Kirchenbücher.

So groß auch die Verehrung der oben beschriebenen Reliquien ist, so sind sie doch nicht das Endziel der wallfahrenden Menge. Dies ist nicht über der Erde; es ist in den Katakomben, Kapellen und Kirchen im Innern des Berges.

Eine bedeckte, fast 600 Fuß lange und in eine Felsenschlucht gebaute Gallerie, führt aus der Maria-Himmelfahrtskirche zu dem Eingang der heiligen Grüfte. Aehnlich den bekannten Höhlen der ältern Kalk- und Gypsformation bestehen sie aus einer Menge größerer, als Kapellen und Kirchen hergerichteter Räume, die durch labyrinthische, bald schmale, bald enge Gänge mit einander verbunden sind. Pfeiler und Gewölbe von solidem Mauerwerk stützen in den größern Höhlen die Decken.

In diesen Höhlen sind die Leiber von mehr als hundert Heiligen aufbewahrt, welche nicht verwest, sondern ausgetrocknet sind. Sie liegen, zum Theil in kostbar geschmückten Särgen, in Grabnischen, und einige sind in halb oder ganz geöffneten Sarkophagen, bewacht von Mönchen, der Verehrung ausgestellt. Ein Paar der Heiligen, angethan im Mönchsgewand, stehen sogar hinter Altären aufrecht, und die schweigenden, hohläugigen Gestalten recken pergamentartige Hände den Gläubigen zum Kusse hin. In diesen Labyrinthen des Todes rastet nimmer das Leben der Andacht. Tag und Nacht ziehen die Pilger in langen Schaaren aus und ein, und die feierlichen Umgänge mit Gesang und Fackelschein nehmen kein Ende. Bei jedem Altare brennen Kerzen auf silbernen Leuchtern, stehen hohe, ernste Gestalten, Gnade spendende und Opfer empfangende Priester, liegen Gläubige in demuthvollem Gebet um Vergebung ihrer Sünden oder Erlösung von Uebeln. Selig preist sich der gemeine Russe sein Lebenlang, der Andacht gehalten hat in den heiligen Grüften. —

Unfern der eben beschriebenen Klöster und zum Theil noch innerhalb des Festungsrayons, breitet sich Neu-Kiew aus, der schönste Theil der Stadt, mit seinem Kaiserpalast und einem geschmackvoll angelegten Park. Dieser Stadttheil wird durch eine tiefe Schlucht von Alt-Kiew und dem tiefer liegenden Podol geschieden. Jenes

liegt auf einer Höhe, die sich von der Schlucht nordwärts hinzieht. Hier ist jede Stelle classischer Boden und von kirchlicher oder historischer Wichtigkeit. Die Kathedrale der heil. Sophia ist die älteste in ganz Rußland und hat einen Schatz, den man auf mehr als 20 Millionen Rubel würdigt. Sie steht auf derselben Stelle, wo Jaroslaw das Heer der Petschäregen 1036 in zweitägigem Kampfe auf's Haupt schlug. Jener Fürst ließ die Kirche nach dem Modell der heiligen Sophia in Constantinopel durch griechische Architekten bauen und er verwendete große Schätze, die Beute vieler Siege, zu ihrer Ausschmückung. Ihr Hauptthor war von purem Golde. Spuren ursprünglicher Pracht bezeugen noch die Mauern des Altars, die mit einer Mosaik aus Gold und kostbaren Steinen bedeckt sind, dem ältesten Denkmal russischer Kunst. Das Innere des Tempels ist ein Labyrinth aus Gallerien, Scheidemauern, Säulen und Gewölben. In den Zwischenräumen sind die Gräber und Denkmäler der Großfürsten angebracht und 20 Altäre. Der Kirchenschatz liegt in einem feuerfesten Gewölbe. Er hat auch als Kunstsammlung historischen Werth; denn von Jaroslaw bis auf Nicolaus I. mehrten ihn alle Herrscher Rußlands durch Geschenke. Man zeigt Mitren aus Goldblech geschmiedet und mit Edelsteinen, Rubinen, Smaragden und Diamanten besetzt; Bilder des Heilandes und der heil. Jungfrau, ganz aus Diamanten zusammengefügt; Heiligen-Gewänder und priesterliche Kleidungen, die von Perlen und Edelgestein starren; goldene Kandelaber und goldene Kelche mit Diamanten, bei denen man nicht weiß, ob man mehr die Kostbarkeit des Stoffs oder die Kunst daran bewundern soll. Eine Bibliothek, die sich bei der Sophienkirche befindet, enthält viele wichtige aus Constantinopel hergebrachte, griechische Manuscripte des 11. und 12. Jahrhunderts und die ältesten Quellen der Geschichte der slavischen Völkerfamilie. Andere berühmte Kirchen Kiew's sind die zu den drei Bischöfen, die Zehntenkirche, die des heil. Andreas und viele andere.

Podol, der niedrigste Theil von Kiew, im Thale des Dniepr, ist der jetzt größte und bevölkertste. In demselben ist der Sitz der Gewerbe, einer Tuchfabrik, vieler Ledermanufakturen, Lichter- und Seifenfabriken ꝛc.; dort wohnen auch die Bankiers und reichen Kaufleute, welche mittelst der Kontraktgeschäfte mit den großen Güterbesitzern der Ukraine und Podoliens (wozu eigene Messen eingerichtet sind), in russischen Landesprodukten jährlich zum Belaufe von 15 bis 20 Millionen Rubel verkehren. Die höhern Unterrichtsanstalten, die Akademie, hauptsächlich für die Bildung griechischer Priester (mit 15 Professoren und 1500—1800 Studenten), Gymnasium, Seminar, Distrikts- und Gewerbschule, sind ebenfalls in Podol.

Fast in allen Theilen Kiew's, im neuen, im alten und in Podol, und auf den benachbarten Feldern, Bergen und Höhen, 3—4 Stunden in der Runde, sieht man Spuren alter Wohnungen, Kirchen und Gottesäcker. Müssen uns auch die Nachrichten mancher Geschichtschreiber von Kiew's ehemaligem Glanze und seiner Größe übertrieben und fabelhaft scheinen, so ist doch, Angesichts dieser Ueberreste, das Zeugniß des deutschen Chronisten

Dittmar, eines Zeitgenossen Wlademir's, kaum verwerflich, nach welchem sich damals 400 Kirchen in Kiew befanden und 7000 Mönche in 76 Klöstern wohnten. Adam von Bremen nannte Kiew gleichfalls die Hauptzierde Rußlands „ein zweites Konstantinopel."

CCLXXXXIII. Oerbyhus bei Stockholm.

Die Lustschlösser und Villen um Stockholm sind einer solchen Hauptstadt würdig. Sie verbinden den Reiz einer ausgezeichnet schönen Lage mit dem Charakter jener behaglichen Stille, welche das beklemmende Gefühl der Einsamkeit und der Abgeschiedenheit von dem rührigen Treiben der Menschen ausschließt. Dreizehnhundert Inseln bedecken des Mälarsees weitgestreckte Fläche, von der Größe bedeutender Landgüter an, bis zur kleinen Felsenspitze, auf welcher kaum eine einzelne Birke, oder ein Mövennest Raum findet. Unzählige Buchten des Sees greifen tief hinein in seine felsigen Ufer; nahe der Hauptstadt ist jede solche Bucht geziert mit Park- und Gartenanlagen und Villen und Lustschlösser erheben sich von jeder größern Insel. Freilich fehlt das Gondelleben des Südens im frostigen Nordlande, und nur die sonntäglichen Dampfboote und Lust-Yachten fügen die Zeichen der Geselligkeit zu den Reizen der verschönerten Natur.

Oerbyhus ist eine Perle aus dem reichen Vistenschmucke dieser gepriesenen Landschaft.

Julin del. F. Walker sc.

ÖRBYHUS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt-
bücherei
Elbing

Stadt-
bücherei
Elbing

BAD BRÜCKENAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCLXXXXIV. Bad Brückenau.

In einem langen, freundlichen Thale, dessen Bergwände mit stattlichem Buchen- und Eichenwald bedeckt sind, und durch welches der helle Sinnfluß rauscht, liegt Bad Brückenau, eine kleine halbe Stunde vom Städtchen gleichen Namens.

Der Badeort ist eine Einrichtung neuerer Zeit und größtentheils eine Schöpfung König Ludwig's von Bayern, der ihn jeden Sommer auf mehre Wochen besucht. Indeß mag die Heilkraft der Quellen, obschon vor nicht langer Zeit erst wieder erkannt, schon vor vielen Jahrhunderten benutzt worden seyn. Beim Bauen hat man häufig alte Grundmauern und in der Nähe der Quellen selbst die Ueberbleibsel von Wasserleitungen gefunden.

Der Brückenauer Gesundbrunnen gehört zu den eisenreichen, alkalisch-salinischen Säuerlingen, ist wohlschmeckend und hält sich ohne merkliche Veränderung in gutverschlossenen Krügen 8—10 Jahre lang. Bei allen Krankheiten, die Schwäche der Verdauungsorgane und des Nervensystems zum Grunde haben, wirkt er mit oft sehr ausgezeichneter Heilkraft. Leberkranke und Lungensüchtige gebrauchen ihn zu großer Erleichterung. Er wirkt als Bad und als Trank. Einmal war eine Zeit, wo er als Schönheitsmittel bei der Damenwelt in großen Ehren stand. Freilich konnte er manche unbescheidenen Erwartungen nicht befriedigen, und sein Ruf ging wieder verloren.

Seitdem das nahe, schwesterliche Kissingen sich rasch zur Frequenz eines Kurorts vom ersten Range erhoben hat, ist Brückenau, wenn auch nicht weniger besucht als sonst, doch weniger besprochen, als früher. Den Namen eines großen Bades hat es niemals erlangen können; es gehörte stets jener Classe von Kurorten an, wo man gewiß ist, Gäste zu treffen, denen es um den ernsten Zweck zu thun ist; nicht blos um Vergnügen und Genuß. Darum ist auch das Leben der hiesigen Kurgäste durch die äußern ostensibeln Zeichen des Haschens nach Vergnügen wenig gestört, und selbst die Anwesenheit des Königs, der die alterthümliche Liebhaberei für leeren Pomp und Prunk des Königthums in Brückenau niemals zur Schau trägt, gibt selten Anlaß zu Festen, wo die Freude lärmt und mit Livreenschimmer das Auge blendet. Kur und hergebrachte Lebensweise schicken die Gäste am frühen Morgen zu den Brunnen und auf die Spazierwege. In den spätern Stunden des Vormittags versammelt der Pavillon oder der Saal des großen Kurhauses die geselligern Gäste, und der grüne Tisch hält die Spiellustigen gefesselt. Nachmittags, wenn die Witterung freundlich ist, macht man Parthieen in's Freie, oder — je nach Neigung und

Wahl — einsame Wanderungen durch die schattigen Gänge der Buchenwaldung an den Bergwänden hin, oder ergeht sich im Thale, begleitet von der spiegelhellen Sinn, die fröhlich dahin rauscht. Ueberall sind Ruheplätzchen: Steinsitze in Felsennischen, unter blühenden Hecken Rasenbänke, Sessel von Flechtwerk am Wege und runde Tafeln und Bänke umschließen prächtige Eichen und Buchen, die Riesen der Waldung. Die Abendstunden füllen Conzerte aus, im Saale oder im Freien; hier oft bei brillanter Beleuchtung. Bälle und Maskeraden gehören zu den seltnern Vergnügungen.

Der Quellen sind drei; die Brückenauer, die Sinnberger und die Werznaer. In ihrer Zusammensetzung unterscheiden sie sich zwar; doch nicht bedeutend. Alle springen in geringer Entfernung von einander unter eleganten, tempelförmigen Brunnenhäusern, die mit Rasenplätzen, duftenden Blumenbeeten, Spaziergängen, schattigen Bosketts und Ruhebänken umgeben sind. Die Gebäulichkeiten des Kurorts sind in großem Style und meistens in den letzten 20 Jahren durch die Munifizenz des regierenden Königs neu aufgeführt worden; bei welchem Anlaß man für die wohnliche Bequemlichkeit der Kurgäste auf die liberalste Weise sorgte. Das große Kurhaus, das rothe Haus und andere, Privatunternehmern gehörige Häuser enthalten zusammen über 600 Gastzimmer. Jenes, das große Kurhaus, auf unserm Stahlstich abgebildet, gewährt mit seinem Balkon, und der schönen Veranda an seiner 240 Fuß langen Fronte hin einen herrlichen Anblick, und das Innere ist mit Pracht und Geschmack dekorirt. Es enthält einen großen Saal, eine Kapelle für katholischen Gottesdienst, und außer den Gesellschaftszimmern über 200 Wohnungen für Kurgäste.

Brückenau liegt am westlichen Fuße der Rhön, 6 Stunden von Fulda, 20 von Würzburg, 25 von Frankfurt, und gut chaussirte Wege setzen es mit allen Hauptstraßen in Verbindung.

Stadt-
bücherei
Elbing

FULDA: DER DOM

Aus d. Kunstwerk d. Bibliogr. Institut in Hildsh.

Eigenthum d. Verleger

CCLXXXXV. Das Grab des heiligen Bonifazius im Dom zu Fulda.

„Dort werde ich liegen," spricht der Sinnliche; „und wo ist dann dieses Lebens Stärke? Mein Grab wird bald zum grünen Rasen geworden seyn, und auch diesen letzten, kleinen Ruheplatz werde ich nicht einmal behalten. Andere werden ihn einnehmen, herauswerfen wird man meine Gebeine, die Luft wird sie bleichen und Kinder spielen mit den Knochen dieser starken Arme." — Du kleiner Mensch! hat die Wissenschaft dir nicht längst gelehrt und nachgewiesen, daß kein Atom untergehen kann in der Schöpfung und verschwinden in das furchtbare Nichts? Und bist du denn nicht besser als Steine, Bäume und Thiere, du lebendige Seele? Thor, du! Bist überzeugt von der Unzerstörbarkeit des kleinsten Atoms, und bezweifelst deine eigene Unsterblichkeit!

Es gibt zweierlei Fortdauer nach dem Tode, sagt irgendwo Jean Paul: die eine ist unser unentäußerliches Erbtheil; die andere macht sich jeder selbst.

Wohlan, Zweifler! Wenn das Zerstieben deines kleinen geliebten Körpers dir trostlose Vernichtung ist, so gebrauche die dir vom Schöpfer verliehenen Kräfte der Seele und ringe nach der Unsterblichkeit des Wirkens. Glaube nicht, das könne allenfalls nur Der, welcher das ist, was man einen großen Mann zu nennen pflegt. Ein jeder Mensch, seine Verhältnisse, seine bürgerliche Stellung seyen, welche sie wollen, kann in der sittlichen Welt sich einen Wirkungskreis schaffen, von welchem aus er fortleben mag weit über sein irdisches Daseyn hinaus. Wird auch die Welle, die von der Thätigkeit seines Ichs ausgeht, schwächer und unmerklicher, je weiter sie sich in den Ocean der Zeit entfernt: wer kann sagen, wo ihre Schwingungen gänzlich endigen? Wer die Grenze bemessen, wo eine böse oder gute Handlung aufhört zu wirken? Wer sagen, in welchem hundertsten oder tausendsten Geschlechte die während eines ganzen Erdenlebens ausgestreute Saat des Guten oder des Bösen aufhören werde, Früchte zu tragen und sich fortzupflanzen? Wo aber keine Grenze in der Zeit ist, da ist Ewigkeit. Siehe, so kannst du dir eine Unsterblichkeit selbst machen; ja, du mußt dir sie machen ungewollt, wenn du auch noch so närrisch und noch so beharrlich dein großes Erbe verleugnest.

Betrachte diesen Dom. Er wölbt sich als Mausoleum über dem Sarg eines frommen Mannes. Der ward vor eilfhundert Jahren begraben und ist längst verwest; doch ist er lebendig, gegenwärtig, wirksam unter seinen Brüdern, als rollte noch das warme Blut in seinen Adern, welche Staub sind. Sein Mund ist

längst geschlossen; und doch hören wir ihn das Evangelium verkündigen so laut und so wirksam, als er es den heidnischen Thüringern und Katten und Franken und Friesen verkündigte. Vergangen ist das irdische Organ seiner Stimme; doch tönt sie zehntausendfach in vielen Zungen und unter hundert Völkern. Die irdische Lebensfackel ist erloschen; aber an der ewigen Leuchte seines Wirkens erwärmen sich fort und fort Tausende von Herzen zur muthigen Nachfolge in seinem Berufe, und in seinem Beispiele findet jegliche Begeisterung für die Verbreitung des Evangeliums und christlicher Art und Tugend eine nie versiegende Quelle und unerschöpfliche Nahrung. Wer kann sagen, Bonifazius lebe nicht mehr? Wer sagen, in dem und dem Jahrhundert höre sein Fortleben auf? Wer kann ihm überhaupt eine zeitliche Grenze stecken? Eben so gut könnte man dem Leben der Menschheit selbst das Ende verkündigen.

Winfried Bonifazius, Sohn eines Bauers, wurde um das Jahr 680 in England geboren. Im Kloster zu Exeter erzogen, erhielt er im 30. Jahre die Weihe des Priesters. Den größten Theil Europa's bewohnten damals heidnische Völker. Thatkräftig blühete das Christenthum aber in England. Dort trat ein Kreis begeisterter Männer zusammen, auszuziehen nach dem Beispiele der Apostel und unter die in der Finsterniß des Götzenglaubens versunkenen Völker das reine Licht des Evangeliums zu tragen. Nach Holland gingen Swidbert, nach Schweden Siegfried, in Süddeutschland waren früher schon Kilian in Franken, Emeran in Bayern, Gallus in Schwaben wirksam. Nach Norddeutschland zog Bonifazius. Er begann sein Apostelamt 717 bei den wilden Friesen; mußte aber nach unsäglichen Gefahren unverrichteter Sache im nachfolgenden Jahre nach England zurück. Dort machten ihn die Brüder seines Klosters zu ihrem Abte. Aber weder die amtliche Würde, noch die Erinnerung an die erlebten Gefahren konnten des Bonifazius frühern Vorsatz erschüttern. Er erlernte die Idiome der deutschen Volksstämme, zog von allen Seiten Erkundigungen über ihre Sitten, Lebens- und Vorstellungsweisen ein, und als er sich zu seinem Vorhaben in Allem vorbereitet fühlte, legte er die Abtswürde nieder, ergriff den Pilgerstab und wanderte nach Rom, sich den päpstlichen Segen zu seinem Apostelberufe zu holen. Gregor II. ertheilte ihm förmlich Vollmacht, das Evangelium allen Völkern Germaniens zu verkündigen. Hierauf zog Bonifazius durch Tyrol und Franken unter das Volk der Thüringer, und mitten in ihren finstern Waldgründen, unweit Gotha, bei Altenberge, pflanzte er, 719, das Zeichen Christi auf. Unter den furchtbarsten Gefahren und Verfolgungen der heidnischen Priester erwarb sich die Wahrheit seiner Rede und der Mann, der sie verkündete, Freunde, und ehe 3 Jahre vergingen, stand das siegende Kreuz auf den Zinnen aller Berge, und Kapellen und Kirchen erhoben sich, wo man in heiligen Hainen den ungestalteten Götzen blutige Opfer gebracht hatte. Wieder ging Bonifaz nach Rom, Rechenschaft abzulegen von den Erfolgen seiner Apostelwirksamkeit, und der Papst erhob ihn zum Bischof. Nach seiner Rückkehr vollendete er im Hessenlande das Bekehrungswerk und dehnte es bis tief in Westphalen aus; überall stiegen die

Götzen von den Bergen nieder, und an ihrer Stelle christliche Kapellen und Klöster empor. Zur Förderung des Bekehrungswerkes berief Bonifazius Mönche und Lehrer aus England; der Papst überschickte 722 ihm das Pallium als Erzbischof, ernannte ihn zum Primas von ganz Deutschland und gab ihm Vollmacht, überall, wo er es zweckmäßig glaube, Bisthümer einzurichten und Bischöfe einzusetzen. Bonifazius gründete hierauf 4 Bisthümer: für Thüringen Erfurt; für Hessen und Westphalen Barnburg (Paderborn); für Franken Würzburg; für die Pfalz Eichstädt. Nach Carl Martell's Tode weihte er Pipin zum König der Franken, und der Pabst rief ihn auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz. Aber sein liebster Aufenthalt blieb immer Fulda, wo er die so berühmt gewordene, nachmals gefürstete Abtei da gründete, wo er die erste christliche Kirche im Kattenlande gebaut hatte. Nach der Weise der Apostel Jesu machte Bonifazius jährlich große Rundreisen, um sich selbst vom Zustande jeder Diözese zu überzeugen, die Geistlichen in Provinzialsynoden zu versammeln, mit ihnen Rath zu pflegen und sie für die rechte Ausübung ihres Berufs zu begeistern. Achtmal vereinigte er die gesammte höhere Geistlichkeit Deutschlands in feierlicher Kirchenversammlung. Schon stand Bonifazius im Spätabend des Lebens; die Jahre hatten seine Locken gebleicht; die goldene Ernte seiner Lebensaussaat sah er prangen von einem Ende Deutschlands zum andern; er war sehr glücklich; — nur Eins bekümmerte ihn, immer wiesen die wilden Friesen das Evangelium zurück und beharrten in der Verehrung ihrer Götzen. Vergeblich hatte er zu verschiedenen Malen ihnen Lehrer zugesendet; keiner kehrte wieder. Da schien es dem edeln Greise, als wäre sein Werk nicht ganz vollbracht, und entschlossen tauschte er, nachdem er Verweser seines Amtes eingesetzt, den Erzbischofsstab mit dem Wanderstab und pilgerte nach Friesland, Christus dort selbst zu verkündigen. Schon hatte seine unbezwingliche Beredtsamkeit viele Tausende bekehrt. Von Ort zu Ort verpflanzte er das Kreuz; bald sah er sich dem Ziele seines Strebens nahe, als er das seiner irdischen Wanderung erreichte. Bei Dockum, unweit Leuwarden, wurde (755) Bonifazius von einem Haufen heidnischer Friesen überfallen und sammt allen seinen Begleitern erschlagen.

Aber kaum ward die That ruchbar, so strömten die bekehrten Friesen herbei, bemächtigten sich der Leiche und führten sie feierlich nach Utrecht. Hier wurde sie eingesargt, und Priester trugen von da die irdische Hülle des großen Apostels von Station zu Station bis nach Fulda, wo man sie in der Stiftskirche, im Grabgewölbe (der Krypta), beisetzte. Bonifazius hatte dasselbe sich selbst zur Ruhestätte erbaut und oft geäußert, sterbe er wo anders, möchte er doch hier begraben seyn. Noch heute ruht seine Asche da, heilig geachtet und unangetastet von den Stürmen 11 langer Jahrhunderte.

Die Fuldaer Stiftskirche, welche Bonifazius baute, und an der die Krypta das letzte Ueberbleibsel ist, brannte 927 aus, wurde dann bei weitem herrlicher und größer wieder aufgebaut und 980 als Dom geweiht. 1393 legte auch diesen eine Brunst in Asche. Im fünfzehnten Jahrhunderte im schönsten gothischen Styl wieder hergestellt, traf ihn, wie so manchen andern Prachtbau der Vorzeit, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das Schicksal, den dama-

ligen Fürstbischöfen so geschmackswidrig vorzukommen, daß er eingelegt wurde bis auf die heilige Krypta. Auf seinem Fundamente und aus den Materialien des alten erhob sich der neue Dom. Es ist eines der schönsten Bauwerke aus jener verdorbenen Zeit, wo der italienische Styl mit seiner Affengrazie und seinem Schnörkelreichthum der Baukunst allein Muster geben durfte. Dieser Dom, aus Werkstücken in einem lateinischen Kreuze erbaut, mißt 300 Fuß Länge, und die beiden Hauptthürme haben eine Höhe von 220 Fuß. Sein Inneres, obschon mit Pilastern und Ornamenten überladen, imponirt durch Größe, und man bewundert in demselben die vortreffliche Vertheilung des Lichts.

CCLXXXXVI. Palermo.

Für den Mann, welchen höhere Interessen, als die des blos materiellen Wohlseyns begeistern, und der das Glück der Völker und Staaten nicht nach ihrer Wohlbeleibtheit mißt; für den Freund des Vaterlandes auch, der an gerechten Erwartungen die Wirklichkeit als Maßstab anlegt, ist die Zeit nicht so heiter, daß er in das Hosiannah einstimmen müsse, welches von so mancher Seite her sich fort und fort hören läßt. Alles Staunens über die Wunder und Herrlichkeiten der Gegenwart zum Trotz, sieht er sie doch schwer erkrankt. Die Ausartung der Sitten, ausgegangen von oben, hat die Gesellschaft durchdrungen bis zu den allertiefsten Schichten, und Immoralität, in trüber Mischung mit roher Selbstsucht und verbrecherischem Leichtsinn, bring die furchtbare Masse nachgerade in eine faule Gährung. Wenn man Recepte verschreibt, ist Krankseyn kein Geheimniß; zu keiner frühern Zeit waren aber die Aerzte so geschäftig als jetzt. —

Inmitten dieser düstern Zustände erhebt die Industrie in blendendem Glanze ihr Haupt. Wie ein Cherub schreitet sie einher, und vor ihrem flammenden Schwerdte neigt der alte ehrwürdige Bau der bürgerlichen Gewerbe sich in den Staub. Krachend stürzt er ein, und wehe den Handwerkern, die sich nicht zeitig flüchten und einziehen in die neuen Paläste, welche Wissenschaft, mit Geldkraft im Bunde, zu ihrer Aufnahme freigebig gebaut haben. Ansprüche auf Unabhängigkeit kann der Handwerker, der Groß-Industrie gegenüber, freilich nicht geltend machen und der früher selbstständige Gewerbsmann sinkt zum Miethmann, zum Proletair herab. Aber die Umwandlung ist nicht mehr zu vermeiden und geht rasch vor sich. Bald wird es nur noch reiche Gewerbherren und arme Arbeiter geben, und der freie Handwerkerstand hört auf.

PALERMO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger

Stadt-
bücherei
Elbing

In enger Wechselwirkung mit diesen Verhältnissen steht die wunderbare Vermehrung der Communikationsmittel. Bisher hat die Sucht nach Vergnügen und Genuß in den höhern Classen der Gesellschaft am meisten Rechnung dabei gefunden, obschon es gewiß ist, daß mit der Zeit auch den unteren Classen die Vortheile zu gut kommen werden, welche jetzt den höhern vorzugsweise werden. Wo vor 20 Jahren Einer reiste, reisen jetzt Fünf, und in 20 Jahren werden so viel Hundert reisen. Bei dieser friedlichen Völkerwanderung müssen nothwendig jene Länder am meisten gewinnen, welchen der Schöpfer am freigebigsten die Reize verlieh, nach deren Genuß der Mensch am allermeisten verlangt: ein mildes Klima und eine schöne Natur.

Auch Sicilien nimmt reichlich Theil an der allgemeinen Aerndte. Seitdem Dampfbootrouten die Hauptstadt der Insel mit Neapel, Malta, Marseille, Livorno und Civita-Vecchia verbinden, werden mit jedem Jahre die Schaaren größer, welche Sicilien zum Ziele ihrer Forschungs- oder Vergnügungsreisen erkiesen. Man berechnet, daß sich binnen einem Lustrum die Zahl der Reisenden dorthin verdoppelte. Kein Wunder! Denn was die Natur Reizendes und Großes auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum der weiten Erde zusammen drängen konnte, hat sie in Sicilien versammelt, und was geschichtliche Erinnerungen vermögen, ein Land interessant und ehrwürdig zu machen, findet sich hier in reicher Fülle. Die großen Denkmäler von kaum noch dem Namen nach bekannten Nationen, die Riesenwerke alter Baukunst, welche wir nur bewundern, nicht nachbilden können, und die uns noch in ihren Trümmern mit heiligem Schauer durchbeben, wetteifern hier mit den seltsam geformten, kühn den Wolken anstrebenden Gebirgen und zeigen sich noch nach 3000jährigen Zeitstürmen als des Landes herrlichsten Schmuck. In keinem andern Theile der Erde findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, und das hochgepriesene Rom selbst darf seine Denkmäler denen Siciliens an Größe und erhabener Schönheit nicht vergleichen. Rom's Monumente gehören blos einer Zeit an, der kurzen Epoche seiner Cäsaren. Alles andere deckt die Nacht. In Sicilien hingegen umfassen nur allein die Monumente des griechischen Alterthums ein ganzes Jahrtausend, und den Bildungsgang der edelsten Kunst kann der Kenner Schritt für Schritt verfolgen. An die griechischen Denkmäler reihen sich die Monumente, welche die herrschende Siebenhügelstadt der Welt hinterlassen, und von diesen ausgehend kann der Forscher die ganze Stufenleiter des Kunstverfalls späterer Zeiten hinabsteigen, wo sich griechische, ägyptische, arabische Style bastartartig zusammengatten, bis endlich germanischer Sinn unter Normannen und Barbarossa die Architektur zur herrlichen Selbstständigkeit von neuem erhob. Von dieser Epoche folgt er ihr leicht durch eine abermalige lange Periode des Verfalls bis zur Gegenwart. — Aber nicht blos für den Kunstforscher, auch für Diejenigen, welche die mildern Himmelsstriche aufsuchen, um eine schwankende Gesundheit zu befestigen, ist Sicilien, wo Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft und der heitere Himmel gleich entzücken, ein gefeierter Name. Könnten unsere invaliden Touristen nur bequem durch dieses Paradies fahren, so würden sie dahin wallfahrten, wie nach Florenz, Rom und Neapel.

Der Mangel an Heerstraßen in Sicilien ist sehr lästig; hat aber auch seine eigenthümlichen Reize. Da sich zu jenem, in natürlicher Folgerung, der Mangel von Gasthöfen gesellt, die man im Innern des Landes kaum dem Namen nach kennt, so fällt es der Gastfreundschaft zu, für Ersatz zu sorgen. Es gibt kein Land in der Welt, wo der gebildete Reisende zuvorkommendere und herzlichere Aufnahme findet, als in Sicilien. Er bedarf nur einer Introduction bei einem angesehenen Hause, um gewiß zu seyn, daß es ihm nicht an Empfehlungen für seine ganze Tour gebrechen werde, die ihm überall die Vorrechte und Annehmlichkeiten sichern, welche man dem Fremden nirgend so bereitwillig und mannichfaltig einräumt. Dabei findet sich in den höhern Klassen, weit allgemeiner als im übrigen Italien, ächte und zumal gelehrte Bildung, im Gegensatze zu Neapel, wo die vornehmeren Stände hinter einem geschmeidigen, äußerlich feinen Wesen, dem Würde und Charakter abgeht, häufig Unwissenheit und Rohheit verbergen. —

Palermo ist die Hauptstadt und zugleich das Herz Siciliens, in welchem die großen Pulsadern seines Lebens schlagen. Die Stadt liegt an der Nordwestküste der Insel, an einem kleinen Meerbusen, und wird durch 2 Forts gegen die Seeseite gut vertheidigt. Die Zahl der Einwohner, die in den glänzendsten Zeiten 300,000 überstieg, ist unter 150,000 gesunken; die Cholera raffte vor 4 Jahren allein 30,000 hinweg. Palermo ist prächtig gebaut und reizend seine Ansicht vom Meere aus, wie sie der Stahlstich uns zeigt; doch viel herrlicher noch ist der Fernblick auf Stadt und Meer von den benachbarten Höhen herab. Aus der Bay betrachtet, verlieren sich die Thürme auf der Folie der Berge, welche die Stadt umschließen. Hafen und Vorstadt erscheinen fast klein, und am erstern vermißt man das lebendige Gewühl des Neapolitaner Molo, das Gequäcke der Policinells, die einförmige Stimme der Vorleser des Tasso, das Ausrufen der Früchteverkäufer, deren überreiche Vorräthe das lüsterne Auge ergötzen, und an den Marinaris (dem Schiffsvolk) die malerische rothe Kappe, welche in ganz Sicilien durch die nüchterne weiße Zipfelmütze verdrängt worden ist. Die platten Dächer haben auch aufgehört, und die häßlichen Hohlziegel des nördlichen Italiens sind ein eben so unerwarteter, als unangenehmer Anblick. Die ersten Straßen, welche man, vom Hafen aus, durchwandert, sind auch enge, winklich, finster; genug, der erste Eindruck ist kein günstiger. Aber ehe die Täuschung sich dem Begriffe vertraut machen kann, betritt man die Hauptstraßen der Stadt, schreitet man über den herrlichen Corso und die Strade Marqueda, und sie verschwindet. Genannte Stadttheile und die Piazza Villena sind fast ganz aus Pallästen gebildet, deren grandioses Ensemble reichlich ersetzt, was sie bei der Musterung im Einzelnen verlieren; denn die meisten dieser Prunkgebäude tragen das Gepräge der letztern Jahrhunderte zur Schau, Ungeschmack und Geistlosigkeit, die sich hinter einem Schwulst gedankenlosen Zierraths verbirgt. Wunderlich geschnörkelte und gebogene Eisenbalkone hängen vor jedem Fenster und werden von in plumpen Gestalten ausgemeißelten Consolen getragen; widerwärtige Karyatiden, gewundene Säulen und ähnliche Auswüchse des Zopfstyls verunzieren die meisten Façaden; das Ganze imponirt aber doch durch seine gewaltige Masse, und

man erkennt Palermo, durch sein äußeres Erscheinen, sogleich als den Sitz einer reichen und mächtigen Aristokratie und als die einstige Residenz der Beherrscher des Landes, von den Byzantinern und Sarazenen an, bis auf die Normannenfürsten, die spanischen Statthalter und die Vicekönige Neapels. Königsstandbilder reihen sich längs der Marina und thronen auf einzelnen Plätzen; Fontainen sprudeln an den Straßenecken und Marmortafeln verkündigen die Namen ihrer Stifter: aber die Inschriften sind schwülstig, die Formen verzerrt, die Ornamente bei aller Ueppigkeit ohne Humor. Palermo hat auf die Ehre, der Sitz des schlechten Kunstgeschmacks zu seyn, vollen Anspruch.

Unter der Herrschaft des Letztern hat auch das Große und Schöne aus früheren Jahrhunderten gelitten und die herrlichsten Werke der maurischen und gothischen Architektur sind von ihm vielfach angetastet worden. Die Kirche des Johannes in der Wüste z. B. hat von ihrer frühern Moscheenpracht blos die Kuppeln gerettet, der normännische Dom sogar ist durch plumpen Zierrath ganz verunstaltet. Nur die Kapelle Palatina von unvergleichlicher Schönheit entging den barbarischen Verbesserungen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Aus dem Vorhergesagten läßt sich ahnen, daß Palermo an eigentlichen Kunstwerken nicht reich seyn könne. Es hat zwar ein Nationalmuseum; aber die Sammlungen sind weder zahlreich, noch kostbar. Das Beste, was die Ausgrabungen in Selinunt ꝛc. liefern, kommt nie hierher, sondern wandert nach Neapel, oder in die Palläste der Britten, deren Agenten jeden bedeutenden Fund sogleich aufspüren. Aus dem Mittelalter sind die Porphyrgrabmäler der Hohenstaufen im Dom noch die bedeutendsten; aber, so berühmt sie auch sind, so ist doch ihr historisches Interesse größer, als ihr Kunstwerth. Im königlichen Schlosse machen die gefeierten antiken Bronze-Widder im Krönungssaale das einzige sehenswerthe Sculpturwerk aus. Reicher ist Palermo an Malereien, obschon bei weitem das Beste des hier Gewesenen von den fremden Herren, den Spaniern zumal, längst entführt worden ist. Die Hauptkirchen enthalten viele Bilder aus der Zeit Raphaels und die Hauptwerke von Vinzenzo Romano, Aromolo und Monrealese; auch ist im Oratorio del Rosario ein berühmtes Bild von Vandyk. In den Pallästen ist keine Ausbeute. Sie sind mit den Fratzen des 17. und 18. Jahrhunderts behangen, vor welchen die nobeln Erzeugnisse der alten Kunst verschwanden.

Die Umgebungen Palermo's tragen den Zauber sicilianischer Landschaften an sich. Nirgends sind die Formen der Terrainverschiedenheiten launiger, mannichfaltiger. Große Strecken, welche mit Oelbäumen bepflanzt sind, andere, welche die Aloe als Zaun umspannt, Gärten, in denen die indianische Feige theils beetweise gezogen wird, theils in üppiger Freiheit durcheinander wuchert, traurige Zypressen, welche die Todtenäcker und einsamen Kapellen umgeben, kühne, von Normannen und Mauren gespannte Brücken über die reißenden Bergwasser und Schluchten, ferne Ruinen, Klöster und Burgen auf den Höhen, lachende Villen mit traubenschweren Veranden, einsame Vignen, von Bergströmen zerrissene Schluchten, deren Wände die reichste Vegetation verschwenderisch bekleidet, fesseln den Blick bei jedem Schritt.

Unter den Sehenswürdigkeiten in der reizenden Umgegend nehmen die maurischen Schlösser Cuba und Ziffa, der Monte Pellegrini und die Villen der sicilianischen Großen um Bagaria die ersten Stellen ein. Jene beiden Denkmäler arabischer Herrschaft sind vollkommen erhalten und Ziffa wird noch jetzt bewohnt. Es ist die Residenz des Fürsten Sciarra. Von diesem Schlosse, welches seiner Zaubergärten und der Pracht seiner Ausschmückung halber schon von den arabischen Schriftstellern gepriesen wurde, führt ein unterirdischer Gang nach der Stadt. Die Aussicht von der mit Zinnen gekrönten Terrasse ist unsäglich schön. Das große Palermo, umgeben von einem Gürtel von Orangengärten, über denen sich schlanke Palmen schaukeln, das Meer, die dunkelnden Berge mit ihren Spitzen und Zacken, rückwärts eine tiefe Schlucht, in welcher Dörfer und Weingärten und Klöster aus dem grünen Laubgewebe hervorlauschen, die Stadt Monreale mit ihren Kirchen, — alles rundet sich zu einem der herrlichsten Panoramen Siciliens.

Den Wallfahrtsberg (Monte Pellegrini) mit dem berühmten Grabe und Kloster der heil. Rosalie kennen wohl die meisten meiner Leser aus Göthe's plastischer Beschreibung, und aus eben diesem Grunde kann ich mir auch die der prächtigen Schlösser um Ongaria, unter welchen jenes des Prinzen Pallagonia bei den Palermitanern als höchste irdische Herrlichkeit gilt, dem aber in Wahrheit nur die Palme des Ungeschmacks gebührt, erlassen. Sühne für diese vom Aberwitz und Reichthum gegen Schönheit und Vernunft begangenen architektonischen Frevel gibt das Kloster Monreale. In dreifacher Windung zieht die Straße hinan, eingefaßt von Caktus und der Aloe, die ihr königliches Blüthenhaupt emporstreckt. Die Klosterkirche ist nicht blos die schönste in ganz Sicilien, sondern in ihrer Art einzig in ganz Italien. Selbst die Marcuskirche Venedigs erreicht sie an Reichthum kaum und wird von ihr an edler Einfachheit und Reinheit des Styls weit übertroffen. Beim Eintritt in das Heiligthum blendet Goldgluth das Auge, und Minuten vergehen, ehe es fähig wird, vom wunderbaren Ganzen das Einzelne zu sondern und zu betrachten. Das Hauptschiff ruht auf antiken Säulen von größter Schönheit; alle Decken sind mit Roth, Gold und Blau, über welche sich lichtweiße Ornamente arabeskenartig hinziehen, ausgemalt. Goldblech bedeckt die Querbalken und faßt jedes Gesimse und jede Leiste ein. Die Seitenwände des Hauptschiffs sind mit der prachtvollsten Goldmosaik belegt, Scenen aus dem alten Testamente darstellend; Bilder aus dem neuen Testamente, ebenfalls in Goldmosaik, füllen die Altäre, die Chöre, die Seitenschiffe aus. Die Zeichnung an diesen Malereien ist vortrefflich. Alle Zwischenräume sind mit köstlichem Jaspis und Marmor ausgetäfelt; musivische Arbeit ziert Pfeiler und Bischofssitz im Chor; der Fußboden ist Mosaik aus Porphyr. Selbst der Kreuzgang des Klosters war ursprünglich mit Bildern auf Goldgrund geziert; aber unter den räuberischen Händen der Zeit und der Menschen sind diese verschwunden.

Im Charakter der Palermitaner tritt der Typus des sicilianischen scharf ausgeprägt auf, und die lange Gegenwart der fremden Herrschaft hat hierin nichts geändert. Des Neapolitaners affenartiger Beweglichkeit und seiner gutmüthigen, für allen Scherz empfänglichen Laune, stellt sich das düstere, fast feierliche Wesen des Palermita-

ners schroff entgegen. Die Gesichtsbildung schon unterscheidet beide Racen höchst auffallend und macht die Verschiedenheit ihres Charakters kenntlich. Die Palermitanische Physiognomie hat etwas Edeles, Stolzes; in ihrem dunkeln, beweglichen Auge lodert unheimliche Gluth; es ist ein Vulkan, der des Ausbruchs harrt. — Der Neapolitaner macht den Magen zu seinem Abgott; der Sicilianer dagegen ist nüchtern. Beide streben nach Erwerb ohne Arbeit; aber während der Neapolitaner auf die gemeinste Art bettelt, betrügt, oder stiehlt, — läßt sich der Sicilianer höchstens zum Raube herab. Nur in Einem sind Beide gleich: im Eifer für vernunftlosen Bilderdienst. Der Palermitaner ist so abergläubisch und so fanatisch eingenommen für seine Glaubensvorurtheile, als es der Neapolitaner nur immer seyn kann. Bei allen Angelegenheiten des Lebens verlangt er, daß der Himmel intervenire; bei jedem Geschäfte sucht er die Heiligen in sein Interesse zu ziehen. Der Einfluß der Geistlichkeit ist daher unbeschränkt und ihr oft zügelloses Leben, obschon die Geschichten darüber von Munde zu Munde laufen, vermag nicht, ihre Macht zu schmälern. Nirgends finden sich so viele Klöster in und um eine Stadt zusammengehäuft als in Palermo, und der Boden des Landes weit umher ist zur größern Hälfte kirchliches Eigenthum. Notorisch stehen die meisten Klöster durch unterirdische Gänge mit einander in verborgener Verbindung, und, wie die Sage geht, zu sehr weltlichen Zwecken. — Reinlichkeit ist in Palermo nicht zu Hause; so wenig als in Neapel. Dort, wie hier, beleidigen das Auge des an Ordnung und Sauberkeit gewöhnten Nordländers die Zeichen der Unsauberkeit in jeglicher Wohnung, und selbst die Palläste der Großen lassen schneidende Contraste von Pracht und Schmutz bemerken. Die Sucht, mit einem zahlreichen Schwarm von Faullenzern in betreßtem Rocke zu glänzen, macht sich in den Antichambren widerlich breit. Daneben aber ist große Negligence augenfällig, und in den prächtigen Sälen, ja sogar auf den Balkonen der Palläste, sieht man wohl auf queerüber gezogenen Leinen die Leibwäsche der Eccellenza trocknen. Artigkeit und seltene Zuvorkommenheit gegen Fremde sind indessen unter den vornehmen Classen allgemein, und der Forestiero findet am Palermitaner, hätten beide auch nur leichte Bekanntschaft an einem öffentlichen Orte mit einander geknüpft, den gefälligen Cicerone zu allen Merkwürdigkeiten in und außerhalb der Stadt. Ein eigenthümlicher Zug des Palermitaners ist's, den Fremden ohne Umstände zum Vertrauten zu machen, zumal zum Mitwissenden seiner Unzufriedenheit mit den bestehenden politischen Verhältnissen, die des Palermitaners Seele ausfüllt; denn sein Stolz auf sicilianische Nationalität fühlt sich durch hundert Dinge verletzt und der Groll gegen die neapolitanische Herrschaft ist ohne Maaß und Ziel. Beide Völker überhäufen sich bei jedem Anlaß mit Schmähungen, und das sicilianische, als der untoleranteste Theil, ist jederzeit der Gelegenheit gewärtig, das Joch abzuschütteln, mit welchem sich zu befreunden es niemals lernen wird.

Bei alle dem ist das Leben des Volks in Palermo voller Genuß; und fröhlich und sorglos schwingt es sich durch die ihm beschiedene Spanne Zeit. An heitern Abenden hört man überall Musik, auf dem Corso und den Piazza's fliegen Leuchtkugeln, prasseln Raketen, Gesang und Guitarre tönen und schwirren an allen Fenstern bis tief

hinein in die Nacht. Wer Herr seiner Zeit ist und zu den Glücklichen gehört, die frei ihren Aufenthalt wählen können, der säume nicht, ein Jahr auch in Palermo zu weilen, und wenn er zu leben weiß, wird er es gewiß zu den genußreichern seines Daseyns zählen.

CCLXXXXVII. Die Ruine von Heckersdorf an der Donau.

Das Stromthal der bayerischen Donau hat, in einer Länge von 35 Meilen, von Ulm bis Passau, eine reichere Mannichfaltigkeit der Szenerieen, als jede andere Parthie des größten der europäischen Flüsse. Bald windet sich dieser durch reichbevölkerte Landschaften mit zahlreichen Städten; bald durch üppige Gründe und anmuthige Gauen voller Flecken und Dörfer; bald wälzt er seine gewaltigen Fluthen durch weite Ebenen hin, oder durch düstere Wälder; bald schleicht er langsam durch die meilenlangen öden Moose (Moore), auf denen der Mensch kaum die ersten Culturversuche begonnen hat; bald rauscht er ernst durch steile Gehänge bewaldeter Bergketten, oder durch das Halbdunkel tiefer Schluchten. Wo irgend am Ufer ein Fels sein Haupt emporreckt, blickt graues verfallenes Gemäuer herab, und an jeder Stelle des Stroms, wo derselbe sich in scharfem Winkel krümmt und dadurch ein Vorgebirge bildet, steht eine verfallene Raubveste, deren man vor des Habsburger's Zeit an der bayerischen Donau allein über 20 gezählt hat. An jeder solchen Zollstätte wurden Schiffer und Kaufherr gebrandschatzt nach dem Tarif, welchen die Laune, Willkühr und Habsucht der ritterlichen Zollherren diktirte. Trachtete man aber sich durch bewaffnetes Geleit zu schirmen, so mußte der Schutz oft theurer bezahlt werden, als der Raub. — Unser vortrefflicher Stahlstich zeigt ein solches Zollhaus auf der Zinne eines schroff aus dem Strombette aufgeschossenen Felsens, und es ist eine der imposantesten Ruinen, welche die malerischen Ufer der obern Donau schmücken.

SCHLOSS HECKERSDORF AN DER DONAU

(Bayern)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger

Stadt-
bücherei
Elbing

Stadt-
bücherei
Elbing

HOFWYL

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger.

CCLXXXXVIII. Hofwyl bei Bern.

„Dieß ist Einer von Uns; dieß ist ein Fremder!“ So sprechen
Niedere Seelen. Die Welt ist nur ein einziges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als Seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil.

Die dünne Rinde der Gluthkugel, die wir Erde nennen, ist göttlich angehaucht, und auf ihr wimmelt ein Leben, Atom vom großen Leben des Universums. Aber auch in der Seele jedes einzelnen großen*) Menschen ist Gott lebendig und ein Weltbildungsstreben trachtet unablässig nach Entwickelung. Weise Ordnung! Ohne die großen Gluthseelen, an welchen sich die kleinen erwärmen können, würden diese gar erstarren; das Menschenmeer wäre ein Eismeer, die Sonne der Zeit beschiene es umsonst. —

Hofwyl! Auch dich hat ein Mensch aufgerichtet, welcher hoch auf den Bergen steht; Einer, der die Gewitter des Lebens nur um, nie über sich hat. Reines Herzens hat er die Saat dort ausgeworfen, welche seine Seele als die beste erkannte; Wunder der Arbeit hat er gethan, um sein Feld zu roden, und über der Arbeit wenig Dank geärndtet; jedoch herrlich steht die Flur. Der schlimmsten Vergangenheit ist er los, und manche Blüthe hat ihn hoch erfreut. — Ich beneide Fellenberg.

Hofwyl's Bildungsanstalten sind nicht mit gewöhnlichen Instituten, die im Privatinteresse und für bloße Privaterziehung errichtet werden, zu verwechseln. Vom Anbeginn an gab ihnen ihr Begründer die Bestimmung, den öffentlichen Interessen des Staats und der Menschheit zu dienen, und selbst die zahlreichen Gegner seiner Bestrebungen haben Hofwyl's große Bedeutung für die Civilisation nicht zu leugnen gewagt. Mächtig ist der Strom geworden, der aus der lautersten Quelle fließt; denn er ist aus der einen Idee entsprungen, daß dem allgemeinen Culturverderben unserer Zeit nur auf dem Wege einer alle Stände des Volks mit gleicher Sorgfalt berücksichtigenden, verbesserten Erziehung mit Erfolg entgegenzuwirken sey. Fellenberg's eigenthümliche, sehr bewegte Verhältnisse begünstigten bei ihm die vielseitigste Beschauung des Lebens und schon im frühen Mannesalter hatte sich ihm die Ueberzeugung

*) Ich verstehe darunter nur solche, welche reines Herzens für der Menschheit höchste Interessen aufopfernd wirken; Pythagoras z. B.; Lykurg, Luther, Washington, Kosziusko. — Der Größte wurde gekreuzigt.

aufgedrungen, daß die Fundamente des häuslichen und bürgerlichen Lebens, Sittlichkeit und Religiösität, an den beiden Enden der civilisirten Menschheit — der niedern Classe und der vornehmen — zerstört seyen, und die durch die Entsittlichung hauptsächlich beförderte Verarmung von unten herauf die Gesellschaft mit den größten Gefahren bedrohe. Die vollkommen-klare Einsicht in den Thatbestand und die Ursachen jenes Verderbens, verbunden mit dem auf wahrer Religiösität begründeten unerschütterlichen Glauben, daß Gott die Menschheit mit den nöthigen Anlagen und Kräften ausgerüstet habe, um, in ächter Cultur, ihre Bestimmung, die eingepflanzten Triebe nach Glückseligkeit, Vervollkommnung und Sittlichkeit in harmonischer Unterordnung (unter jeglichem Standesverhältniß) befriedigen zu können, wofern nur das intellektuelle, moralisch-religiöse und industrielle Leben aller Volksclassen durch tüchtige Erziehung zur gehörigen Entwicklung gebracht würde, waren Fellenberg's Ausgangspunkte. Dabei gab er, ganz abweichend von Rousseau's, Fichte's und anderer Ideologen Ansichten über Erziehung, dem sogenannten Positiven im Staat und Kirche Würdigung, und indem er sein System den einmal bestehenden, oder gegebenen Verhältnissen anpaßte, wurde er der Schöpfer der neuern praktischen „Staatspädagogik" und führte aus, was die größten Menschen des classischen Alterthums (Pythagoras, Lykurg, Platon ꝛc.) mit mehr oder minder großem Erfolge zu ihrer Zeit versucht hatten.

Die wichtigste und werthvollste Eigenthümlichkeit der Hofwyler Bildungsanstalten ist unbezweifelt die, daß in ihnen die physische und ökonomische Basis des Volks- und Staatslebens mit den höchsten Interessen der Humanität in gleiche Linie gebracht ist; denn wie sittlicher und ökonomischer Verfall bei Individuen und Völkern immer Hand in Hand gehen, so sollen auch die Gegensätze vereinigt dem Ziele zuschreiten. Welche Bedeutung der rechtliche Erwerb und die Arbeit für die höheren Interessen des Menschenlebens wirklich habe, ist in den Hofwyler Anstalten auf die überzeugendste und klarste Weise zur Darstellung gebracht. Wer Hofwyl besucht, wird unwillkührlich von Verwunderung ergriffen bei dem Anblicke dieser zahlreichen, auf einer weiten Aera zerstreuten, großartigen Anstalten: alle das Werk eines einzigen Privatmannes und die Frucht 30jähriger Ausdauer in der Verfolgung einer Idee für Menschenwohl. — „Heiterkeit, Ordnung, Eintracht und Thätigkeit walten überall; der Geist des Gründers schwebt gleichsam über alle Theile seiner Schöpfung und durchdringt jedes derselben angehörige Individuum. Ein großer Gedanke durchläuft das labyrinthische Ganze als sichtbarer Faden; ein Gedanke, hervorgegangen aus der tiefsten Betrachtung über die Zustände der gesitteten Völker. Unwillkührlich drängt sich jedem Besucher Hofwyl's die Ueberzeugung auf, daß er hier den großartigsten Versuch für eine gründliche Reform der europäischen Gesellschaft vor sich sehe, anbahnend die sittliche Regeneration der gesammten Menschheit."

Fellenberg's Anstalt umfaßt gegenwärtig folgende, zwar getrennte, aber mit einander in steter Wechselwirkung stehende Institute. Erstens: die Erziehungsanstalt für die Söhne der höhern Stände. Der Zweck, der in derselben verfolgt wird, ist: durch die naturgemäßeste, vielseitigste und höchstmöglichste Ausbildung den begün-

stigten Ständen, deren bisherige Erziehung darauf hinwies, Macht und Reichthum zur Unterdrückung der niedern Volksklassen zu mißbrauchen, wieder zum Wirken für's Wohlergehen der menschlichen Gesellschaft zu verhelfen, im wohlverstandenen Interesse ihres eigenen Glücks. Auf Gefühl und Charakterbildung wird in der Fellenbergischen Anstalt mächtig gewirkt, und alles strebt dahin, die jungen Leute mit ächter Begeisterung für ihren hohen Beruf, wie mit Lust und Liebe für Arbeit und thätiges Leben zu erfüllen und sie bis zur Epoche der Erstarkung ihres Willens aus einer Umgebung fern zu halten, deren Versuchungen siegreich Widerstand zu leisten die vornehme Jugend so selten vermag. Mit besonderer Sorgfalt wird bei den Eleven darauf hingearbeitet, sie frühzeitig an einen großartigen Ueberblick der mannichfachen Beziehungen des Lebens zu gewöhnen und das Gemüth zu einer lebendigen Theilnahme an dem Loose ihrer unbegünstigten Mitmenschen anzuregen. Eine große Reihe jetzt lebender, wackerer, zum Theil hochgestellter Männer, sowohl in der Schweiz, als in Deutschland, Frankreich ꝛc., deren Leben sich durch gemeinnützige Bestrebungen auszeichnet, hat bei Fellenberg seine Erziehung genossen und gibt Zeugniß von ihm. — Ein zweites Institut ist die landwirthschaftliche Anstalt. Sie hat sich Weltruf erworben; die meisten europäischen Fürsten haben sie selbst besucht und fast alle Regierungen Lehrer hingesendet, sich mit dem Systeme bekannt zu machen, um nachher ähnliche Anstalten in ihren Staaten einzurichten. In eine Detailbeschreibung dieser vielverzweigten und großartigen Anstalt einzugehen wäre hier am unrechten Orte. Es genüge die Andeutung, daß Fellenberg durch seine vielfältigen und lehrreichen Versuche und bessere Methoden für die Entwässerung und Bodenverbesserung der Felder, die Entsumpfung und Bewässerung der Wiesen, die Düngerproduktion, die Einführung der Vierfelderwirthschaft mit doppelten Ernten und durch eine unzählige Menge von Erfindungen neuer, so wie der Verbesserung alter landwirthschaftlicher Geräthe und Maschinen, kurz durch das Beispiel eines in jeder Beziehung rationellen Betriebs des Landbaus um Europa große, nie hoch genug zu schätzende Verdienste sich erwarb. Was seine Verbesserungen leisten können, stellt sich im Gute Hofwyl glänzend heraus. Fellenberg brachte den Ertrag des letztern binnen 20 Jahren auf das Dreifache. Eine eigene Zeitschrift (die Hofwyler landwirthschaftlichen Blätter) verbreitet Fellenbergs Ideen und Erfahrungen auch im weitern Kreise. — An diese Anstalt knüpft sich zunächst die Wehrlischule, ein ökonomisches Institut für die ärmsten, niedrigsten, verwahrlosesten und verlassensten Menschen. Fellenberg ging dabei von dem Grundsatze aus, daß keinem Menschen anders als durch sich selbst zuverlässig zu helfen sey, so wie von der ebenfalls ganz begründeten Voraussetzung, daß auch im geldarmsten Menschen ein hinlängliches eigenes Produktionsvermögen sich findet, um seine Lage zu verbessern, wofern nur der Geist des ausdauernden Fleißes, der Sparsamkeit und der Ordnung in ihm gehörig entwickelt und dabei für wirksam-religiöse Erhebung, als Grundlage aller Sittlichkeit, gesorgt wird.

Bei dieser Anstalt denke man nicht an eine gewöhnliche Arbeitsschule, wo die Kinder der Armuth mit Spinnen, Stricken, Sticken, Klöppeln, Federschleißen u. s. w. in dumpfigen Stuben eingepfropft, kümmerlichen Tag-

lohn verdienen, um das Leben zu fristen, dafür aber mit lebenslänglicher körperlicher Verkrüppelung und geistiger Verdummung büßen müssen. Der Grundsatz, daß sich die Anstalt durch die Arbeit ihrer Insassen erhalte und ihre Kosten selbst decke, wird allerdings streng durchgeführt; aber dabei wird für die geistige und sittliche Ausbildung der Zöglinge gewissenhafte Sorge getragen, und auf solche ein großer Theil der Zeit verwendet. Unter diesem Haufen junger Leute, aus der Hefe der Gesellschaft stammend, wird man nie einen Fluch noch Schwur hören; kein Spotten, kein Schmähen, kein Drohen, kein ungezogenes, kein überhartes Wort hat hier statt. Geräuschlos greifen die Menschen zum verschiedenartigsten Wirken in einander. Wehrli, ein Freund Fellenbergs, leitet diese Anstalt seit länger als zwanzig Jahren.

Nachdem Fellenberg auf erwähnte Weise für Erziehung beider Extreme der Gesellschaft gesorgt hatte, stiftete er 1830 sein sogenanntes Realinstitut für den Mittel- oder Bürgerstand, für die Gewerbe. Auch in dieser Anstalt sind Unterricht und Erziehung, Lehre und Leben so gestellt, daß sie sich gegenseitig auf das innigste durchdringen und ergänzen. Jene ächte Industriebildung, deren Bedürfniß man überall so sehr fühlt, wird hier vollkommen errungen. Viele Realschulen des Auslandes holten bei Fellenberg Ideen, Lehrer und Muster. — Zwölf Jahre lang bestand auch eine Mädchenerziehungsanstalt in Hofwyl, zur Bildung von Hausfrauen für die mittlern und untern Stände. Späterhin fand es Fellenberg jedoch zweckmäßiger, an die Stelle eines eigenen Instituts den Unterricht in den Ortschaften selbst treten zu lassen. — Von gesegnetem Einfluß ist ein sechstes Institut Fellenberg's, — das der Normalkourse für Landschullehrer. Mit beispielloser Hingebung und Uneigennützigkeit widmet sich der edle Mann der Aufgabe, die Schullehrer der benachbarten Cantone jährlich 2 Monate lang nicht blos in der bessern Erziehungsmethode zu unterrichten, sondern sie während dieser Zeit auch in seinem Hause gastfrei zu unterhalten.

Fassen wir die Resultate der Fellenbergischen Schöpfungen zusammen, erwägen wir, welche Opfer denselben gebracht worden sind*), so müssen wir uns in Verehrung vor dem Manne beugen, der alles das als einfacher Privatmann, blos auf die Reinheit und Kraft seines Willens gestützt, vermocht hat. In Hofwyl ist der Menschheit gezeigt, was geschehen kann und geschehen müsse, um dem einreißenden Civilisationsverderben einen haltbaren Damm entgegenzusetzen. Was dort praktisch ausgeführt worden ist, schlägt die Furcht Derer nieder, welche an einem Heilmittel gegen das sittliche Erkranken der Zeit verzweifeln, und es richtet den Muth des Menschenfreundes auf. Fellenbergs Ideen verlangen keinen künstlich bereiteten Boden. Sie sind überall ausführbar, wo sie hin verpflanzt werden, und, allgemein in's Leben geführt, würde sie wahr machen, was Welker in Bezug auf sie sagt: „Es werde dem Geiste Grund gegeben auf der Erde und er bestimmt die Ordnung einer Welt."

*) Fellenberg verwendete sein ½ Million Franken betragendes großes Vermögen ausschließlich auf die Ausführung seiner philanthropischen Zwecke. Er hat überdies Verfügungen getroffen, daß seine gesammten Anstalten und ihre Fonds als Geschenk an den Staat übergehen, dem er dagegen die Verpflichtung auflegt, sie in seinem Geiste fortzuführen.

Stadt-
bücherei
Elbing

HEILIGER KREUTZBERG & KLOSTER
in der Rhön

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburghausen

Eigenthum der Verleger

CCLXXXXIX. Der heilige Kreuzberg der Rhön.

Die Ursachen, welche das verwirrende Chaos der Erdrinde gestaltet haben, blieben zu allen Zeiten des Erdalters die nämlichen. Vulkane und Erdbeben waren und sind noch gegenwärtig die Hauptmittel, deren sich unser feuerflüssiger Planet bedient, seine verschlackte Kruste, seine Continente und Meere zu verändern. Es laufen in verschiedenen Richtungen vulkanische Linien über die Erdkugel hin, welche beständig Ausbrüchen und Erschütterungen ausgesetzt sind. So läuft die Linie der Anden durch die neue Welt ihrer ganzen Erstreckung nach von Süd nach Nord, vom Feuerland bis zu den Aleuten, ja sie läßt sich aus ihren Wirkungen selbst unter dem Ocean hin bis zu ihrem Anschließungspunkte an jene Reihe vulkanischer Heerde verfolgen, welche von Kamtschatka nach Japan, den Philippinen, Molukken bis in die südlichsten Glieder der asiatischen Inselkette sich ausdehnt. Der stille Ocean ist demnach von einem Gürtel thätiger Vulkane umgeben, während sich aus den, vom Senkblei unergründlichen Tiefen jenes Meeres zahlreiche Coralleninseln erheben, die meistens durch ihre Kegelform darauf hindeuten, daß sie einen alten Krater bergen. Eine zweite, uns nähere Vulkanen-Zone geht von Ost nach West, und ihre Schreckensherrschaft erstreckt sich von den blühenden Thälern Persiens, über Kleinasiens und Griechenlands herrliche Gefilde hin durch die alten Sitze der europäischen Kultur bis zu dem Atlantischen Meere. Zwei sich einander durchschneidende Linien lassen sich um die Erde ziehen, welche den heftigsten Stößen ausgesetzt ist. Zu beiden Seiten derselben strahlen die Bebungen aus, anfangs mit zerstörender Macht begabt, bis sie in schwachen Oscillationen endigen, die unfähig sind, die Bodengestaltung zu verändern. Solche Schwingungen erstrecken sich oft mehre hundert Meilen weit; sie pflanzen sich in der Erdkruste fort, wie der Schall in der Luft.

Nur wenn der Riß so tief ist, daß er von der Kruste der Erde bis zur feuerflüssigen Masse derselben niederreicht, können sich Laven entleeren. An den Schichten dieser Laven mißt der Geologe, wie der Botaniker aus den Wachsringen des Stamms das Alter des Baums berechnet, das Alter der jüngsten Erdrinde. Ungeheuer weit liegt deren Geburtstag für den gewöhnlichen Begriff des Menschen zurück. 3000 Fuß über der Basis des Aetna, zwischen Schichten von Lava und Bimsteinen, findet man Muschelbänke, welche über 200 Arten von Fischen und Schaalthieren enthielten, die denjenigen, welche noch jetzt im Mittelmeere leben, völlig gleich sind. Diese Thiere gehören also der letzten, der jetzigen Erdrinde an; augenscheinlich hob sie ein ungeheuerer Ausbruch aus dem Grunde des

Meeres auf jene Höhe, und seitdem hat sie der Aetna mit seinen Lavaschichten allmählich 9000 Fuß hoch überdeckt. Da wir nun wissen, daß es neunzig Aetna-Ausbrüche durchschnittlich bedarf, um die Gesammtoberfläche jener ungeheuern (15 Meilen im Umkreis messenden) Feueresse um einen Fuß zu erhöhen, neunzig Aetna-Ausbrüche aber einen Zeitraum von etwa 1000 Jahren einnehmen, so ist leicht zu berechnen, welche weit über alle Geschichte und Sage hinausreichende, in die Millionen Jahre gehende Zeit erforderlich war, um die Pyramide des Aetna zu ihrer jetzigen Höhe aufzuthürmen. Und doch gehört die Erdrinde, auf welcher die Lava sich allmählich zum Aetna erhob, in geologischer Hinsicht der Gegenwart an! — Erschrick' nicht, armer Sterblicher, der du deine Gegenwart mit einer solchen vergleichst, deine Spanne Zeit an solche Ewigkeiten missest. Auch diese Ewigkeiten sind nur Zeitspannen, denn zum Alter der Erde selbst verhalten sich die Alter ihrer Krustverwandlungen wie Eintagsfliegenleben zu Jahrtausenden. Noch mehr. Die Astronomie thut dar, daß unser Planet selbst nur ein Punkt ist in der Unendlichkeit des Raums; werden nun die Milliarden Jahre, die es zu den Formwandlungen der Erde, von ihrer Kindheit als Nebelfleck an bis zu ihrer Jugend als inkrustirte Feuerkugel, bedurft hat, mehr seyn, als ein Punkt in der Unendlichkeit der Zeit? — — —

Wie die lebenden Vulkane einen Altersmesser für die neueste Erdrinde abgeben, so sind auch die erloschenen, den frühern Formationen angehörigen Erdschlöte geeignet, die Geschichte unsers Planeten unserm forschenden Auge immer mehr zu erschließen. Sie, und die durch eine lange Reihe von Formationen stufenweise zu verfolgenden Ueberreste der organischen Schöpfung, von dem fossilen Elephanten der vorletzten Kruste an bis zum atomistischen Schaalthiere des Urkalks herab, sind die Urkunden, welche Zeugniß ablegen von den Zuständen unsers Planeten vor dem Auftreten des Menschen; sie schlagen das Buch der Erdgeschichte vor uns auf, und führen unabsehliche Reihen von Verwandlungen und von geschaffenen Wesen an uns vorüber, von denen wir außerdem weder wüßten, daß sie gelebt haben, noch daß sie untergegangen sind.

Während sich heut zu Tage auf unserm ältern europäischen Continente die sichtbare Thätigkeit des unterirdischen Centralfeuers auf verhältnißmäßig wenige und unbedeutende Heerde zusammengezogen hat, nahmen die Vulkane in frühern Epochen einen unendlich größern Raum unsers Welttheils ein. Die ihren dicht aneinander gestellten Essen entquollene Lava thürmte ganze Gebirge empor. In noch ältern Zeiten blies die Gewalt der feurigen Fluthen Strecken der Erdkruste, Ländergroß, hoch auf, sprengte dann der Blase Riesenleib, und aus den vielen Meilen langen Spalten quollen die Porphyr- und Granitlaven heraus, und thürmten sich, erkaltend, als jene Felsmauern gen Himmel, deren Trümmer die Hochgebirge der Erde bilden.

Unser Deutschland war ein Hauptschauplatz der vulkanischen Thätigkeit in jenen Epochen. Recht großartig ist die älteste entwickelt in den Alpen, in den Karpathen; die im Erzgebirge, Thüringerwald, Riesengebirge und im

Harz, um deren Porphyr- und Granitzinnen sich die gehobenen und geborstenen ältern Flötzkrusten mantelförmig lagern, sind schon jüngerer Bildung; zunächst an unsere Epoche aber reicht die Entstehung jener merkwürdigen Zone von erloschenen Vulkanen, welche wir mit geringen Unterbrechungen von der Rhone und dem Rhein durch den Spessart, über die Rhön hin durch Hessen (Meißner), Westphalen bis zum Kraterkranze der Eifel verfolgen. Die Rhön ist in dieser Zone der Punkt, wo sich die vulkanische Thätigkeit am schaubarsten und kräftigsten entwickelt hat. Dieses ganze Gebirge, welches sich in einer Länge von 6—7 Meilen und einer Breite von 2—3 Stunden westlich von dem Thüringerwald und der Werra hinzieht, besteht aus einer dichten Reihe von Vulkanen, deren Krater zwar größtentheils eingestürzt, jedoch zum Theil auch (wie der Euben bei Gersfeld) noch mehr oder weniger kenntlich sind. Die Lava ist hier von den Vulkanen auf junge Flötzschichten (Keuper und Sandstein), 2 bis 3000 Fuß hoch aufgeschüttet worden; einzelne höhere Kegel stürzten durch Erdbeben ein, und ihre Trümmer füllten theils die Zwischenräume der Feuerberge aus, theils wurden sie durch Fluthen weggeführt, und ebneten die Thäler der nächsten Landschaft. Auf diese Weise erhielt das Gebirge der Rhön seine Gestalt. Von fern betrachtet ist's ein langer oder kahler Rücken, an dessem Saum sich hie und da eine Kuppe von abentheuerlicher Form und steilem Abfall erhebt. Jener Hauptrücken heißt die lange, oder auch (der Rauhheit des Klima's wegen) die rauhe Rhön. Merkwürdigerweise nehmen einen großen Theil des Plateaus 2 Moore ein (das rothe und schwarze Moor), deren schwankende Rasen- und Binsendecke unerschöpfliche Torflager verbirgt, Quellen des Reichthums und des Erwerbs für die Geschlechter einer noch holzärmern Zukunft. Im Hochsommer sind diese Moore ohne Gefahr zu betreten, und die umliegenden Ortschaften benutzen das Gras auf denselben gemeinschaftlich, bei dessen Einbringung, im August, sich die unwirthliche Höhe belebt; aber im Herbst und im Frühjahr sind die Moore so wässerich und deren Decke ist so weich, daß Menschen und Thiere, welche darauf gerathen, leicht versinken. Geschehene Bohrversuche machen das Daseyn eines unterirdischen Sees von beträchtlichem Umfang wahrscheinlich, der vielleicht den Krater eines ehemaligen Vulkans ausfüllt. — Jene Zeit der Heuernte ausgenommen herrscht Einsamkeit und Todtenstille auf der langen Rhön. Nur krummholziges Fichtengestrüpp umschließt die traurigen Sümpfe, und weit und breit um sie her ist keine menschliche Wohnung zu finden.

Die höchste Kuppe der Rhön ist der heilige Kreuzberg am südwestlichen Ende des Gebirgs, und Angesichts des Frankenlandes ragt er empor wie eine Pyramide, 3000 Fuß hoch. Buchenwaldung bedeckt den untern Berggürtel, weiter hinan wird die Vegetation ärmlich, und den Gipfel, fast kahl, umrankt blos niederes Gesträuch. Einzelne Bäume, die mit gebrochenen Aesten und Kronen umherstehen, zeugen von der Macht der hier selten rastenden Stürme.

Schon in vorchristlicher Zeit opferten die umwohnenden germanischen Stämme auf diesem Berge der Gottheit. Der heil. Kilian, der Frankenbekehrer, stürzte die heidnischen Altäre um und an ihrer Stelle richtete er drei steinerne Kreuze auf, des Evangeliums Siegeszeichen, sichtbar vielen umwohnenden Völkern. Später kam eine Kapelle dazu, zu welcher die Bekehrten wallfahrteten, wie sie früher zu ihren Götzen-Altären gethan hatten. Zeit und Sturm rissen allmählich das kleine Gotteshaus nieder; blos ein steinernes Kreuz blieb übrig auf der höchsten Kuppe, das Ziel der Pilger. Erst lange nachher ließ der fromme Bischof Julius in Würzburg die Kapelle wieder aufbauen und traf die Einrichtung, daß jährlich an den herkömmlichen Wallfahrtstagen einige Franziskaner vom Kloster Dettelbach herauf kamen, dem Volke zu predigen.

Im dreißigjährigen Kriege, vor dessem Wuth in Deutschland kein Thal zu versteckt und kein Berg zu unwirthlich und steil war, wurde die Kapelle zerstört und das uralte Kreuz freventlich zerschlagen. Die Dörfer und Städte der Gegend waren gleichzeitig verheert worden, die Bevölkerung derselben meistens aufgerieben, und die Wallfahrt erlosch. Erst nach dem Frieden richtete sie sich wieder ein. Bischof Johann Philipp von Würzburg erlaubte den Franziskanern, sich Zellen auf dem heiligen Berge zu errichten; der Klosterbau selbst endlich begann 1681. Bei dieser Gelegenheit fanden sich die Fragmente der drei steinernen Kreuze wieder und die Köpfe der Bildsäulen an denselben von Jesus und den 2 Schächern. Sie wurden außen an der Klosterkirche hinter dem Chor eingemauert; dort sieht man sie bis auf den heutigen Tag.

Das Kloster auf dem Kreuzberg ist den Hospizen auf den Schweizer Alpen ähnlich, ein einfaches, steinernes Gebäude, ohne Anspruch auf architektonische Schönheit. Es wird von einigen Franziskanern bewohnt. Mit Geduld und Beharrlichkeit haben die frommen Väter ein sonniges Plätzchen vor dem Kloster zu einem freundlichen Garten umgeschaffen, in welchem noch im Hochsommer die ganze Pracht der Frühlingsflora zu schauen ist. Hiazynthen und Tulpen blühen in dieser rauhen Höhe erst im Juli. Nicht minder überrascht die liebevolle Gastfreundschaft der frommen Väter, ihr wirthlicher Tisch und ihr vortreffliches selbstgebrautes Bier. Es ist das beste der ganzen Gegend. Der Gasthof vor dem Kloster gewährt kein anständiges Unterkommen, und jeder gebildete Fremde benutzt daher gern die bereitwillige Aufnahme im Kloster.

Zur schönen Jahreszeit ist der Kreuzberg das Ziel vieler Ausflüge aus dem Frankenlande, und von den nahen Kurorten Brückenau, Kissingen und Boklet machen größere oder kleinere Gesellschaften häufig Parthien hinan. Gewöhnlich läßt man die Wagen am Fuße des Berges zurück und erklimmt die Höhe. Ermüdend ist immer die über eine Stunde dauernde Bergwanderung. — Die Wallfahrtszeit beginnt im August. Einige Tage vor Bartholomäi strömen ungezählte Schaaren Wallender aus dem Fuldaischen, Würzburgischen, Bambergischen, ja selbst vom fernen Eichsfelde herbei. Diese nehmen Nachtherberge in den nächstgelegenen Ortschaften, und mit Tages-

anbruch pilgern sie in feierlicher Prozession bergaufwärts. Am Kreuzwege einigen und ordnen sie sich, und unter Anführung eines Priesters geht der Zug von da weiter fort zur höchsten Spitze, wo er vor dem Bilde des Gekreuzigten niedersinkt in Gebet. Nach verrichteter Andacht hören die Pilger Messe und Predigt im Kloster, und nachdem sie von den Vätern mit Speis und Trank erquickt worden, ziehen sie heimwärts. Jeder Wallfahrer entrichtet ein kleines Geschenk an das Kloster, und auch der ärmste schließt sich nicht von der freiwilligen, ungeforderten Gabe aus. — Herrlich ist die Aussicht von der Stelle des hohen Kreuzes auf dem Gipfel, und sie übertrifft selbst die berühmten Visten der höchsten Thüringer Kuppen, des Inselsbergs und des noch höhern Schneekopfs. Oestlich, über das wilde Chaos der Rhön hinaus, ruht das Auge auf der blauen Kette des Thüringerwaldes, der sich 20 Stunden lang in sanften Wellenlinien am Horizont hinschlängelt und dem bewaffneten Auge Dörfer und Flecken, Burgen und Schlösser in Menge erkennen läßt; weiter südlich breitet des Steigerwalds ernste, dunkele Masse sich aus; noch weiter im Süden und südwestwärts dämmern die Berge des Odenwaldes und die Bergstraße in 30stündiger Ferne; zu den Füßen des Schauenden aber lagern die Rebengelände des Mainthals, der ganze Garten des Würzburgischen Landes. Wer die entzückend schöne Aussicht recht genießen will, der nehme einen ganzen hellen Johannistag dazu und genieße sie zweimal; einmal am frühen Morgen, den Aufgang der Sonne erwartend, und dann am tiefen Abend, wenn sie unter den Horizont hinabsteigt. Die Heiligkeit des Orts, die feierliche Stille, die ihn umringt, wird den Anblick mit erhabenen Gefühlen würzen und ihm Augenblicke bereiten, die zu den seligsten gehören, welche der Sterbliche sich schaffen kann; — die nie aus der Erinnerung weichen. Jeder Mensch sollte solche Momente im Leben wenigstens doch einmal genießen, und jeder Familienvater zumal, gleichviel, welches Glaubens, sollte zuweilen nach einem solchen Bergtempel der Natur wallfahrten gehen, nicht mit der schreienden und murmelnden pilgernden Dummheit; sondern im Kreise der Seinen, damit er ihnen zeige die Pracht der Erde und die Herrlichkeit der auf- und untergehenden Sonne, und er ihnen lehre, was es heiße: „Gott, der Weltenschöpfer, ist herrlich und allmächtig und gütig, und wir sind seine Kinder, und dürfen zu ihm beten."

CCC. Der Kursaal in Kissingen.

Sechs Meilen von Würzburg, vom Bade Brückenau und von Schweinfurt drei, von Meiningen fünf Meilen entfernt, an der Nordgrenze Franken's, liegt Kissingen, gegenwärtig einer der berühmtesten Kurorte Deutschlands.

Freundlich ist Kissingens Umgebung und die ganze Gegend malerisch und fruchtbar, ohne gerade ausgezeichnet schön zu seyn. Ein fetter, blumiger Wiesengrund, von der fränkischen Saale durchschlängelt, fruchtbare Saatfelder, sanftansteigende Höhen, deren sonnige Gelände mit Weinreben bepflanzt sind, setzen eine recht hübsche Landschaft zusammen, welche nordwärts die blaue Kette der Rhön einrahmt.

Schon zur Römerzeit wurde, ist die Tradition wahr, die hiesige Salzquelle benutzt. Im 9. Jahrhundert tritt Kissingen als Städtchen auf, wohlhabend durch den Schatz, der ihm aus der Erde sprudelte. Es gehörte damals den weithin mächtigen Grafen von Henneberg.

Als Bad lernen wir den Ort in einer viel spätern Zeit kennen, und Ruf erhielt er in dieser Beziehung erst seit 20 Jahren. Wer Kissingen zu Anfang des Jahrhunderts besucht hat und es jetzt sieht, kennt es nicht mehr. Alles ist seitdem umgewandelt; die Stadt, die Promenaden, die ganze Gegend. Das äußere Gewand schon verkündigt einen Kurort vom ersten Range, dem jährlich 2000 bis 3000 Gäste aus allen Theilen der Erde zuströmen. — Medizinisch benutzt und gefaßt sind drei Quellen: der Maximilians-, der Kur- oder Ragotzibrunnen und der Badebrunnen oder Pandur. Alle gehören zur Gattung der eisenhaltigen Kochsalzquellen. Reich an Kohlensäure, verbinden sie mit einem sehr beträchtlichen Gehalte an Alkali und Neutralsalzen eine ansehnliche Menge von kohlensaurem Eisen. Dieses macht des Wassers wirksamsten Bestandtheil aus.

Seiner Zusammensetzung gemäß hat das Kissinger Wasser eine kräftige, auflösende Wirkung. Es reizt und befördert mächtig die Absonderung auf dem Abdominalwege, ohne, selbst bei sehr lang fortgesetztem Gebrauche, Schwäche in den Gedärmen oder den übrigen Unterleibsorganen zu hinterlassen.

Der Maximilians- oder Sauerbrunnen liegt etwa 150 Schritte außerhalb der Stadt gegen Süden, dem Kurhause gegenüber. Er wirkt am gelindesten und ist in einer Reihe von Leiden da ein Heilmittel, wo der energische Ragotzi und der noch kräftigere Pandur nicht angewendet werden darf. Sein Geschmack ist angenehm und dem des Selterser Wassers ähnlich. Seine Heilkraft wird in den verschiedenen Krankheiten der Lunge und Respirations-

DER KURSAAL

im Kissingen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt-
bücherei
Elbing

organe gerühmt, und selbst bei weit vorgeschrittenen Leiden, wo eigentliche Heilung nicht mehr erwartet werden kann, gewährt es in der Regel fühlbare Linderung und dient zur längern Lebensfristung. Bei Skrofeln oder Krankheiten der Harnwerkzeuge leistet es ausgezeichnete Dienste.

Von viel durchgreifenderer Wirkung ist der Ragotzi oder Kurbrunnen, Kissingens Stolz und die Quelle seines Wohlstandes. Im Allgemeinen findet die Anwendung dieses berühmten Wassers immer nur bei chronischen Uebeln und Gebrechen statt, besonders bei denen der Unterleibsorgane mit ihren furchtbaren Verzweigungen, gegen welche es sich als eines der mächtigsten aller bekannten Heilmittel erweist. — Beide vorerwähnten Quellen werden als Trinkwasser benutzt, und der Ragotzi namentlich als solches durch die ganze Welt verfahren. Dagegen braucht man die dritte Quelle, den Pandur, fast nur als Bad. Er ist, wie der Ragotzi, schön gefaßt und mit steinernen Ballustraden umgeben, von welchen vier Treppen zu den Quellen hinableiten.

Die Krankheitsformen, in welchen sich der Pandur besonders heilsam zeigt, sind Gicht und eingewurzelte rheumatische Uebel. Man badet entweder im Kurhause, oder in den Privathäusern, die sämmtlich bequem dazu eingerichtet sind. In's Kurhaus fließt das Mineralwasser unmittelbar von der Quelle in verdeckten Röhren; in die Privatwohnungen wird es in Bütten oder Tonnen gefahren, oder getragen. Für Kranke, welchen das Bad aus reinem Pandur zu angreifend ist, kann es mit den gelinder wirkenden Brunnen versetzt werden. Man badet warm, gewöhnlich in den Frühstunden; das Trinken geschieht am sehr frühen Morgen, und schon um 4 Uhr sieht man Gäste an den Quellen. Für alle andern Gattungen von Bädern, als Douche- und Schwefeldampfbäder ꝛc. ꝛc., sind die nöthigen Einrichtungen vorhanden. Während des Trinkens und nach demselben sind Bewegungen im Freien sehr zuträglich. Von der Kur unzertrennlich ist eine passende Diät. Sehr fette, saure, reizende und blähende Speisen, z. B. Käse, fettes Backwerk, Hülsenfrüchte, fettes, geräuchertes Fleisch, Oel, saure Salate und frisches Obst dürfen nicht genossen werden. Am zuträglichsten sind gute, kräftige, aber magere Boullion-Suppen, die zärtern Gemüßsorten, magere Braten, Wildpret, Geflügel und Fische, mit Ausnahme der fettern Gattungen. Des Abends essen die Kurgäste wenig und nur leicht verdauliche Speisen. Das Badeleben in Kissingen, obschon es früher, bei geringerer Frequenz des Kurorts, billiger war, ist doch, im Vergleich gegen andere Heilquellen vom ersten Range, auch jetzt noch nicht theuer zu nennen. Mit den Mitteln zu Vergnügen und zur Unterhaltung, wie man sie in einem großen Bade erwartet, ist Kissingen hinlänglich ausgestattet und sie werden von Jahr zu Jahr vermehrt. Spaziergänger und Solche, die weitere Ausflüge lieben, finden in den parkähnlich ausgelegten Waldgehägen und Thalgründen reichlichen Genuß. Lieblingspunkte sind: der Hirschheim'sche Garten, die Oelmühle und das in einer Waldecke der östlichen Berge ganz versteckte Jägerhaus bei Winkels. Manchmal vereinigt sich die ganze Kurgesellschaft zu einem Ausfluge nach diesem stillen, schattigen Plätzchen. Man lagert sich dort in kleineren oder größeren Kreisen unter den Bäumen und labt

sich an dem, was die einfache Wirthschaft bietet: an einem Glase Wein oder Bier, an kühlender Milch, oder an einer Tasse Kaffee, den die Försterin vortrefflich bereitet. Auch die Revierförster-Wohnung Klaushof, eine Stunde nordwestlich von Kissingen, und Hausen, sind Lieblingsorte der Kissinger Badegäste. Nicht minder Euerdorf Garitz und der Seehof und die Ruinen Bodenlauben und Trimberg nebst den schönen Anlagen des Altenbergs. Größere Ausflüge gehen nach den benachbarten Städten Neustadt, Münnerstadt, Hammelburg und Schweinfurt; dem prächtigen Schloß Werneck mit seinem Garten; Bad Bocklet und zum Riesen der Rhön, dem heiligen Kreuzberg.

Der Stahlstich zeigt uns die schönste Parthie des berühmten Badeorts, das neue Kurhaus, mit seinem von breiten Wegen durchschnittenen und mit Blumen und exotischen Sträuchern bepflanzten Garten. Von zwei Seiten umgeben ihn Säulengänge, zum Schutz für die Lustwandelnden bei kalter und unfreundlicher Witterung. Dicht dabei sind die Quellen, und schon bei Sonnenaufgang strömt Alles, was die Kur gebraucht, dem Garten zu, wo eine vortrefflich besetzte Harmoniemusik jeden jungen Tag in ein Festgewand kleidet.

CCCI. Hamburg.

Luxus und Amerika haben das Wesen des Handels während 3 Jahrhunderten allmählich verwandelt. Amerika, indem es Vieles in Menge und wohlfeiler hervorbrachte, was früher Indien nur spärlich und theuer lieferte, machte die untern Klassen mit Genüssen vertraut, die ehemals nur die höchsten sich verschaffen konnten, und indem es seine Reichthümer an edlen Metallen über die alte Welt ausschüttete, brachte es zugleich Arbeit und Quellen zum Gewinn für die Bewohner derselben hervor: denn die neue Welt bedarf eine überaus große Menge von Gütern und zur Erzeugung viele Millionen Europäer. Mit der Civilisation geht die Vermehrung der Bedürfnisse Hand in Hand, und beide streben dem Unendlichen zu. Wie weit wir in dieser Beziehung uns von unsern Voreltern entfernt haben, können wir gar nicht mehr beurtheilen, weil wir uns die Lebensweise der letztern nicht recht gegenwärtig zu machen

F. HIRCHENHEIN. sc:

HAMBURG.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Stadt-
bücherei
Elbing

im Stande sind. Nur an einzelne Thatsachen können wir uns halten. So verordnete vor dreihundert Jahren Heinrich der Achte, der prachtliebende König Englands, der Oberhofmarschall solle auf die zinnernen Löffel wohl ein Auge haben, die bei der Tafel in Gebrauch wären; und den Offizianten seines Marstalls schlug er die Bitte um etwas mehr Stroh zu ihrer Lagerstätte ab. Zu jener Zeit war im Hause des Londoner Bürgers ein Talglicht ein Zeichen von Luxus, und in vielen Wohnungen brannte man Kienspäne; ein Hemd war verschwenderischer Aufwand und nur der Vornehme trug es. Träten jene ehrenfesten Bürger heute in die Stube des Londoner Handwerkers, wie würden sie erstaunen über die prunkvolle Verzierung, über die Möbels von Mahagony und Ormolu, über die purpurnen Blumen in den schwellenden Fußteppichen, über die krystallenen Kronleuchter an der Decke und über die Menge des in Glasschränken aufgeschichteten Geräthes von Silber. Der Mann braucht 1000 Pfund Sterlinge für seinen Haushalt und er braucht sie nicht nur, er erwirbt sie auch, während sein Vorfahr mit 100 Thalern auslangte, um dieselbe Rangstufe in der Gesellschaft einzunehmen, die jener behauptet.

Aus dieser in's Weite gehenden Steigerung der Bedürfnisse und des Verbrauchs ist für die Gesellschaft der Vortheil entstanden, daß die Güter der Erde sich, nach dem Maaße ihrer Erzeugung, gleichmäßig von Pol zu Pol vertheilen, und jeder Mensch Theil nimmt an dem, was ihr mütterlicher Schooß in allen Zonen ausgeschüttet hat. Der Handel aber, der dabei den Vermittler macht, der es über sich nimmt, jene gesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen, ist seit dreihundert Jahren in gleichem Verhältniß gewachsen und hat sich, sowohl der Quantität als dem Umfange nach, vervielfacht. Ehemals war er Monopol weniger Völker, ja, weniger Städte; jetzt ist er ein allgemeines Gut geworden, an welchem alle civilisirten Nationen Theil haben. Statt daß ehemals eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Individuen fürstliche Vermögen dabei erzielten, vertheilt sich jetzt sein Gewinn über so viel Tausende, und statt eines Venedigs hat die Erde jetzt hundert, welche bestehen und blühen, nicht unter dem Schild des Monopols, sondern durch Reibung ihrer Kräfte und durch rastlose Anstrengung.

Ein solches Venedig der Neuzeit ist die uralte, jugendlich blühende Hammonia. Venedig, Genua, Antwerpen, Amsterdam, Lissabon, Cadix, Marseille, — alle, die vor ihr waren, hat sie nach einander, ohne Kampf und ohne Ostentation, übersprungen, und unbestritten behauptet Hamburg seit dem Pariser Frieden unter den Märkten des alten Continents den ersten Platz.

Die örtliche Lage ist bei einer Handelsstadt immer von entscheidendem Einfluß und ohne eine günstige läßt sich ein dauerndes Gedeihen jener überhaupt nicht denken. Die Lage Hamburgs ist nicht allein vortheilhaft, sie ist auch schön. — Drei Flüsse: die aus dem Herzen von Deutschland kommende, hier eine Stunde breite Elbe, die Mutter des Reichthums, mit ihren reizenden Inseln; — die liebliche Alster, welche sich erst zwischen blumigen Ufern hinzieht und dann zu einem See (der Außenalster) ausbreitet, und einen zweiten, kleinern (die Binnen-

alster) mitten in der Stadt bildet; — und endlich die Bille, ein stilles Gewässer, das aus dem Sachsenwald kömmt und durch fette Wiesengründe sich schlängelt, — bespülen die Mauern Hamburgs, und indem sie einerseits seinen Handel fördern, geben sie der Gegend Reiz, und bieten dem Auge von jeder kleinen Anhöhe der weiten Ebene die heitersten, mannichfaltigsten und grandiosesten Ansichten dar. Das Land weit umher ist fruchtbar und unter der Pflege einer dichten, fleißigen, wohlhabenden Bevölkerung zur höchsten Cultur gediehen. Besonders ist die Marschseite ein Bild der üppigsten Vegetation und manche Flur ein ununterbrochener Garten. Von daher bezieht die Stadt die meisten ihrer Bedürfnisse an Früchten und frischen Gemüsen, während die fetten, weidenreichen Gegenden Holsteins und Mecklenburgs sie mit vortrefflichem Fleisch, Wildpret, Geflügel, Getreide, Butter, Milch, und die Elbe und das nahe Meer — die Nord- und Ostsee — sie mit köstlichen Fischen, Schaalthieren ꝛc. versorgen. Seitdem die Dampfschifffahrt die Küsten der Normandie, von Flandern und Holland, und die Ufer der Ober-Elbe so zu sagen vor Hamburgs Thore gerückt hat, tragen jene Gegenden mit dazu bei, Hamburgs tägliche Bedürfnisse zu befriedigen.

Hamburg nimmt, obschon gegenwärtig von seinem Festungsgurt befreit, den für seine Volksmenge (140,000 Einw. in etwa 9000 Häusern) und seinen unermeßlichen Verkehr sehr kleinen Raum von einer Quadratstunde ein. Westwärts die Elbe hinab kann es sich nicht ausstrecken; denn dort stößt es auf dänisches Gebiet und auf Altona, die Schwesterstadt; landeinwärts aber baut sich wohl der Luxus an, nicht das Bedürfniß. Dieses behilft sich mit der Masse der Einwohner in seinen engen, oft unbequemen und ungesunden Wohnungen lieber, als daß es sich von der Quelle des Verdienstes weiter entfernte. — Aus dem Vorgesagten folgert von selbst, daß die innere Physiognomie der Stadt nicht durchgängig schön seyn kann. Das alte Hamburg, der Mittelpunkt des lebendigsten Handelsgewühls, trägt in seinen, den Ueberschwemmungen ausgesetzten, tief liegenden und schmutzigen Gassen mit den finstern, himmelhohen Häusern noch das Gepräge vergangener Jahrhunderte, und wenn auch hie und da neue Häuser an die Stelle der baufälligen im Geschmack der Gegenwart erstehen, so dienen diese doch weniger dazu, die Ansicht zu verschönern, als das Häßliche noch bemerklicher zu machen. Die Neustadt hingegen gehört unter die schönsten Städte der Erde. In ihren breiten regelmäßigen Straßen und Plätzen reihen sich die Paläste der reichen Kaufherren an einander, und der ehemalige Wall mit seinen Anlagen umwindet diesen Stadttheil gleich einem Kranz. Der alte und neue Jungfernsteig, welche das Bassin der Binnenalster umgeben, die Esplanade mit ihren Häusercolossen, in welchen überschwenglicher Reichthum, mit Pracht und Geschmack gepaart, wohnen, würden jeder Königsresidenz Ehre machen, und sie erregen um so eher die Bewunderung des Fremden, je weniger er in dem als schlecht gebaut verschrieenen Hamburg auf einen solchen Anblick vorbereitet war. Unter den öffentlichen Gebäuden sind dennoch wenige, welche Anspruch auf architektonische Schönheit haben. Als bemerkenswerth treten hervor: die Hauptkirche der Stadt, St. Michael, mit einem der höchsten Thürme (450 Fuß

hoch), von dem man eine unermeßliche Aussicht über Holstein bis in's Meer, in's Lauenburgische, Hannover'sche und über die Wälder Mecklenburgs genießt; das Theater, eines der größten Europa's; das uralte Rathhaus; das Waisenhaus für die Erziehung von 600 Kindern, und das große Krankenhaus, für die Aufnahme von 5000 Kranken eingerichtet, eine der größten, am zweckmäßigsten und am reichsten fundirten derartigen Anstalten in der Welt. Die neue Börse wird eine Zierde der Stadt werden, und die Börsenhalle, welche für Hamburg das ist, was London in Lloyd's Kaffeehaus besitzt, läßt kein Fremder unbesucht. Er findet daselbst alle, Handel und Schifffahrt angehenden, neuesten Nachrichten vereinigt, stets Geschäftsleute aus allen Völkern und Ländern und die wichtigsten Journale, die in irgend einer Sprache erscheinen. Sammlungen für Kunst und Literatur, von denen einige bedeutend sind, befinden sich in Privathänden; sind aber schwer zugänglich; das Röding'sche Museum verdient den Namen kaum und andere öffentliche sind nicht vorhanden.

Das Leben in Hamburg ist genußreich und das der höhern Classen üppig. Daß die sinnliche Seite überwiege, wird wenigstens allgemein behauptet. In der Zeiteintheilung folgt der Hamburger der Gewohnheit der Britten, die den Geschäften am meisten zusagt. Er steht spät auf, genießt Mittag ein substantielles zweites Frühstück (gewöhnlich aus Wein, frischem Brode, kaltem Geflügel, Fischen ꝛc. ꝛc. bestehend) und dinirt um 4 Uhr Nachmittags mit vollem Genuß. Für viele Geschäftsleute ist dann das Tagewerk vorüber und die übrige Zeit gehört dem Vergnügen, welches, namentlich an der Hand der Jugend, oft im Gewande des Rohen und Gemeinen erscheint. Für die vielen Tausende von fremden jungen Leuten, welche die Contore bevölkern und oft bedeutende Einkünfte haben, sich aber außer den Arbeitsstunden selbst überlassen sind, ist Hamburg gemeiniglich ein Grab für Gesundheit und Sittlichkeit.

Der Menschenschlag ist, was den gebornen Hamburger anlangt, eben nicht schön. Die Gesichter sind breit, flach, mit dem Ausdruck der Gutmüthigkeit; aber ohne jenen geistigen Reiz, der die Schönheit der Formen ersetzt. Selten trifft man hohe schlanke Gestalten; und findet man sie, so gehören sie Ausländern an. Sorge, Arbeit, Leidenschaften, — kurz, der Typus einer merkantilischen Bevölkerung, — ruht auch auf dieser. Der ernste Charakter der Hamburger ist ihm angemessen. Man genießt das Leben hier viel zu früh und viel zu unmäßig; Ueberdruß und die Sorge der Geschäfte theilen sich in das männliche Alter. Der Hamburger ist arbeitsam, brav von Gesinnung, häuslich; aber für die feineren Freuden des Lebens stirbt er bald ab und — rafft er sich auf zum Genuß, so sucht er häufig den groben der Sinne. Das ist die Folge der Verkümmerung der Jugend, welche hier, in den höhern Classen zumal, gar schnell verblüht. Selten sieht man unter den jungen Leuten ein frisches, volles, seelenheiteres Gesicht; desto häufiger aber runzlichte, welke, greisenhafte Gestalten mit dem Hohn und der Verzweiflung der Sünde im matten Blicke. In den niedrigern Ständen tritt die Jugend, ihrer äußern Erscheinung nach, weniger widerlich auf, obschon auch da grobe Genußsucht und Unsittlichkeit häufig verderblichen Einfluß üben. —

Hamburg ist der natürliche Hafen für das ganze Stromgebiet der Elbe und, vermöge Spree und Canäle, der obern Oder. Wenn man den Werth der ganzen jährlichen Ausfuhr Deutschlands auf hundert und fünfzig Millionen Thaler berechnet, so fällt reichlich ein Drittel davon Hamburg zu. Noch größern Antheil hat der Platz am deutschen Import seewärts. Von dessem Gesammtwerth (180 Mill. Thlr.) kommen 70 Millionen auf Hamburg allein. Sein Seehandel beschäftigt 2400 Fahrzeuge von durchschnittlich 180 Lasten Trächtigkeit, und das in ihm, so wie in seinen Nebenzweigen und den von ihnen abhängigen Gewerben angelegte Capital ist auf wenigstens 250 Millionen Thaler zu veranschlagen. Der Seehandel Bremen's, Triest's und Stettin's zusammengenommen wiegt den von Hamburg noch nicht auf. Dieser unermeßliche Verkehr schließt keinen Artikel deutscher Ausfuhr und Einfuhr aus, und er wird durch die directe Verbindung des Platzes mit allen Theilen der Erde unterhalten. Am lebhaftesten ist die Verbindung mit England; 1000 Schiffe bedarf dieser Verkehr allein. Gegen Wolle, Getreide, Sämereien, Lumpen, Zink, Schmalte ꝛc. ꝛc. sendet Großbritannien Manufakturwaaren, Eisen, Steinkohlen und seinen Ueberschuß an Colonialerzeugnissen. Der Handel mit Brasilien und Cuba beschäftigt 200 Schiffe, der mit den Vereinigten Staaten 50, mit Frankreich 150, mit den Ostseeländern 200, mit Holland, Bremen und der Oldenburgischen Küste 600, mit Portugal 50, eben so viel der mit Spanien, und jener mit dem Mittelmeere 50 Fahrzeuge. Zum Wallfischfang rüstet Hamburg jährlich 4 bis 5 Schiffe aus, und 10 bis 12 nach Ostindien und der Südsee. Für die meisten Colonialprodukte ist Hamburg ein Markt vom ersten Range; für Zucker, Kaffee der größte auf dem ganzen Continente. Der jährliche Import von ersterem Artikel ist 120 Millionen Pfund; der von Kaffee 50 bis 60 Millionen. Nächst ihnen folgen Indigo (10,000 Kisten), Rindshäute (120,000 Stück), Reis (10 Millionen Pfund), Pfeffer (2 Mill. Pfund), Rum (7000 Stück), Baumwolle (40,000 Ballen), Tabak (6000 Faß). Die Verarbeitung des Rohzuckers setzt 50 bis 60 Raffinerien in Thätigkeit. Außer den deutschen Ausfuhrprodukten haben auch die meisten Exporte der Ostsee hier Markt (Getreide, Hanf, Flachs, Eisen, Kupfer, Pech, Theer, Asche, Leinsaat), und das deutsche Binnenland bezieht sie in der Regel von hier so billig und mit größerer Bequemlichkeit, als direkt.

Mit allen Anstalten, welche geeignet sind, einen unermeßlichen Verkehr zu fördern und zu unterstützen, ist Hamburg reichlich versehen. Seine Bank ist nicht blos eine der ältesten, sondern auch die solideste der Welt und die einzige, welche die ursprüngliche Natur des Instituts (für den Handelsstand ein gemeinschaftlicher Bewahrungsort seines Geldes zu seyn und zur Erleichterung und Abkürzung der Cassengeschäfte zu dienen) nicht verfälscht hat. — Die Schiffrhederei beschäftigt 6 bis 8 Millionen Mark Capital; gegen See- und Feuergefahr versichern eine Menge Gesellschaften und einzelne Assecuradeurs, deren Capital mindestens 20 Millionen Mark beträgt. Für die Offenhaltung und Rektifikation des Fahrwassers der Elbe (deren Mündung durch zahllose Sandbänke der Schifffahrt gefährlich wird und Fahrzeuge, welche mehr als 14 Fuß tief gehen, nöthigt, einen Theil ihrer Ladung in Curhafen zu löschen) verwendet die Stadt bedeutende Summen; sie unterhält auf Neuwerk zwei Leuchtthürme und außerdem

Lootsengallionen auf mehren Stationen der Strommündung. Kayen und Docks besitzt Hamburg auffallender Weise nicht; auch entbehrt der Platz eine gemeinschaftliche Waarenniederlage, zu welcher, da die Zölle kaum fühlbar sind, auch keine direkte Veranlassung da ist. Die meisten Kaufleute haben Contor und Speicher unter einem Dache. —

Man hat die Frage wegen Beitritt Hamburgs und der freien Schwesterstädte Lübeck und Bremen zum deutschen Zollverein öfters zur Diskussion gebracht, und besonders ist man preußischer Seits bemüht gewesen, die Nothwendigkeit eines solchen Beitritts im Interesse Aller zu begründen und nachzuweisen. Hamburg hat keine Chance, etwas dabei zu gewinnen, aber sicher müßte es am meisten dabei verlieren, und darum wird es sich wohl hüten, seine beneidenswerthe Stellung zu verlassen, oder freiwillig aufzugeben. Der deutsche Zollverein kann Hamburgs Seehandel keinen Schutz bieten; er hat keine Marine; aber er verfolgt eine Politik, welche die Interessen Hamburgs bei möglichen Conjunkturen auf's Aeußerste gefährden könnte. Hamburgs Seehandel muß sich immer nur auf Neutralität und auf seine friedlichen Etablissements und Commanditen an allen Seeplätzen der Welt stützen; und keine andere Basis kann diese, die einzig sichere, ersetzen. Deutschland erntet überdieß aus der freien und unabhängigen Stellung seiner 3 Hansestädte so große Vortheile, daß es auch um so weniger Ursache hat, jene zu beneiden. Möge nur das Binnenland nicht versäumen, sich zeitig durch Eisenbahnen und bessere Wasserstraßen mit jenen Seeplätzen in innigere Verbindung zu bringen und dadurch, durch Verminderung der Transportkosten, den unermeßlichen Reichthum seiner Produkte mehr als bisher für den Export geeigneter machen, und es wird die Ausfuhr bald sich verdoppeln, die Vortheile vervielfachen sehen, welche ihm das welthandelnde Hamburg gewährt. Die Blüthe Hamburgs und seiner Schwesterstädte ist gleich bedeutend mit der Blüthe des deutschen Seehandels, denn jene sind dessen wahre Repräsentanten; unseres Seehandels Vergrößerung aber ist für die fernere Entwickelung der landwirthschaftlichen und gewerblichen Industrie Deutschlands die unerläßliche Vorbedingung, und nur indem die deutschen Regierungen alles unterstützen und fördern, was den Verkehr zwischen Häfen und Binnenland begünstigt, können wir die Pläne der Nachbarn, Deutschlands Industrie und Handel zu beeinträchtigen, furchtlos betrachten.

CCCII. Schiras in Persien.

Schiras, der Preis der Dichter, die berühmte Hauptstadt Persiens zur blühendsten Epoche des Reichs, jetzt aber nur noch ein Schatten von ehedem, liegt in Süd-Persien in einer von hohen Gebirgen umgebenen weiten Ebene, der nämlichen, die einst das unermeßliche Persepolis trug, dessen Trümmer noch jetzt die Gegend schmücken. Bevor Reich und Volk unter der Geißel einer Reihe von Despoten verwilderten, war diese Ebene, von Canälen durchschnitten und bewässert, ein Bild der Fruchtbarkeit, mit Flecken und Dörfern übersäet, und die Dichter besangen sie als den irdischen Garten des Himmels. Seit länger als fünfzig Jahren ist alles das verwandelt. Das von seinen Gewalthabern ausgesogene Volk hat, muthlos, die Canäle versanden und verschlämmen lassen, und nachdem so die Quelle der Fruchtbarkeit verstopft worden war, ertrugen die Felder die Steuerlast nicht mehr; die unglücklichen Einwohner wanderten aus, viele auch verdarben durch Noth und Elend. Das gepriesene Thal von Schiras ist jetzt öde. Viele Stunden zieht der Reisende über eine Haidefläche hin, in welcher kaum 2 oder 3 verfallene Dörfer mit einigen Gärten und Feldern die letzten Spuren der ehemaligen Cultur zeigen, und selbst der von ferne noch immer prächtige Anblick der Stadt täuscht nur auf kurze Zeit. Unverändert dauern die Zeichen der Verlassenheit bis unter die Stadtmauern fort und kaum begegnet ein lebendiges Wesen. Die Menge von Schutt außerhalb der Mauern deuten auf eine Katastrophe hin, welche das Verwüstungswerk der Zeit beschleunigte, und die zum Theil eingestürzten, zum Theil gespaltenen Mauern und Thore machen es kenntlich, daß vor kurzem erst ein Erdbeben wüthete. Wirklich war es eins der furchtbarsten unserer Zeit.

Am 25. Juni 1824 gerieth nämlich die Ebene in wellenförmige Bewegung; drei Viertel der Häuser von Schiras stürzten ein, und 20,000 Menschen, die größere Hälfte der kaum 3 Jahre vorher von der Cholera dezimirten Bevölkerung wurde unter den Trümmern begraben. Gegenwärtig enthält die Stadt, die noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts etwa 200,000 Einwohner in 12,000 Häusern hatte, nicht über 11,000 Seelen und die Zahl der Wohnungen übersteigt nicht 2100. Anarchie, mit der stupiden Despotie der persischen Herrscher im Bunde, werden das Werk der Zerstörung und Entvölkerung der einst herrlichen Stadt vollenden, wenn nicht brittische oder russische Waffen das arme Land in der nächsten Zukunft erlösen.

SCHIRAS IN PERSIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt-
bücherei
Elbing

DAS BRANDENBURGER THOR
im Berlin

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger

Stadt-
bücherei
Elbing

M.M. 5y 838, 7 prod s.67

CCCIII. Das Brandenburger Thor in Berlin.

Im klassischen Alterthume war die Kunst eines der mächtigsten Mittel, um auf die Bildung der Völker zu wirken. Großartige, architektonische Anlagen, ausgestattet mit Statuen von Göttern und Helden, oder mit den Bildwerken ihrer Thaten, prangten in allen Städten Griechenlands und Roms, und vergegenwärtigten des Staates Herrlichkeit und Macht. Auf der Burg von Athen z. B. fand man in ideenreicher Ordnung Alles versammelt, was fähig war, dem athenienſischen Volke die höchste Meinung von seinem Ich einzuflößen und es zum edelsten Stolze zu entflammen; und nicht nur in Rom, nicht nur in Italien, auch in allen größern Orten Galliens, Spaniens, der afrikanischen und asiatischen Provinzen baueten Consuln, Triumvirn und Kaiser, namentlich Cäsar, August und dessen Nachfolger jene prächtigen Foren mit Tempeln und Triumphbögen, und stellten die Statuen der großen Römer in ihren Hallen auf.

Lange hat es gedauert, ehe germanische Cultur den Versuch irgendwo erneuerte, die Kunst jener edlen Bestimmung zurückzugeben, und erst in neuester Zeit ward man sich des Zwecks wieder klar und bewußt. Eine Nachahmung versuchte zwar Ludwig XIV.; doch nur aus Eitelkeit und Prunksucht, ohne Ahnung eines edleren Motivs. Er schmückte sein Paris und Versailles mit jenen großartigen, architektonischen Anlagen aus, die immer noch bewundert werden. Ihm folgte Friedrich der Große, der in Potsdam Versailles neu auflegte, und Berlin mit jener 4000 Fuß langen und 160 Fuß breiten Straße, der schönsten in der Welt, zierte, die wegen ihrer vierfachen Allee von Linden, womit sie bepflanzt ist, den Namen „unter den Linden" führt. Sie ist schnurgerade, und endigt in dem sog. Pariser Platz, den der colossale Triumphbogen des Brandenburger Thors verschließt. Auch zu dieser Anlage entwarf Friedrich II. den Plan; die Ausführung fiel jedoch seinem Nachfolger zu. Langhans baute ihn 1789—1790 nach dem Muster des Propyläums der Athenienſischen Acropolis. Er macht eine 200 Fuß breite und 80 Fuß hohe Colonnade, mit 4 Pforten und einem Hauptthor. Basreliefs schmücken die Metopen, Darstellungen des Kampfes der Lapiden und Centauren. Auf der Zinne des Bogens steht die herrliche Quadriga — die Siegesgöttin mit dem Viergespann, in der Rechten das eiserne Kreuz mit Preußens Adler haltend. Dieß schöne Werk, aus getriebenem Kupfer gefertigt, führte Napoleon 1808 als Trophäe nach Paris. 1814 holten die preußischen Heere, wie einst die griechischen Helden das goldene Vließ, ihr Heiligthum im Triumphe wieder.

CCCIV. Mahadeo-Tempel in Hindostan.

Wenn der Reisende dem windenden Laufe des Ganges etwa 1500 englische Meilen von seinem Delta folgt, so gelangt er an die Grenze einer Landschaft, deren Schönheit und Klima gepriesen ist durch ganz Hindostan. Es ist das weite Thal von Dehra-Dhoon. Die steilen und finstern Mauern der Sivalikette umfassen es in Süd; in Nord thürmt der Himalajah seine Berge und in blauer Ferne glänzen seine höchsten Spitzen zwischen Wolken und Himmel. Dunkle Wälder umgürten das Gebirge, durch ihre Thäler wälzen sich der junge Ganges und der Jumna, und durch ihre Schluchten tausende der jenen zuströmenden Bäche, welche die heiße indische Sonne den Eis- und Schneewüsten des Hochgebirgs entlockt. Herrlich sind die Thäler jener größern Ströme, und heilig geachtet ihre Fluthen. Auf jeder ausgezeichneten Stelle steht ein Tempel, und dichte Bevölkerung drängt sich um sie in unzähligen Flecken und Dörfern. Viele Fürsten und Große des Landes haben hier Wohnungen für den Sommer, und die häufigen Landhäuser der Britten mit ihren parkmäßigen Umgebungen erhöhen die Mannichfaltigkeit der reizenden Szenerieen. Die Ansiedelungen der europäischen Kaufleute und Beamten nehmen mit jedem Jahre zu, und der Gebrauch ist allgemein geworden, im Hochsommer die feuchten, üppigen Ebenen Bengalens, wenn unerträgliche Hitze und Krankheiten sie geißeln, zu verlassen und in die gesündern Regionen der Berge zu fliehen, dort auszuruhen und sich zu stärken für die Zeit der Geschäfte, die wieder in die städtischen Wohnungen rufen.

Ein altes Vorurtheil spricht dem Hindu die Empfänglichkeit für das Schöne in der Natur ab, und läßt glauben, der Sinn für ihren Genuß sey ihm verschlossen. Schon die Ortswahl für die Tempel der Hindu, welche sie immer in die grandiosesten und eindrucksvollsten Landschaften verlegen, könnte das Gegentheil beweisen. Allerdings gehört immer ein Grad von Bildung dazu, das Schöne, sey es in der Natur, oder in der Kunst, zu erkennen; und der gemeine Pariah wird eben so wenig gerührt werden von der reizendsten Landschaft, oder von dem Sonnen-Auf- oder Untergang, als der rohe, deutsche Bauer. Aber unter den gebildeten Classen der Hindus ist das Wohlgefallen an der schönen Natur äußerst lebendig, und ihre Schriften sind voll von Beweisen dafür. So schildert z. B. Buhanda-Bamajan, in seiner Beschreibung Indiens, die Gegend der Mahadeo-Tempel: „Jede Luftwelle, die über die Ebene streicht, bringt süßen Wohlgeruch von den Bergen herab, welche sich, wie Himmelsgeister, in dünne und azurblaue Gewänder kleiden. Seht ihre fernen, schlanken Gestalten! Schimmernde Kronen von Rubinen und Gold und Silber

DER TEMPEL ZU MAHADEO
in Indien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt-
bücherei
Elbing

setzten die Götter ihren Lieblingen auf die hohen Häupter, und die klaren Bäche hängen an ihren Seiten wie diamantene Bänder. Hörst du die Quellen rauschen? sie eilen durch die dunklen Schluchten nach den sonnigen Thälern, wie Kinder aus dumpfigen Stuben zum Spiel auf die grüne Wiese. — Horch! wie der Wasserfall donnert und widerhallt durch die ferne Bergwelt. Das ist der Sturz des Jumna, in dessen weißen Schaumwolken sich die schwarzen Vögelschaaren gebadet haben, die dort am Himmel hinziehen. Mit ihnen zieht auch die Sonne heim; denn sieh'! es glühen schon die Flammen auf den Tempeln unsers großen Gottes."

Die Mahadeo-Tempel gehören in jenen Cyklus heiliger Stätten, welche den Lauf des Ganges aus dem Himalajah bis zur großen bengalischen Ebene verfolgen. Jede dieser Stätten hat einen wunderthätigen Ruf und ist das besondere Ziel von Pilgerschaaren, welche aus allen Theilen Indiens herwandern, um ihre Andacht zu verrichten, ein Gelübde zu erfüllen und Vergebung der Sünden zu suchen. Nach Hurduwar allein kommen öfters über eine Million in einem Jahre; zu den Mahadeotempeln schaaren sich 40- bis 50,000. Ueberall in dieser heiligen Gegend hält die priesterliche Habsucht Aerndte; für Geld theilt sie im Namen der Gottheit an die schuldigen Gewissen Vergebung aus, und die Erfindung, auf die Absolution künftiger Verbrechen mit Gold-Mohurs pränumeriren zu können, machten sich hier die Braminen schon lange vor christlicher Zeit zu Nutzen. In besondern und schweren Fällen ist es die priesterliche Praxis, dem Pilger das Versprechen abzunehmen, jedem Braminen, der ihn irgendwo und zu irgend einer Zeit um eine Gabe ansprechen werde, solche zu reichen, und häufig werden durch die Erfüllung dieser Verpflichtung reiche Leute zu Bettlern.

Die Mahadeotempel rechnet man zu den ältesten Indiens. Sie haben alle die Gestalt eines schlanken vierkantigen Thurms, der in einer vergoldeten Spitze in Flammenform endigt. Sie sind von Quaderstücken gebaut, welche man ohne sichtbaren Mörtel, oder Cement, aber bewundernswürdig genau zusammen fügte. Skulpturen schmücken die äußern Wände, und man bemerkt, bei aller Rohheit der Ausführung, in den Umrissen Geist und Freiheit. In jedem Tempel sind beständig zwei Braminen gegenwärtig; während der Pilgerzeit aber viel mehr, und die Zahl der an sämmtlichen Wallfahrtsorten dieser Gegend dann anwesenden Priester ist wohl Zehntausend. Groß, fürwahr! müssen die Opfer seyn, welche die mißbrauchte Dummheit bringt, um ein solches Heer faullenzender Betrüger zu erhalten.

CCCV. Schmalkalden.

Das war eine schöne Wallfahrt, gestern Abend*). Früh war ich von Gotha weggegangen, um bei guter Zeit in Schmalkalden zu seyn. Der Morgen war so hell, auf jedem Halme schillerte und schaukelte ein Thautröpfchen und wie ein Meer im Sonnenscheine prangte die Saat. Vor mir lag die lange Kette des Waldgebirgs, das ich zu übersteigen hatte; nur seine Gipfel glänzten im rosigen Lichte, alles Uebrige hüllte sich abenteuerlich noch in des Nebels mystisches Grau. Schwarzbraun und düster streckte der Bergkamm seine langen Thäler aus; es zog mich sehnsüchtig zu ihnen hin, und ich enteilte den lichten Fluren mit pochendem Herzen. Doch ehe ich noch den Georgenthaler Waldgrund erreicht hatte, blickte die höhere Sonne schon siegreich in sein Heiligthum. Ueberall flatterte freundliches Grün durch den Wald, und leichtfertig spielten die jungen Birken mit ihren Schatten. Die freien Sänger des Waldes musicirten in vollem Chor, und von dem schwellenden Laubgewölbe fielen Thautropfen — Thränen des Dankes der beglückten Natur.

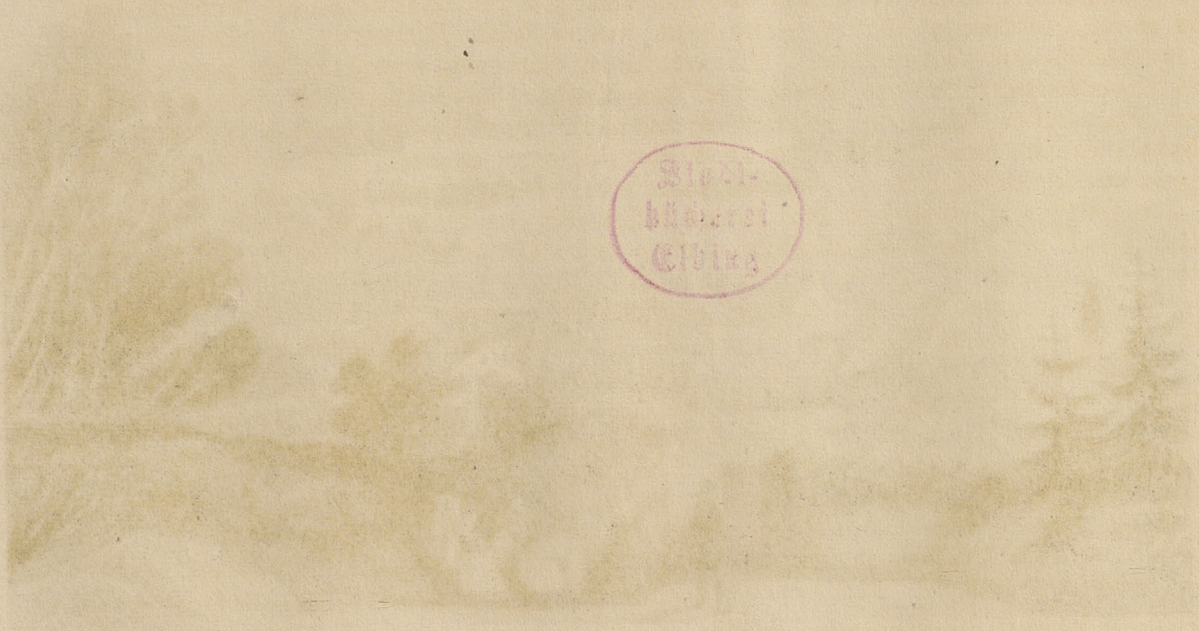
An einem hellen Forellenbach und an mehren Schneidemühlen hin kam ich nach Tambach, einem freundlichen, wohlhabenden Flecken, voll kräftiger, betriebsamer Menschen. Gleich hinter diesem Orte geht das Steigen an, und ununterbrochen fort, bis auf den 2200 Fuß hohen Nacken des Gebirgs. Es war schwül geworden und ich war stark gegangen. Vor dem wirthlichen Gasthofe standen Bank und Tafel. Ich ruhte aus bei frischer Waldbutter, kräftigem Brode und einem Labetrunk aus dem Brunnen. Gestärkt wanderte ich dann durch herrlichen Hochwald bergan. Es war heiß. Die gefiederten Sänger schwiegen; kein Blatt bewegte sich; alles bebte vor Gluth. Ich suchte die dichtesten, schattigsten Pfade auf und mochte so eine Viertelstunde fortgegangen seyn, als mich auf einmal ein ferner Donnerschlag erschreckte. Besorgt, von einem Gewitter überrascht zu werden, eilte ich der nahen Landstraße zu, wo ich eine freiere Umsicht erwarten durfte. Langsam wogte kohlschwarzes Wolkengebirg in der ganzen Breite des Horizonts über die Thüringer Ebene daher, von Nord-Ost nach Süd-West, in der Richtung meines Wegs. Als ich so stand, unentschlossen, ob ich weiter gehen, oder umkehren sollte, rasselten die Wagen einiger zurückeilenden Holzbauern an mir vorüber. Kreischend flogen die größern Vögel des Waldes aus der Ebene herauf, ihre Schlupfwinkel zu suchen, und die kleinern flatterten ängstlich umher, und verkrochen sich unter dem dichtesten Laube. Alles

*) Aus einem Tagebuche.

SCHMALKALDEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bibliothek
Elbing

suchte Schutz. Ein Paar Wanderer vor mir waren auch schon umgekehrt, und instinktmäßig folgte ich nach. Es war hohe Zeit; denn noch ehe ich ein Obdach erreichte, fielen schwere Tropfen, und kaum in Sicherheit, so flammten und rollten Blitz und Donner in furchtbarem Wettkampfe senkrecht über mir, und das furchtbarste Gewitter goß seinen Reichthum wie Wolkenbruchsfluth auf die lechzende Erde herab.

Schnell und gnädig war das Wolkenheer über das Thal gebraust; aber von dem hohen Gebirgskamm elektrisch angezogen und festgehalten, dröhnte der Donner noch Stundenlang in den Thälern fort, und der Regen wollte nicht aufhören. Als es sich, nach langem Warten, wieder hellte, war es später Nachmittag. Entschlossen jedoch Schmalkalden noch zu erreichen, griff ich zum Stabe. Nie werde ich die Wanderung vergessen! Alle Herrlichkeit des Morgens schien zu verschwinden gegen die Ueberschwenglichkeit des Abends. Jedes Blatt, jeder Halm war größer geworden, der ganze Wald schien gewachsen; mir war es, als hörte ich Millionen Knospen aufbrechen, als dränge das junge Grün gewaltsam hervor, als streckten die Blätter sich gegen einander, Gespielen suchend, wie die Kinder, oder verlangend, wie sehnsüchtig Liebende. Balsamisch dufteten die Birken und die Waldblumen aus weit geöffneten Kelchen. Die Harzknoten der Kiefern und Tannen flossen über, der Boden selber hauchte Wohlgerüche aus, und sein bläulicher Dampf stieg wie Rauchopfer zum Himmel auf. Die ganze Natur feierte, und ich nahm Theil an der allgemeinen Andacht.

Darüber war mir die Zeit entfallen, und schon tief im West sendete die Sonne goldene Strahlen aus, als ich die Höhe erreichte. Noch 2 Stunden Wegs hatte ich vor mir, durch tiefe, dunkle Waldschlucht. Aber so sehr mich's auch zur Eile trieb, konnte ich mich doch nicht von der Höhe trennen, ohne ihrer Aussicht mit vollem Genusse mich zu freuen. Ich setzte mich auf einen Felsblock und schaute umher. Der Blick schweift von dieser Höhe über einen großen Theil der innern Gebirgswelt und das ganze Schmalkaldener Land hin. Rechts ragt, wie ein König, der Inselsberg mit seinem Hospiz; dicht dabei der finstere Steinberg; näher die Hohewart mit ihrem Felsgipfel, gerade im Angesicht der Hühnberg mit dem starren Steinhaupt und die hohe Leite; links der Sperrhügel, der Roßkopf, der Greifenberg und der sagenreiche Hermannsberg. Zwischen vorliegenden Bergkuppen hin blickt man in einen tiefen Thalkessel, und ein gutes Auge erkennt deutlich die Thürme der Schmalkaldener Hauptkirche und die hohe Wilhelmsburg. Noch weiter hin öffnet sich die Aussicht auf's Werrathal, und die lange blaue Kette der Rhön macht in der Ferne den Rahmen.

Wenige Pässe des Gebirgs haben eine schönere Aussicht, und der Sage nach soll auf dem nämlichen Stein Luther geruht und sich an ihr ergötzt haben, als er zum großen Fürstentage nach Schmalkalden zog. —

Diese Erinnerung rief den Heros des Jahrtausends vor meine Seele. Er kam mir vor wie ein Riesenvulkan in der Geisterwelt, der sie bewegt fort und fort, daß sie nicht mehr zur Ruhe gelangen kann. Ich stellte

die großen Menschen der vergangenen 3 Jahrhunderte neben ihn, die Könige und Feldherren und die Koryphäen des Wissens: — aber ich konnte keinen Punkt der Vergleichung finden.

Geschlechter und Nationen vergehen; ganze Geschlechter und Nationen leben ohne sichtbaren Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit; Luther kommt, und gleichsam im Triumphe führt er sie von Staffel zu Staffel im endlosen Vorwärtsstreben zur Vollkommenheit. Wohl, ich gebe es zu, sind Pausen gewesen, oder Perioden, wo der Fortschritt weniger bemerklich war; wenn aber Leute, die sich Luther's Jünger nennen, statt den vom Meister gewiesenen geraden Weg fortzuwandeln, Irrpfade einschlagen; wenn, statt über sich zu sehen in das Blau des Himmels, sie ängstlich zur Erde blicken und, statt an der Hand der Freiheit und des Lichts fortzuwandeln, sie im Finstern tappen an der Hand des quälenden Zweifels, so ist's nicht des Meisters Schuld. Luther kann nicht dafür, daß, nachdem er Christus göttliches Werk von dem Schmutze gereinigt hat, worin Aberglaube und Arglist es unkenntlich hüllten, Thoren nun die Vernunft selbst als goldenes Kalb auf den Altar setzen, gleichsam über ihren Gott und über ihren Glauben. Solche Narrheit, ein solches Erheben der Magd über die Herrin, wollte Luther nicht. Seelig sollten die Menschen leben im lichten Gottesglauben, und erheitern und erwärmen daran sollten sich die Brüder, damit Jeder fröhlich hinblicken könnte auf das kahle Stoppelfeld der Zeit, bis es neu aufgrünt und das Räthsel eines endlosen Lebens für immer aufhört ein Räthsel zu seyn.

Der Nesselhof war bald erreicht, und dem brausenden, silberhellen Bach entlang bald auch Flohe. Von da bildet das Ufer des Bachs und weiterhin das der Schmalkalde eine fast ununterbrochene Kette von Weilern, Schleifmühlen, Hütten- und Hammerwerken. Die Blauöfen flammten, die Zain- und Stahlhämmer pochten und um die lodernden Essen drängten sich schwarze rußige Gestalten in malerischen Gruppen; und je näher der Stadt, je mehr häuften sich auch die Zeichen einer Betriebsamkeit, von welcher Schmalkalden seit undenklicher Zeit der Mittelpunkt ist. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts dienten den Eisenfabriken dieser Stadt und ihrer Umgebung 7 Hoch- und Blauöfen, 27 Eisen- und Stahlhämmer, 11 Rohr- und Drathhämmer und 25 Schleifmühlen. Den größten Theil dieser Werke treibt die Schmalkalde, welche, vom Hochrücken des Gebirgs kommend, sich in kleinen, oft malerischen Wasserfällen dem weiten Bergkessel zustürzt, in welchem sich Schmalkalden selbst mit seiner alten Burg gar stattlich ausbreitet.

Uralt ist der Ort und er kommt schon in den Urkunden des 9. Jahrhunderts als blühend vor. Er ist die größte nicht nur, sondern auch die volkreichste Stadt des ganzen Thüringer Waldes; denn er zählt über 1200, meistens hölzerne Häuser und an 7000 Einwohner. Die innere, eigentliche Stadt ist mit einer doppelten Mauer

umgeben, unregelmäßig gebaut, und nimmt sich mit ihren alterthümlichen Gebäuden eben nicht schön aus. Vor jedem der drei Thore ist eine Vorstadt, und zumal ist die von Flohe her, welche ich zuerst betrat, groß und von seltsamem Ansehen. Sie besteht aus einer einzigen, ½ Viertelstunde langen, sehr breiten, in der Mitte von dem spiegelhellen, rauschenden Fluß durchströmten Straße, die zu beiden Seiten mit gleichförmig gebauten, hohen, hölzernen Häusern eingefaßt ist, und von denen jedes in seinem Erdgeschosse eine Schmiede hat, die sich durch einen kleinen, gewöhnlich neben oder über der Thüre horizontal ausgehenden Rauchfang kenntlich macht. Schon von weitem hört man ein unaufhörliches Pochen und Hämmern, und in der Straße selbst wird es betäubend. Fast alle Menschen, denen man begegnet, sind von Kohlen und Ruß geschwärzt; denn fast die ganze Bevölkerung nimmt unmittelbar Theil am Hauptgewerbe. Kommt man aber an Sonn- und Festtagen her, so wird man keine Spur von Schmutz finden; kein Hammer regt sich, auf den frisch getünchten Bänken sitzen die reinlich gekleideten Aeltern, umschwärmt von einem Haufen eben so reinlich angezogener, bausbäckiger Kinder, und in den Häusern selbst ist Alles, vom Boden bis zur Schwelle herab, blank gescheuert; der Kohlenstaub ist verschwunden, der die Woche über alles bedeckt hat. Der Reinlichkeitssinn der Schmalkaldner geht so weit, daß Viele jeden Sonnabend Nachmittag den untern Theil ihrer Häuser mit Kalk frisch anstreichen. Leider ist seit einer Reihe von Jahren durch die Zeitverhältnisse und durch den Mangel an Fortschritt in der Vervollkommnung ihrer Fabrikate, dem Gewerbe der Stadt großer Eintrag geschehen, und Verarmung und Nahrungslosigkeit nehmen in einem furchtbaren Grade zu. Unglaublich ist's, für welchen geringen Lohn die meisten Eisenarbeiten hier gefertigt werden, ein Lohn, der bei dem äußersten Fleiße kaum hinreicht, das Leben zu fristen.

Die hiesigen Eisenfabrikate begreifen fast alle Gegenstände des täglichen Bedürfnisses, und die meisten werden von eigenen Meistern gefertigt. Vor wenigen Jahren zählte man hier über 100 Ahlen- und Zweckenschmiede, 60 Bohr- und Zeugschmiede, 40 Messer- und 30 Kettenschmiede, 10 Lichtscheermacher, über 100 Huf- und Nagelschmiede u. s. w. Ein weiterer, sehr nachtheiliger und beunruhigender Umstand für die hiesigen Gewerbe ist, daß die Waldungen der Gegend den unermeßlichen Bedarf an Kohlen schon lange nicht mehr zu liefern im Stande sind, und dieses unentbehrliche Material größtentheils aus dem Auslande, bis auf 20 Stunden Entfernung, mit schweren Kosten und zu alljährlich immer höher steigenden Preisen beigefahren werden muß. Die Auffindung bauwürdiger Steinkohlenlager würde eine große Wohlthat, nicht nur für die Stadt, sondern für die ganze Herrschaft und auch das benachbarte, gleichartige Gewerbe treibende Meininger Gebiet seyn, und eine fleißige Bevölkerung von mindestens 20,000 Seelen nicht blos vor allmählicher gänzlicher Verarmung und Nahrungslosigkeit schützen, sondern auch die Begründung allgemeinen Wohlstandes möglich machen durch eine bessere und schwunghaftere Benutzung der Schätze von den trefflichsten Eisen- und von Kupfererzen, womit diese Gegend des Thüringer Gebirgs mehr als irgend eine

andere gesegnet ist. Bei der Wahrscheinlichkeit, daß bauwürdige Steinkohlenflötze in der um Broterode, Flohe, Seeligenthal ꝛc. ꝛc. mächtig auftretenden Formation des ältern Sandsteins vorhanden sind, ist es kaum zu begreifen, daß man von Seiten der hessischen Regierung nicht schon längst Versuche gemacht hat, um zu dem Mittel zu gelangen, einem Nothstande abzuhelfen, welcher die größte Besorgniß erregt. — Bisher hat sie es dem Privatunternehmungsgeiste anheimgegeben, und der ließ es bei gemeinlich schwachen, auf halbem Wege endigenden Versuchen bewenden. Ein neuer, seit 2 Jahren beharrlich und mit Nachdruck fortgesetzter Angriff verspricht bessern Erfolg.

Die Bergwerke, welche nicht allein für die sämmtliche Stahl- und Eisenfabrikation des Landes, sondern auch für die der benachbarten Gothaischen, Hennebergischen, Meiningischen, Eisenachischen ꝛc. Gebiete, die Erze liefern, sind innerhalb dreistündiger Entfernung von der Stadt gelegen. Die berühmtesten sind die Mommel und der Stahlberg, beides außerordentlich mächtige Ablagerungen reichen Spatheisensteins, der sich auf der Scheidung des Urkalks und Granits gebildet hat. Sie sind schon seit länger als 600 Jahren im Betrieb, und es werden jährlich wohl 25,000 Tonnen, oder etwa 120,000 Centner Erze gefördert, welche an 35,000 Centner Roheisen liefern, aber bei einer vollkommeneren Schmelzweise ansehnlich mehr ausbringen würden. Diese Erze bedürfen, ehe sie geschmolzen werden, keiner weitern Zubereitung, als daß sie in kleine Stücke von der Größe einer Wallnuß gepocht werden. Stabeisen aus diesen Erzen, mit Sorgfalt gefertigt, steht an Güte dem besten schwedischen nicht nach. An Stahl macht man jährlich etwa 6000 Centner; vieles davon geht roh zur weitern Verarbeitung in's Ausland. — Der Gesammtwerth der Schmalkaldener Eisen- und Stahlfabrikation in Stadt und Herrschaft beträgt gegenwärtig nicht über 160,000 Thaler. Er war in der blühendsten Zeit des Gewerbes viel bedeutender. Die hiesige Gewehrfabrik liegt darnieder, und eben so haben die Manufakturen von Plüsch, Parchenten, Drillichen ꝛc. sich überlebt. Ein anderer Nahrungszweig Schmalkaldens, die Saline, hat aufgehört. Die nahen Asbacher Kupfer- und Kobaltgruben werden nicht mehr betrieben.

Außer der schönen Hauptkirche der Stadt, welche beiden, sowohl den lutherischen, als den reformirten Glaubensgenossen zur Gottesverehrung dient, und seiner alten, verödeten Wilhelmsburg, hat Schmalkalden wenig von architektonischem Interesse aufzuweisen; aber der Freund der Geschichte, der Freund auch der Aufklärung und Glaubensfreiheit, wird nicht verfehlen, sich die merkwürdigen Orte zeigen zu lassen, wo die deutschen protestantischen Fürsten am 29. Februar 1531 zu gemeinschaftlichem Schutz und zur Abwehr den berühmten Schmalkaldischen Bund schlossen, und wo, im Jahre 1537, sie sich unter Luther's Beirath abermals versammelten, um die von dem großen Reformator aufgesetzten und gegen Papst, Concilien und Kaiser fest zu behauptenden Rechte und Glaubensgrundsätze (die sogenannten Schmalkaldener Artikel) zu prüfen. Der Zweck des Bundes konnte zwar durch den Krieg, den er unmittelbar herbeiführte (der sog. Schmalkaldener Krieg der protestantischen Stände gegen Carl V.) nicht durchgeführt werden; wurde aber durch den Passauer Vertrag (1552) später erreicht.

Stadt-
bücherei
Elbing

SYDNEY
in New South Wales

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CCCVI. Sidney in Australien.

Jede neue Welt, jede neue Zeit, jedes neue Geschlecht, jedes neue Volk, jeder neue Mensch geht von der Wiege aus, und dieß Gesetz erhält die Menschheit in ewiger Jugend. In Asien sind die Völker überreif oder gestorben; die Zeit der Ernte ist da, oder die Früchte sind schon abgenommen, und der europäische Pflug bricht zögernd den Boden um zur neuen Aussaat. Europa's ältere Nationen im äußersten Süd und West ergrauen und sinken unter der Jahre Last; im Norden aber erfüllt rüstige Manneskraft noch die Völker, und im Herzen des Welttheils steht der germanische Stamm, an dessen weithin schattenden Aesten der Menschheit schönste Blumen erblühen und die besten Früchte zeitigen. Jugend lärmt und schwärmt in Columbus Welttheil; für die Völkersäuglinge ist Australien Wiege, und Embryonen künftiger Zustände, Staaten und Zeiten birgt Afrika in seinem glühenden Gürtel.

Unter allen Erscheinungen der Gegenwart verdient kaum eine so große Aufmerksamkeit und nicht eine wird so große Folgen haben, als die Colonisation Australiens durch germanische Elemente. Sie wird mit jedem Jahre wichtiger, führt mit jedem Jahre neue, unerwartete Erscheinungen herbei, gewinnt mit jedem Jahre größere Fortschritte und äußert jetzt schon Rückwirkungen auf die alte Welt, welche diese nicht geahnet hat. Was sich in Nordamerika in 2 Jahrhunderten langsam gestaltete, ist in Australien in einem einzigen Menschenalter geworden. Die Zeit der Colonisation durch Verbrecher neigt sich für Australien schon zu Ende, und der Strom der freien Auswanderung aus den germanischen Ländern richtet den Lauf nach seinen Gestaden. In England zumal regt sich allenthalben dieser Geist der Vorliebe für australische Ansiedelung, lacht aller Befürchtung und Besorgniß über die Gefahr der langen Reise, und der erwachte Eifer, durch das Gedeihen der bisherigen Versuche ermuthigt, durch die Gesetzgebung begünstigt, durch die Colonisationsgesellschaften gespornt, durch die Fortschritte der Dampfschifffahrt von einem Haupthinderniß befreit. ergreift dort allmählig alles und reißt alles mit sich fort. Schon jetzt reist man von London über Alexandrien und Suez in 45 Tagen nach Calcutta. Die Dampfschiffe, die von Calcutta nach Sidney jeden Monat abgehen, brauchen 14 Tage; in 2 Monaten also kann man auf die bequemste Weise die Ueberfahrt aus Europa nach Australien bewirken, und es bedarf nur einer die Bedürfnisse der Auswanderung berücksichtigenden, erweiterten und geregelten Einrichtung, um die Vortheile der Zeit- und Raumverkürzung auch den Massen der Auswanderer zugänglich zu machen. Zwei Aktienkompagnien in England beschäftigen sich in diesem Augenblick mit dem Bau von

20 großen Dampfschiffen für diesen Zweck, und ihre Konkurrenz wird durch Billigkeit der Preise dem neuen Bedürfniß dienen. Von der entgegengesetzten Seite bietet man ihm gleichfalls die Hand. Die Sidney-Gazette hat den Plan veröffentlicht, Dampfboote regelmäßig durch die Südsee nach der Westküste von Mittelamerika zu schicken, von wo eine kurze Landreise, wie bei Suez, über den schmalen Bergrücken nach Panama bringen soll, der Station einer zweiten Dampfschifflinie, welche die westliche Kommunikation mit Europa in grader Linie vollendet. In weniger als 100 Tagen geschieht dann die Reise um die Welt. So werden die jungen, kaum geborenen Colonieen Australiens Mittel und Impuls, unglaublich Scheinendes zu verwirklichen, sie rücken die Welttheile zusammen, nähern die Völker und kleinern die Erde. Man erwäge, welch ein unermeßliches Feld für die menschliche Thätigkeit diese einzige Thatsache öffnet. Selbst in der Politik wird das Faktum dastehen als Riesenzahl, welche die alten Rechnungen verwirrt, alle frühern Verhältnisse verschiebt und zum Aufsuchen anderer Rechnungsbasen anweist. Im Rathe der Nationen und Staaten wird es sich nicht mehr um Krieg und Frieden eines Erdtheils handeln; man wird fortan immer die ganze Welt umfassen müssen.

Für jetzt steht England noch allein als Leiter da in dieser großen Bewegung. Es hat in der australischen Welt Posto gefaßt auf eine Weise, die deutlich zu erkennen gibt, daß es keinen Nebenbuhler gegen sich aufkommen zu lassen beschlossen hat. England bekennt ohne Hehl, daß, was es in Nordamerika und in dem atlantischen Meere gezwungen aufgegeben hat, es in Australien und der Südsee hundertfältig wiedergewinnen will. Seit den letzten 10 Jahren, in welchen die australische Colonisation so außerordentlich zunahm, sind dem Mutterlande bereits so bedeutende Vortheile daraus erwachsen, daß man sich nicht wundern darf, wenn man sieht, wie es die weitere Ansiedelung auf eine Weise fördert, von der die neuere Geschichte kein Beispiel aufstellt. Eine einzige Thatsache reicht hin, dieß zu erläutern. 1816 wurde versuchsweise eine Heerde sächsischer Schafe nach Sidney geführt, und 1818 kam das erste Produkt dieser Heerde an den Londoner Markt. 1820 bestand das eingeführte Quantum australischer Wolle in 120,000 Pfund; 1830 stieg es auf 2 Millionen und im vorigen Jahre auf 8 Millionen Pfund, zum Werthe von mehr als 10 Millionen Gulden. In weniger als 2 Jahrzehnten muß England in Bezug auf seinen Wollbedarf unabhängig vom Auslande seyn, und australische Wolle mag vielleicht die deutsche noch von unsern eigenen Märkten verdrängen. Auch der so wichtige Wallfischfang in der Südsee, der gegenwärtig 500 brittische Fahrzeuge und 10,000 Seeleute beschäftigt, ist durch den Besitz der australischen Colonieen fast schon ein Monopol Englands geworden. Rechnet man zu den unmittelbaren Handelsvortheilen die noch größern, welche England für seine unsichere Herrschaft in Indien erwachsen, für welche es in seinem australischen Reiche die sicherste Stütze findet: so wird es nicht mehr auffallen, daß es so gierig seine Polypenarme über den ganzen australischen Ocean ausstreckt und alles, was es zu erklammern weiß, mit so viel Ostentation als sein ausschließliches, unantastbares Eigenthum proklamirt. Hat es ja sogar Neuseeland gleich-

zeitig von Sidney und vom Mutterlande aus schon colonisirt und offen gestanden, solches sey nur der Anfang einer Colonisation, die alle Inselgruppen der Südsee umfassen werde; wahrlich ein ungeheuerer Plan und würdig der Weltenseele Britanniens.

Australien (Neuholland) erstreckt sich, von der Südspitze von Vandiemensland angerechnet, vom 46. bis zum 10. Grad südlicher Breite, liegt also mit der größern Hälfte in der wärmern gemäßigten Zone, unter dem glücklichen Himmelsstrich Deutschlands, Italiens und Griechenlands. Nur die kleinere fällt innerhalb der Wendekreise. Sein Flächeninhalt kömmt dem von Europa nahe. Ueber dieses Continent, welches 300 Millionen Menschen nähren könnte, ist die einheimische Bevölkerung äußerst dünn zerstreut, und diese ist eine schwache Race, im Reiche vernünftiger Wesen eines der letzten Glieder. Zur Zeit beschränkt sich die Colonisation auf einen Punkt der Westküste (die Niederlassungen am Schwanenflusse), und auf die südöstliche Ecke, welche die Landschaften Neu-Süd-Wales, Port Philipp, Australia Felix und Südaustralien begreift. Erforscht ist das Continent nur zum zwanzigsten Theil erst; sein Inneres ist noch **terra incognita.**

Die nächste Veranlassung zur Colonisirung Australien's entsprang aus der Trennung Nordamerika's vom Mutterlande, welche England nöthigte, für die große Masse von Verbrechern, welche sein eigenthümlicher Zustand jährlich schafft, ein neues Asyl zu finden, das hinlänglich entfernt sey, um den Gedanken an Rückkehr zu verhindern, und geeignet, aus dem Auswurfe des Mutterlandes nützliche Colonisten zu bilden. Man wählte dazu Australien, dessen Ostküste schon Cook für diesen Zweck empfohlen hatte. Im März 1787 segelte die erste Expedition, bestehend aus 11 Schiffen, welche, nebst dem Gouverneur Philipp und seinen Beamten, ein Bataillon Landtruppen und etwa 700 Verbrecher beider Geschlechter am Bord hatte, von Portsmouth ab, um die beabsichtigte Niederlassung in Botany-Bai zu gründen. Sie lief nach einer achtmonatlichen, sehr beschwerlichen Reise in Port-Jackson glücklich ein. Am 26. Januar 1788 wurde in Sidney-Cove die brittische Flagge feierlich aufgepflanzt und der erste Baum zur Erbauung der Hauptstadt eines neuen Welttheils gefällt. Die Gesammtzahl der Gelandeten war 1030. Ehe 6 Monate vergingen, waren die Wohnungen fertig. Es waren Blockhäuser; auch des Gouverneurs Haus war nichts Besseres. — Diese erste Ansiedelung mußte harte Prüfungen bestehen. Das Mutterland schickte nämlich schon im nächsten Jahre wieder 700 Verbrecher, mit einigen Ladungen Lebensmitteln. Als nun jene ankamen, die Proviantschiffe aber untergingen, so trat Hungersnoth ein. Viele der Verbrecher flohen in das Innere, wo sie umkamen, oder verschollen; Insubordination folgte und sie half das Elend vermehren. Dieser Zustand dauerte bis 1790, wo das Mutterland eine neue Flotte mit Truppen und fast 2000 Sträflingen, Mundvorrath

auf 18 Monate, Heerden von Hausthieren ꝛc. ꝛc. und allen Hülfsmitteln sandte, um den Zustand der jungen Niederlassung gründlich zu verbessern. Gouverneur Philipp, der krank nach England zurückkehrte, wurde vom Gouverneur Hunter abgelöst, einem wackern, energischen Seemann, welcher bald alles zu Gedeihen führte. Im folgenden Jahre begann die Einwanderung freier Colonisten, die seitdem stets zugenommen hat. Hunter verdingte diesen die Verbrecher als Arbeiter; die unverbesserlichen, einer solchen Freiheit Unwürdigen aber schickte er weiter nordwärts nach Norfolksbai, wo sie unter militärischer Aufsicht Feld roden und eine zweite Stadt bauen mußten. Nur ein einziges Mal noch kam die Colonie durch Empörung in Gefahr. Unter Hunter's Nachfolger, dem Capitain King, rotteten sich 600 Sträflinge zusammen und riefen die australische Republik aus; doch wurden sie überwältigt, die Anführer gehangen, die Uebrigen zu harter Arbeit in Ketten nach Norfolk geschickt. Seitdem kamen aus dem Mutterlande jährlich 2000 bis 3500 Verbrecher; auch die freien Ansiedler kamen häufiger, doch bis auf die neueste Zeit, welche die australische Auswanderung so sehr erleichtert und fördert, überstieg ihre Zahl selten 300. Deportation also blieb das Hauptelement der Colonisation. Was daraus für eine Bevölkerung hervorging, läßt sich freilich denken. Es ist begreiflich, daß alle Laster und Verbrechen auf diesem üppigen Boden wucherten, und Perioden gab es, wo der Zustand der Entsittlichung unter der Bevölkerung so bedenklich wurde, daß er die schärfsten Correktivmaßregeln hervorrief. Am schrecklichsten wüthete eine Zeitlang die Spiel- und Branntweinsucht. Der Mangel an Weibern, welche nicht den sechsten Theil der mannbaren Bevölkerung ausmachten, nährte noch Schlimmeres. Dem letzten Uebel abzuhelfen, schickte das Mutterland jährlich einige Ladungen Mädchen, — niedrige, aus den Gefängnissen und Lusthäusern zusammen geraffte Geschöpfe, die Hefe des Geschlechts, und es ist ein Wunder, daß die so zusammengesetzte Gesellschaft nicht in fauler Gährung gar verdarb, — ein doppeltes Wunder aber, daß sie allmählich sich geklärt und veredelt hat. Hiezu hat das schnelle materielle Gedeihen vorzüglich beigetragen. Die Strafzeit der meisten Verbrecher endigt in Australien bald, denn der Gouverneur übt im wohlverstandenen Interesse der Colonie das unbeschränkte Begnadigungsrecht auf die liberalste Weise aus. Schnell kommen diese Freigelassenen, durch die nützliche Anwendung ihrer Kräfte, zu Eigenthum und Wohlstand, und dieser führt gemeiniglich auch ihre sittliche Verbesserung mit sich. Den wohlthätigsten Einfluß aber übte ohne Zweifel das seit 10 Jahren so vermehrte Zuströmen freiwilliger, wohlhabender Colonisten. Dadurch hat sich allmählich eine zahlreiche Mittelclasse gebildet, welche zwischen der Verbrecher- und Beamtenbevölkerung steht und an Zahl bereits beide überwiegt. Demungeachtet mag der Zustand der Gesellschaft immer noch als ein abnormaler zu betrachten seyn; die Verbrechen sind hier noch häufiger als irgendwo, und nur wenn die Deportation gänzlich aufhört, kann der sittliche Zustand sich rasch vervollkommnen.

Inzwischen bessert er sich, wenn auch nicht so schnell, als der materielle. Das großartige und humane Prinzip der brittischen Regierung, jedem Verbrecher, sobald er die australische Küste betritt, als einen neuen Men-

schen zu betrachten, und sein vergangenes Leben in der alten Welt als ein abgeschlossenes, für welches der Staat keine Erinnerung hat, trug durch seine praktische Anwendung, so häufig auch die Ausnahmen gewesen sind, doch im Ganzen ganz gute Frucht. Jeder Sträfling, der hieher kommt, weiß, daß die Schande seines vergangenen Lebens in Europa zurückbleibt, und eine gute Aufführung hier unfehlbar zu Vermögen, Ehre und Auszeichnung führen muß. Er spielt folglich den bessern Menschen zuerst aus Klugheit, bis ihn Gewohnheit und Einsicht wirklich zu einem solchen machen. Der größte Theil der jetzigen Magistratspersonen, und der reichsten und angesehensten Banquiers und Kaufleute in Sidney, Paramatta ꝛc., waren Verbrecher und sind Leute, deren australisches Leben im vollen Gegensatz zu ihrem frühern steht, und die die allgemeine Hochachtung in vollem Maße verdienen, welche sie genießen. Viele, eingedenk ihrer eigenen Vergangenheit, verwenden einen großen Theil ihrer Einkünfte und ihres Erwerbs auf die Verbesserung der Lage der Sträflinge, und mehre Vereine machen es zum besondern Zweck ihres Strebens, die Neuangekommenen zur bessern Erkenntniß und auf den Pfad der Rechtschaffenheit zu Glück und Wohlhabenheit zu führen. Nirgends in der Welt, das ist wahr, sind die Elemente des Lasters so zusammengehäuft, als hier; nirgends aber auch sind so thätig und reichlich vorhanden die Mittel, jene zu zerstören.

Sidney, die Capitale eines neuen Welttheils, liegt anmuthig an einer kleinen Bucht des Port-Jackson, an Sidney Cove, theils auf dem hohen und felsigen Gestade, theils in einem Thale hin, welches sich landeinwärts gegen die Höhen verliert, die in weitem Halbkreise die Küste umgürten. Binnen 52 Jahren ist das elende erste Blockhaus der Verbrecher zur Stadt empor gewachsen, Frankfurt an Größe gleich, und an Schönheit keiner ähnlichen des Mutterlandes nachstehend. Mehre Straßen sind eine engl. Meile lang, alle weit und grade, mit breiten Trottoirs an beiden Seiten hin, und meistens großen, oft mit Luxus gebauten Häusern. Hin und wieder sieht man noch die hölzerne Hütte der ersten Ansiedler; manche steht wohl neben dem Palast, den der nämliche Mann bewohnt, welcher jenes Häuschen mit eigenen Händen erbaut hat. In diesem vorurtheilsfreien Lande, wo die praktische Philosophie auf dem Throne sitzt, wo es keine Erniedrigung gibt, als die, welche man sich selbst bereitet, hat sich der prangende Baum nicht des dunkeln Keims zu schämen, dem er entwuchs. — Folgende Momente geben einen Ueberblick von dem schnellen Fortschreiten Sidney's. 1788 brach die Pflugschaar die erste Furche, erstand das erste Blockhaus; 1789 wurde zum erstenmal geerntet; 1790 sah man den ersten Eigenthümer, einen begnadigten Verbrecher. 1791 das erste Gebäude von Stein; 1793 die erste Ausfuhr von Colonialprodukten (1200 Malter Weizen); 1794 die erste Kirche; 1795 die erste Schule; 1796 das erste Theater; 1797 die ersten Bälle; 1800 das erste Münzprägen; 1801 die erste Druckerei; 1803 die erste Zeitung; 1804 Bau der Citadelle (Fort William); 1805 lief das erste Schiff vom Stapel; 1806 die erste Sonntag- und Freischule gegründet; 1807 die ersten Eilposten; 1809 die erste Marktordnung; 1810 das erste Wettrennen; 1811 die erste Bank; 1813 die erste Messe; 1814 die erste Pennypost; die erste feinwollige Schafheerde eingeführt; 1815 die erste Dampfmaschine; 1817 das Ap-

pellationsgericht, die erste Aktienbank, die erste Wollausfuhr; 1818 die erste philanthropische und die erste wissenschaftliche Gesellschaft; Gründung des Gymnasiums; 1819 Gründung des Waisenhauses; 1820 die erste landwirthschaftliche Ausstellung; 1821 die erste katholische Kirche; Gründung des Museums; 1822 Freiheit der Presse, die ersten öffentlichen Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände; 1824 die Constitution, Selbstregierung der Colonie, die erste gesetzgebende Versammlung; 1825 freie Gemeindeverfassung, Criminalgerichtshof; 1827 erstes wissenschaftliches Journal; 1828 erste Dampfschifffahrtsverbindung mit Calcutta; 1830 Bau des ersten Dampfschiffs; 1832 erste öffentliche Sparkasse; 1833 erste polytechnische Lehranstalt; 1834 Gründung der musikalischen Academie; 1836 erste Kanonengießerei; erste Dampfmaschinenfabrik; 1837 erste Eisenbahn; 1838 erste Kunstausstellung. — Wir, die wir kein Vorwärtsschreiten ohne jenen Hemmschuh zu denken fähig sind, welcher den Begriff von Schnelligkeit gar nicht aufkommen läßt; wir, die wir auf einem Boden wandeln, der eingenommen ist von den Institutionen der finstern Vergangenheit und dem Schutte der Feudalität; wo es, um einer neuen Ordnung den kleinsten Raum zu gewinnen, immer erst des langwierigen, gemeinlich hartnäckig bestrittenen und verwehrten Wegräumens bedarf: wir können eine so rasche Entwickelung freilich kaum fassen.

Sidney hat 30,000 Einwohner und wird ihrer mehr als Hunderttausend haben, ehe das erste Jahrhundert seiner Gründung verstreicht. Sein Hafen, Port-Jackson, ist einer der besten der Erde, und sichert Sidney den Rang eines großen Handelsplatzes für alle Zukunft. Das Clima ist gesund, gemäßigt; die Landschaft in den Thälern fruchtbar und die benachbarten Gebirge sind reich an den schönsten Weiden und zur Erzeugung des werthvollsten Handelsartikels — der feinsten Wolle — vorzüglich geschickt. Die Gegend um Sidney ist sorgfältig angebaut; die Cultur in den Grafschaften Camden, Argyle, Westermoreland ꝛc. macht große Fortschritte, und mit den Nachbarstädten: Paramatta, Liverpool, Windsor, Richmond, Castlereagh, Penrith, deren Zahl sich mit jedem Jahre vermehrt, bestehen schon tägliche Postverbindungen, und vortrefflich erhaltene Kunststraßen erleichtern den lebendigen Verkehr. Auf die Größe des Handels, auf den Reichthum und Wohlstand, der hier herrscht, läßt sich aus der Menge der Handelsanstalten: — Börse, mehre Banken, Assekuranzgesellschaften, — und aus dem Reichthum der Waarenvorräthe schließen; auf den Luxus aber die unzähligen, mit den Erzeugnissen der alten und neuen Welt zu Genuß und Putz kostbar und geschmackvoll ausstaffirten Läden, welche sich in den Hauptstraßen einer an den andern reihen. Die öffentlichen Lustbarkeiten, von deren Ankündigungen alle Blätter gefüllt sind, die Pracht vieler Wohnungen und die Menge hübscher Gartenanlagen und Landhäuser auf den benachbarten Hügeln deuten auf den allgemeinen Sinn für Lebensgenuß hin. Trotz der jährlichen Einfuhr einer großen Masse gezwungener Arbeiter, welche, bis zu ihrer Emanzipation, den freien Colonisten in Miethe gegeben werden, steht doch der Preis aller Menschenarbeit äußerst hoch und das Leben ist in Sidney eben so theuer, als der Verdienst reichlich und leicht ist. Hausmiethe und Feuerung kosten hier so viel, wie in London; denn die benachbarten Höhen sind kahl, und

das Holz kommt von den entferntern Gebirgen; der Preis des Baugrunds aber ist unglaublich. Land an der Stadt, welches vor 40 Jahren zu 15 Dollars per Morgen gekauft wurde, bedang in öffentlicher Versteigerung 1838 20,000 Pfund Sterling der Morgen, und daß man den Quadratfuß mit 500 Gulden bezahlt, ist nichts Seltenes und vertheuert das Bauen außerordentlich. Läden mit Comptoirs in günstiger Lage werden daher häufig für 500 bis 1000 Pfund Sterling verpachtet. Gasthöfe, größtentheils Hotels großartiger Ausstattung, gibt es über 200 in Sidney, und 5 Theater, Concertsäle und Panoramen sorgen für die feinern Gattungen des Vergnügens.

Sidney's terrassenartige Lage macht, daß man von vielen Wohnungen die herrlichste Aussicht genießt, und von den Gipfeln der Höhen, die die Stadt umgeben, ist die Vista wahrhaft unermeßlich. Ueber die große summende Stadt selbst und ihren blühenden Gartenkranz hinweg gleitet der Blick hinab in den Hafen, den schönsten der Welt, mit seinen zahlreichen grünen Inselchen, tiefen, dunkeln Buchten, und den auf der glänzenden Fluth hin und her gleitenden Schiffen; weiterhin öffnet sich das Meer, auf dem das dunkelblaue Himmelsgewölbe ruht, umhangen mit einem düstern Nebelschleier, auf dem dann und wann das weiße Pünktchen eines Segels schimmert, wie ein warnender Wegweiser in der Unendlichkeit für die irren Ahnungen der Menschenbrust. Auf der andern Seite, landeinwärts, dehnen sich liebliche Gründe aus, mit Meiereien besäet; hinter diesen ist schwarzer, unabsehlicher Urwald, nur an einzelnen Stellen vom blauen, fernen Hochgebirge überragt. Das Ganze ist ein Bild einer in tiefem Frieden lebenden Gemeinschaft unschuldiger Menschen, und doch ist diese Gemeinschaft, die wie eine Traumwelt an uns vorüberzieht, nur das Produkt der Schuld, und ihr Glück das Loos der Gefallenen.

CCCVII. Peking.

Mein Buch ist wie die Zeit. Wie hier der Augenblick den Augenblick fortstößt, so verdrängt dort ein Bild das andere, und ehe das Auge eins recht erfaßt, ist es verschwunden wie aufgelöster Nebel. Leser und ich irren durch die Welt wie an der Hand des ewigen Juden.

Sidney und Peking! — Kind und Greis, Wiege und Sarg, Aufgang und Untergang können keine vollkommneren Gegensätze seyn, als es die Hauptstadt Australiens und die des himmlischen Centralreichs sind. Wenn Australien ein Bild der Beweglichkeit und des Fortschritts ist, so kann man China mit Loth's Frau vergleichen, die, zur Salzsäule geworden, in Ewigkeit nur rückwärts schauen kann.

In einem frühern Theile des Universums (VII. Bd., Seite 17) lernten wir Canton kennen. Eine Welthandelsstadt, welche, wie Canton, seit Jahrhunderten in täglichem Verkehr mit fremden Nationen steht, wird kaum das Bild des Landes und des Volkes treu bewahrt haben. Das Land selbst müssen wir durchwandern, um zu einem klaren Begriffe darüber zu gelangen. Nehmen wir an, wir reiseten über Kiachta nach Peking. Vor uns liegen die weiten Steppen der Mongolei, das Bollwerk des Reichs gegen Rußland, und nach 10wöchentlichem, beschwerlichem Ritt gelangen wir zum ersten Ort im eigentlichen China. Es ist der Flecken Nordian, 6 Stunden außerhalb der großen Mauer. Statt Sandwüsten und Steppen, die so lange unser Auge ermüdeten und verwundeten, sehen wir nun ein vortrefflich angebautes, dicht bevölkertes Land, dessen ursprüngliche Unfruchtbarkeit chinesischer Fleiß längst überwunden hat. Das Gasthaus des Fleckens ist ein großes Gebäude mit Mauern umgeben, die zugleich einen Hof und Garten einschließen. Die Gefälligkeit der Wirthsleute ist ohne Grenzen; die Zimmer sind geräumig; in jedem ist ein schwellendes Sopha, unter dem Backsteincanäle hinlaufen, die es, mittelst Steinkohlenfeuerung, erwärmen. Neugierig beobachten wir die Bevölkerung, die das Bild der Beweglichkeit ist. Emsig verfolgt Jedes seinen Zweck und Beruf. Wir werden bald inne, daß der Handel neben dem Ackerbau, der jeden Zollbreit Land benutzt, hier eine Hauptrolle spielt. Unaufhörlich halten an, oder ziehen vorüber die langen Karavanen, welche auf Kameelen, oder Karren mit Maulthieren bespannt, die Fabrikate Rußlands und Nordchina's den Völkern im fernen Westen zuführen. Jedes Bedürfniß des Reisenden hat im Gasthause seinen vorausbestimmten, festen Preis. Nichts ist der Willkühr überlassen;

PEKING IN CHINA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt-
bibliothek
Elbing

Jeder macht sich die Rechnung selbst. Es kommen chinesische Kleinhändler, Tabulettkrämer, Pastetenverkäufer, und bieten höflich, doch nicht zudringlich, ihre Waaren an. Während bei dem Wirthe alles festen Preis hat, schlägt der chinesische Kleinhändler mehr vor, als ein Jude: man ist schon betrogen, wenn man die Hälfte bietet. —

Von Nordian bis zur Mauer trifft man wohl 20 Weiler. Die Hügel zu beiden Seiten sind bedeckt mit den Trümmern alter Befestigungen, den ehemaligen Außenwerken der großen Mauer, gegen welche die Riesenwerke der Römer wie Kindertand erscheinen. Jetzt ist sie, die das Reich vor der Macht der Barbaren so wenig beschützen konnte, als die Vallen Rom vor den Völkerschaaren des Ostens und Germaniens, im Verfall und ohne Vertheidigung, während ehedem ihre Besatzung allein eine Armee von 1/4 Million Soldaten erheischte. Vor Chalgan, der nächsten Station, läuft die Mauer auf der Zinne eines Felskammes hin, durch dessen Mitte ein gewaltiges Thor gesprengt ist, verschlossen mit eisernen Pforten. Man nennt es das Schild des Reichs. Jeder Fremde wird hier von der Polizeibehörde angehalten, um den Zweck seiner Reise befragt, darüber an den Gouverneur rapportirt, und dessen Erlaubniß für die Weiterreise eingeholt. Es geschieht solches mit der größten Höflichkeit und Schnelligkeit. In einer Viertelstunde ist alles abgethan und der Reisende kann dann unbefragt China durchwandern. Der Eingeborne ist schon an der Grenze frei, niemand forscht bei ihm nach Pässen, niemand nach dem Reisezweck. — Sobald man das Thor passirt hat, sieht man, in einer Lücke des Gebirgs gelegen, die Stadt Chalgan vor sich, welche das Bild im Großen wiederholt, das in Nordian so wohl gefiel. Die Stadt ist stark befestigt; die Gegend sehr schön. Der treffliche Anbau des Landes, welcher jeden Rain, jede Furche, jede Böschung eines Grabens zu benutzen versteht, die Menge und Heiterkeit der Dörfer und der einzelnen Gehöfte erregen Bewunderung. Jede Höhe, jedes romantische Plätzchen wird durch Tempel oder Kapellen geschmückt, und an den Stegen steht oft das Standbild eines Gottes, neben dem in einer Nische zuweilen duftende Kerzen brennen, oder Opfer von Früchten niedergelegt sind, die den Hungrigen und Armen, welche des Weges ziehen, als Beute überlassen sind. Auffallend ist der Unterschied der Sitten auch beim Grüßen. Während man den Fremden in den Steppen der Mongolei mit erschreckendem Geschrei empfängt, grüßt man in China mit Schweigen und dem Ausdruck, eines höflichen Stolzes, der, ohne zu verletzen, zu erkennen gibt, daß sich der geringste Bewohner des himmlischen Reichs besser dünkt, als der Fremde, der ihn heimsucht. Das Volk in den nördlichen Grenzprovinzen ist von Statur nicht groß, aber von intelligentem Gesichtsausdruck, in seinen Bewegungen frei und gewandt und äußerst rührig. Die Kleidung des gemeinen Mannes besteht aus einem blauen Ueberrock von dichtem, baumwollenen Zeuge, eben solchen Beinkleidern, Stiefletten oder Schuhen. Im Winter (denn dieser ist im nördlichen China strenge und lang!) ist der Ueberrock mit Pelz gefüttert. Eine Mütze mit aufgestutzten Ohren bedeckt den geschornen Kopf. Alle sind einerlei gekleidet; denn wie alles in diesem Lande einer hergebrachten Regel unterworfen ist, die Niemand übertreten kann, so ist auch die Tracht dem Willen des Individuums entzogen. Die Frauen, unglückliche Wesen! gehen auf ihren in kupfernen Schuhen verkrüppelten Füßen nur mit Mühe und an Handkrücken. Gemeinlich reiten sie, wenn sie sich von Hause

entfernen; oder sie lassen sich, wenn sie es vermögen, in Sänften tragen. Ihre Physiognomien sind angenehm; obschon nie frei vom Ausdruck der Schwäche und Hülflosigkeit.

Auf dem ganzen Wege bis in die Nähe von Peking (von Chalgan sind es 2 Tagereisen), bleibt sich die eben beschriebene Scene gleich. Man kann sich nicht satt sehen an der herrlichen Cultur des Landes und die Lebendigkeit des innern Verkehrs nicht genug bewundern, dessen Anzeichen auf jedem Schritte begegnen. Karavanen wandern von und nach der Hauptstadt in langen Zügen, und auf den Kanälen und Strömen, welche das Land durchschneiden, sieht man schwerbeladene Barken häufiger selbst als in dem verkehrreichen Holland und in England. Ueberall herrscht Ordnung; freilich nur jene Ordnung, welche wir an einer Maschine bewundern, wo hundert Räder immer auf dem nämlichen Punkte sich umdrehen, bewußtlos arbeitend für den gemeinschaftlichen Zweck. Wem eine solche Ordnung, welche die Menschen zu Automaten macht, und das Culturfortschreiten des Geschlechts zu vernichten strebt, gefällt, Dem muß China ein Paradies seyn.

In der Nähe der Metropole ändert sich die Scene auf eine befremdende Art. Gegen Erwartung scheint die Cultur des Landes abzunehmen. Die Bevölkerung selbst erscheint dünner, und die Umgebungen der Residenz des Himmelssohns sind nichts weniger als heiter und schön. Ein sonderbarer Geschmack hat unmittelbar vor den Thoren, statt einen anmuthigen Park, eine kleine Wüste geschaffen, die ein Drittel der Stadtmauer umgibt, und die wilde Natur der mongolischen Steppe täuschend nachahmt. Von dieser Seite betrachtet, macht das unermeßliche Peking einen wunderbaren, unheimlichen Eindruck. Da es in einer vollkommenen Ebene liegt, so sieht man nichts, als die, mit Bastionen und Thoren versehene, hohe Mauer, hinter der sich die Häusermasse gänzlich verbirgt. Blos die Spitzen der wunderlich gestalteten vielen Thürme gucken aus einer dicken Dunstwolke hervor, die dem Gewühle der Menschen entquillt und das ganze Jahr über Peking lagert. Der Umfang der äußern Stadtmauer ist 12 Stunden, ihre Höhe ist 16 bis 18 Ellen bei verhältnißmäßiger Dicke, und ein trockner, nicht tiefer Graben, der sie rundum umgibt, gewährt ihr keinen Schutz. Sie dient blos polizeilichen Zwecken und hat als Befestigung keinen Werth.

In dem Mauerkranze der Stadt sind viele häuserleere Stellen eingeschlossen, Gärten und sogar Felder, so daß man bei Betrachtung der niedrigen, einstöckigen Häuser sogleich begreift, daß Peking eine so unmäßige Bevölkerung, wie alte Schriftsteller angeben (4 bis 5 Millionen), niemals fassen konnte. Fast die Hälfte des nördlichen Stadttheils (die sog. Tartarenstadt) ist von den Palästen und Lustgärten des Kaisers eingenommen und der übrige Theil mit Regierungsgebäuden, Kasernen und Tempeln angefüllt, die alle große, offene Höfe haben. Auch die südliche Stadthälfte (die Chinesenstadt) wird zum dritten Theil von den unermeßlich weitläufigen Gebäuden und Gärten bedeckt, wo der Kaiser dem Himmel opfert und die jährliche Ceremonie des Pflügens u. s. w. vornimmt; die Küchengärten und Fischteiche für die Hofhaltung nehmen allein eine Quadratstunde Raum ein. Zieht man alles dies in Berechnung, so kann die Einwohnerzahl Pekings $1\,^1/_4$ Million nicht übersteigen.

Im Ganzen ist Peking gut gebaut. Die Hauptstraßen, welche die verschiedenen Thore mit einander verbinden, sind mindestens 100 Fuß breit, mehre 1 bis 2 Stunden lang; jedoch nicht gepflastert: ein Uebelstand, der bei kothigem Wetter äußerst lästig ist und im trocknen, heißen Sommer durch fleißiges Sprengen mit Wasser gemindert wird. Kütschen sind hier und in ganz China nicht gebräuchlich. Dagegen wimmeln die Straßen von Sänftenträgern und Leuten, die ihre Waaren, an den Enden langer Stangen, zum Verkauf tragen und den Fußgänger fortwährend zum Ausweichen nöthigen. Kommt, wie dies häufig der Fall ist, ein Braut- oder Trauerzug, oder der eines hohen Staatsbeamten dazu, so wird auch die breiteste Straße gedrängt voll, und wer den entgegengesetzten Weg will, dem bleibt keine Wahl, als umzukehren, oder eine Seitenstraße einzuschlagen. Die Leichen werden in buntlackirten, viereckigen Kästen getragen, über welchen ein Baldachin mit den schreiendsten Farben prangt. Jedem Leichenzug gehen eine Menge gedungene Leute mit vielfarbigen Fahnen voraus. Unmittelbar hinter dem Sarge folgen die weiblichen Verwandten des Verstorbenen in weißen Palankins. Weiß ist hier die Farbe der Trauer: schwarz die der Freude.

Die Hauptstraßen bestehen großentheils aus öffentlichen Gebäuden, deren Zahl Legion ist, und die sich alle an ihrem gelben Anstrich erkennen lassen. Gelb ist nämlich die ausschließliche Farbe des Kaisers, des Staats. Die Dächer sind gelb lackirt und überdieß auf die wunderlichste Art bemalt. Im Sonnenschein glänzen diese Gebäude wie Gold und ihre oft sehr langen Fronten geben ihnen ein prächtiges Ansehen. Mehre sind so groß, wie kleine Städte. Die größten sind die kaiserlichen Magazine zur Versorgung der Hauptstadt mit Getreide und Reis in Zeit der Noth oder der Theurung. Die Masse der hier aufgehäuften, sorgfältig unterhaltenen Vorräthe grenzt an das Fabelhafte. — Die Polizei ist in Peking, wie in allen chinesischen Städten, sehr wirksam, und Mord und Räubereien, wie sie z. B. in London zur Tagesordnung gehören, sind folglich Seltenheiten. 20,000 Polizeidiener sind beständig wachsam. Ihre Waffe ist eine lange Peitsche, die sie bei jedem Anlaß rücksichtslos gegen das Volk handhaben. Dieses Instrument, das hundertfache Abkasten der Stände, der Schulplan endlich, oder das chinesische Reglement für öffentlichen Unterricht, — das sind die Hauptschlüssel zum Canon chinesischer Staatsweisheit.

Die Tartaren-Stadt ist von der chinesischen durch eine Mauer geschieden und wird durch besondere Thore geschlossen. — Hier wohnen Alle, welche mit dem kais. Hofe durch Gewerbe, oder Amt in Beziehung stehen; hier haben auch die chinesischen Missionen ihren Sitz mit Kapellen für griechische und katholische Christen; hier sind Buchläden, Buchdruckereien und die vorzüglichsten wissenschaftlichen Anstalten des Reichs: Hochschule, Sternwarte, Seminar ꝛc. Die Bevölkerung ist fast ganz tartarisch. Muhamedaner, die sich durch ihre rothen Mützen unterscheiden, sind zahlreich. Die tartar. Frauen sind schon durch ihren festen, raschen Gang und ihre Füße von natürlicher Form und Größe kenntlich. Häufig sieht man die vornehmsten Damen neben ihren Gatten zu Pferde. Chinesische Handwerksleute, welche Arbeit suchen, und Kleinkrämer, die ihre Waaren feilbieten, sind übrigens hier so lästig, als in der Chinesenstadt. Alle Hauptstraßen haben feste Thore an beiden Enden, die von ihren Hütern bei den gering-

sten Ruhestörungen geschlossen werden; ein probates Mittel, um Revolutionsversuche inmitten großer Bevölkerungen zu isoliren und sodann leicht zu ersticken. In der Nähe der kaiserl. Residenz sind überdieß die Straßen nicht blos an Ausgängen, sondern selbst in der Mitte mit sogenannten Triumphpforten versehen, Thore mit eisernen Flügeln, rechts und links mit kasernenartigen Gebäuden, die im Fall eines Aufstandes leicht vertheidigt werden können. Man nennt sie Siegespforten, um das Volk über ihre Zwecke zu täuschen. — Ungeheure Magazine für Reis, Getreide und für Kriegsvorräthe aller Art, und hinlänglich, um die ganze Bevölkerung der Tartarenstadt von Kopf bis zum Fuß zu bewaffnen und auf lange Zeit zu ernähren, nehmen mit ihren unabsehlichen Fronten mehre Straßen ein. Die Tempel sind zahlreich; viele von imposanter Größe.

Fast im Mittelpunkt der Tartarenstadt befindet sich die kaiserl. Residenz, die man eine dritte Stadt aus Palästen mit Gartenanlagen nennen kann. Sie ist durch einen freien Platz und eine hohe, gelblackirte Mauer von großer Stärke aus aller Verbindung mit den übrigen Stadttheilen gesetzt, und innerhalb dieser Mauer darf sich außer den zum kaiserlichen Hause gehörigen, oder sonst privilegirten Personen bei Todesstrafe Niemand betreten lassen. Der Raum, den die kaiserl. Residenz einnimmt, ist ein regelmäßiges, längliches Viereck von mindestens 2 Stunden in Umfang. Im Mittelpunkte desselben stehen die Privatpaläste des Kaisers und der Kaiserin. Eine innerste Mauer, durch die eine eiserne, schön vergoldete Pforte führt, umgibt sie. Diese Mauer heißt die heilige, die ganz verbotene. Ihr Inneres ist nur für die innerhalb des Raumes geborene und erzogene Privatdienerschaft des Kaiserpaares zugänglich; selbst die höchsten Staatsbeamten dürfen es nicht wagen, den Kaiser in seiner eigentlichen Wohnung aufzusuchen. — Die ganze Anlage der Residenz ist übrigens ein Labyrinth von Palästen, Gärten, Triumphpforten, Tempeln, Höfen, Bächen, Seeen, Gehölzen, Felsen, Thälern, Meiereien, Wasserfällen, Springbrunnen, Grotten, das die Sinne verwirrt. Obschon ihr Einheit des Plans und symmetrische Anordnung gänzlich abgeht, so ist sie doch des Beherrschers des größten Reichs der Erde, und über ein Dritttheil des Menschengeschlechts nicht unwürdig. Da die untergeordneten Gebäude für die Hofbeamten, die Magazine ꝛc. durch Zwischenmauern und Baumgruppen dem Auge des Beschauers entzogen werden, so treten um so herrlicher, zauberischer die Kaiserpaläste selbst hervor, welche die Gipfel künstlich aufgetragener Hügel krönen, oder auf den Eilanden der Seen liegen, an deren grünenden Ufern Heerden von Büffeln weiden, und auf deren Wellen Schwärme von Schwänen und dem seltensten Geflügel sorglos rudern. Man sieht wenig Menschen im Innern der Residenz. Die Leibwachen, etwa 2000, lauter Tartaren, sind größtentheils in den innern Räumen versteckt und die Hofbeamten und Diener leben, außer an Galla- oder Dienfttagen, in ihren Privatwohnungen. Die ganze Residenz-Bevölkerung besteht aus 11 — 12,000 Köpfen, und diese verliert sich in dem großen Raume.

Stadt-
bücherei
Elbing

RUINE HENNEBERG.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Die kaiserliche Verwandtschaft ist äußerst zahlreich und muß sich, da jeder Prinz, wie der Kaiser selbst, mehre Weiber hat, allmählich in's Unendliche vermehren. Ein kaiserlicher Verwandter ersten Rangs erhält jährlich 10,000 harte Piaster für sich, einen Palast und eine Dienerschaft von 300 Personen. Da diese kostspielige Klasse das Land bald auffressen würde, so steigen die Prinzen mit jeder Generation um einen Ranggrad herab, bis ihre Erben in der fünften Generation nur noch das Vorrecht, den gelben Gürtel zu tragen, haben und den einfachsten Lebensunterhalt zur Appanage bekommen. In manchen Staaten — man borgt ja hie und da so gern chinesische Maximen! — könnte man auch diese adoptiren. Das Volk wenigstens würde nirgends protestiren. Alle Prinzen von Geblüt und die Statthalter erster Klasse führen den Titel Wang. Es ist auch der einzige, den der Sohn des Himmels den Souverainen Europa's gibt, von deren Stellvertretern man erwartet, daß sie, wenn sie in feierlicher Audienz bei dem Herrscher der Welt vorgelassen werden, neunmal mit dem Haupte den Boden berühren.

Ungefähr 2½ Stunden von Peking liegt die Sommerresidenz des Kaisers, der Park von Yuan-ming-yuen, mit 30 großen Palästen, die Gebäude für ein Gefolge von 5 bis 6000 Personen ungerechnet. Zuweilen besucht auch der Kaiser die heißen Bäder zu Dschiho, 25 geogr. Meilen nördlich von Peking, jenseits der großen Mauer, im Gebirge. Dann beziehen aber 20 bis 30,000 Mann tartarischer Truppen in geringer Entfernung ein Lager, um den Hof in den Stand zu setzen, jeglichem Ereigniß sogleich die Spitze bieten zu können. Man weiß dort so gut, wie anderswo, daß nicht allen Revolutionen Zeichen und Wunder vorausgehen. Es gibt ja apoplektische auch, und die sind die gefährlichsten.

CCCVIII. Ruine Henneberg.

Hennebergs Ruine liegt 2 Stunden südwestlich von Meiningen, auf der Spitze eines waldigen Bergkegels, dicht an der bayrisch-meiningenschen Grenze, hart über dem Dorfe, welchem die Burg ihren Namen gab. Die Urgeschichte jenes Stammhauses eines gefürsteten Grafengeschlechts umhüllt Fabelgewölk. Sicher ist, daß schon im siebenten Jahrhundert die Burg gestanden hat und der Henneberger Geschlecht dort hauste. Spätere Zeiten schwellten dessen Macht; aus dem kleinen Burg-Bezirke wurde allmählich — theils durch Schwertsgewalt, theils durch Heirath, theils durch der Kaiser Gunst, — ein weites Ländergebiet und aus den einfachen Rittersleuten gefürstete Grafen des Reichs. Die Burg selbst wurde zum prächtigen Schloß, und wo jetzt die Eule haust, zogen die Kaiser oft als Gäste ein.

Aber im Strome der Zeit verfloß Hennebergs Herrlichkeit. Als des großen Luthers mißverstandenes Wort der geketteten Bauern Joch zerbrach, und der Landmann Schaar und Sense gegen Ritter und Pfaffen erhob, schallte auch in Hennebergs Gauen, den dicht bevölkerten, Sturmglocken-Ruf von Dorf zu Dorf; wilde Schaaren brachen alle Burgen; auch des Stammes Haus ging in Flammen auf. Seitdem, seit 1525, ist es Trümmer.

Sechs und fünfzig Jahre später war ein Fürst Ernst Herr im Henneberger Lande. Diesem kam einst der Gedanke bei, seiner Ahnen alte Burg zu sehen, und er zog hinauf mit großer Schaar. Da ward's dem Fürsten plötzlich weh in dem Gemäuer, krank brachten ihn die Diener in die Hütte unten an dem Berge, und im niedrigen Bauernhäuschen drückte ihm der Tod die Augen zu. Er war der letzte Sproß und kinderl s. So sind Burg und Geschlecht vergangen und das Henneberger Land fiel Fremden zu *).

Von der Fürstenburg ragt jetzt nur noch ein Thurm zum Wald heraus; aber niedriges Mauerwerk, das einen großen Raum bedeckt, zeigt dem Forscher die einstige Größe an. Auch von einem Kirchlein steht noch Manches, so ein Bogen des Thors und zu sehen ist noch ein tiefer Brunnen, halb verschüttet, von dem die Chroniken melden, daß er durch den Leib des Berges bis unter des Thales Sohle reiche. Herrlich ist und von Wanderern viel genossen die Fernsicht von der Mauerzinne, und die Fürsten-Grafen pflegten ihren Gästen stolz zu sagen: „zweimal weiter als das Auge reicht, geht und schirmt der schwarzen Henne Flug." —

CCCIX. Kissingen.

Die Beschreibung dieser schönen Ansicht des deutschen, vielbesuchten Kurorts wurde schon an früherer Stelle (Seite 58) in diesem Bande gegeben.

*) Die 35 □Meilen großen ehemaligen Hennebergischen Länder haben jetzt folgende Besitzer; Preußen: der hennebergische Kreis mit Suhl und Schleusingen, $8\frac{3}{4}$ □M. mit 28,000 Einw.; Weimar: die Aemter Ilmenau, Ostheim, Kaltennordheim, $5\frac{1}{4}$ □M. mit 9000 E.; Meiningen: fast das ganze Unterland, $11\frac{3}{4}$ □M. mit 40,000 E.; Coburg-Gotha: $4\frac{1}{2}$ □M. mit 10,000 E.; Kurhessen: Schmalkalden, $5\frac{1}{2}$ □M. mit 22,000 E.; Stolberg-Werningerode: Schwarza mit 1000 E.

KISSINGEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt-
bücherei
Elbing

Stadt-
bücherei
Elbing

AUGSBURG

CCCX. Augsburg.

Gern weile ich bei deinem Bilde, du altes, ehrwürdiges Augsburg, du Vaterstadt von so manchen großen und guten Menschen, du Schauplatz von so Vielem, was als wichtig und folgenreich durch die Zeiten geht; du Stätte des redlichen Fleißes, du Wohnsitz hochherziger Gesinnung und biederer, altdeutscher Sitte! Wohl kann man sich erfreuen an dem Alten, wenn, wie hier, ein lebendiger Kern darin steckt, der die Gegenwart nährt, und Fruchtkeime für die Zukunft birgt. Man fühlt sich mitgeehrt, wenn die alten Städte ihrer großen Männer und Meister mit Festen und Bildsäulen gedenken, und das Herz schwillt, wenn man das ganze deutsche Volk sich bewegen sieht, ein Fest, wie Guttenberg's, zu feiern. Aber es schwillt auch die Faust, wenn man, wie sonst Gotteswort, Presse und Lettern an Ketten sieht, und man merkt, daß wohl hie und da vom schönen Jubel-Feste nichts übrig bleiben soll, als ein Dienstjubel. Dann ist's recht, man thut wie Augsburg gethan und Nürnberg: — macht eine stille Gedankenfeier daraus, und läßt die Andern mit Glocken läuten, und die Thürmer blasen, und die Leute Begeisterung aus Champagner-Gläsern schlürfen, und die Zunftgenossen gerührt seyn, und breterne Buden bauen, und derbe Schmäuse und geschniegelte Reden halten, und Lieder dichten, so schön, wie nur je welche gedichtet worden sind bei der Dienst-Jubelfeier irgend eines knöchernen Staatsschreibers, der das große Verdienst gehabt hat, fünfzig Jahre lang des Papiers recht viel zu verbrauchen. — Ich halte es gern mit Denen, die keinem falschen Götzen räuchern mögen, wenn sie den Willen haben, einen wahrhaftigen Gott anzubeten, dessen Werde! tief unter dem Firmamente hervor das Licht gerufen, welches die ewige Nacht vom ewigen Tage scheidet. —

Aber zur Ordnung. Aus dem Guttenberg's-Aerger wird doch keine Beschreibung Augsburg's.

Stattlich — nicht eben schön und malerisch, — nimmt sich das große Augsburg auf seiner weiten, vom Lech durchströmten Thalebene von ferne aus. Mit der Fernsicht Erfurt's, Nürnberg's, Würzburg's, Prag's, Salzburg's ꝛc. kann's freilich seine nicht messen. Der Landschaft fehlt ein Haupt-Schmuck; die Höhen nämlich mit den Mauerkronen, die, wie z. B. die Kaiserburg bei Nürnberg, herrlich über die Giebel hereinschauen. Doch wenn man der schönen,

kräftigen Gestalt der alten Stadt näher tritt, denkt man nicht mehr an den Mangel. Ungebrochen ist noch Augsburg's Mauergürtel, und die hochgewölbten, schönen Thore sind so ganz, wie zu Maxen's Zeit. Wer noch keine altdeutsche Stadt gesehen hat, dem thut sich in Augsburg eine Welt auf voll Neuheit. Unregelmäßigkeit ist hier alles; oder mit einem bessern Worte — Freiheit. Keine Straße ist ganz gerade. Bald stehen die Häuser vor, bald zurück; bald ist dort ein weit überhängender Giebel, bald da ein weit hervorstehender Erker; die Fenster sind bald klein, bald groß; bald zusammengerückt, bald weit auseinander; bunter, grell abstechender Anstrich färbt die Häuser, oft alte Freskomalerei von Meisterhand. Einige Häuser mit platten Dächern zieren Statuen; andere haben Thürmchen oder Thurmspitzen, oder altmodische Wetterfahnen auf den hohen Giebeln; wunderliches Schnitzwerk windet sich häufig um Thüren und Fensterbekleidungen, und an Eckhäusern fehlen auch die Holzbilder nicht, an denen sich seit Jahrhunderten Volkswitz übt. Häufig prangen Wappen über den Thoren, hie und da wohl auch eine Nische, meistens leer jetzt, für den Schutzpatron des Hauses. Schöne, mit Kaiser- und Heiligen-Bildsäulen verzierte steinerne Brunnen stehen auf Straßen, auf Märkten, auf den Höfen alter Paläste. Jedes, auch das gemeine Bürgerhaus, ist in der Regel stattlich, und läßt der Bewohner Tüchtigkeit, Wohlhabenheit, Fleiß und Ordnungssinn schon von außen erkennen. Die schönste Parthie dieser anziehenden Stadt und dasjenige Gebäude, in welchem sich Augsburgs vergangene große Zeit am deutlichsten wiedererkennen läßt, ist das Rathhaus, zu dessen äußerer und innerer Verzierung alle Künste des 16. und 17. Jahrhunderts ihr Bestes steuerten. Im sogenannten goldnen, 110 Fuß langen Prunk-Saale weilt man staunend, und begreift nicht, wie der Rath einer einzelnen Stadt es vermochte, solche königliche Pracht um sich zu häufen. Zeughaus, Siegelhaus, die Fuggerschen Paläste stammen aus nämlicher Zeit; und im Bischofshof (jetzt Schloß und Sitz der königlichen Oberbehörden des Kreises) zeigt man die merkwürdige Stätte, wo die protestantischen deutschen Fürsten ihr Glaubensbekenntniß vor Kaiser Karl V. und vor den versammelten Ständen des Reichs überreichten. Man weiß, wie noch bis auf den letzten Augenblick vom Kaiser und seinen Räthen vergeblich versucht wurde, diesen entscheidenden Schritt abzuwenden. Als der sächs. Kanzler Bayer schon aufgestanden war, das Bekenntniß vor dem Reichstage mündlich abzulegen, ließ ihm der Kaiser, — bedenklich wegen des Eindrucks, den der deutsche Vortrag auf die Stände machen möchte, — ein lateinisches Exemplar überreichen, mit dem Befehl, dieses abzulesen. Da antwortete der Mann fest und kühn: — „Wir sind auf deutschem Boden, und haben vor Deutschen unser Bekenntniß abzulegen; darum erlaube der Kaiser, daß es deutsch geschehe!" und sogleich begann er den Vortrag mit so kräftiger Stimme, daß das zu Haufen versammelte Volk im Hofe unten jedes Wort vernahm. —

In breiten, großen Wellen lasse ich die Geschicke Augsburgs vor dem Leser dahin rauschen aus dem Meere der Zeit durch zwei Jahrtausende.

Als blühende Römerstadt — als **Augusta Vindelicorum** — zeigt sich's in der Geschichte zuerst und fünf Jahrhunderte früher, als im mittlern Deutschland, glänzte hier das Kreuz auf christlichen Tempeln. Schon im 2ten Jahrhunderte ward in Augsburg die erste christliche Gemeinde gegründet. Als Rom sank, ging auch seine Augusta unter; in den Verheerungsstürmen der eindringenden Barbaren erlag diese als erste Beute. Lange blieb sie wüst; unter Theodorich erst gelangte Augsburg als ostgothische Stadt wieder zu einiger Bedeutung, und um 600 macht sie sich als Bischofssitz bemerklich. Karl der Große befestigte sie, und im 8. und 10. Jahrhundert rauschen die blutigen Wogen der Entscheidungsschlachten Karls gegen die Baiern unter Thassilo und der Deutschen gegen die neuen Weltstürmer, die Ungarn, an ihren Mauern hin über das Lechfeld. Später, bei der Zerrüttung des Reichs, als Kaiser und Gegenkaiser einander bekriegten, und Anarchie die Bande lockerte, entwickelte sich, obwohl unter häufig wiederkehrenden, schweren Bedrängnissen, die Kraft des Gemeinwesens; die Macht des Reichsvogts und die Bischofsgewalt traten allmählig in den Schatten vor der Macht des Magistrats und der patrizischen Geschlechter, aus deren Mitte sich jener erneuerte. Hand in Hand damit ging der Zuwachs an Handel und Reichthum in Augsburg, welcher aus der im 12. Jahrhundert begonnenen engen Verbindung mit Venedig, Genua und den freien Städten der Lombardei sich entwickelte. Als sich im Jahre 1368 die Macht des Magistrats brach und er sie mit den Zünften theilen mußte, stand Augsburg in höchster Blüthe. In allen Ländern galt sein Ansehen und Handelsreichthum, und die Augsburger Handelsherren mochten es stolz mit Fürsten aufnehmen, die öfters Gesandte schickten. Daneben standen Kunst und Gelehrsamkeit in verdienter Anerkennung. Errungenes Freiheitsgefühl schlug in jedes Bürgers Brust, und als (1478) patrizische Geschlechter den Versuch wagten, die Rechte der Bürger zu schmälern, büßte ihr Haupt, Bürgermeister Schwarz, die Schuld am Galgen. Nun folgte eine Zeit, da für den überschwänglichen Reichthum die Gefäße zu eng waren und Prachtsucht und Ueppigkeit alle Schranken überstiegen. Die Fugger's schwangen sich vom Webergesellen an durch Genie und Glück in neun Jahrzehnten zu den reichsten Kaufherrn in Augsburg, ja vielleicht in der Welt, empor; sie wurden die Rothschild's ihrer Zeit, die den Kaisern Max und Karl v. oft die erschöpften Schatzkammern wieder füllten. Ganze Handelsflotten segelten unter Fugger'scher Flagge nach Indien und Amerika, und die Fugger's prägten ihr Gold und Silber in eigenen Münzstätten aus. Die Kaiser machten sie zu Reichsgrafen, und ihr Geschlecht blühet noch in mehren Zweigen. Damals entstand auch die Fuggerei, ein geschlossener Stadttheil, mit Thoren und eigner Gerichtsbarkeit. — So überschwängliche Blüthe konnte nicht lange dauern. Augsburg hatte mit Venedig einerlei Schicksal. Der Handel, der sich nach Auffinden des neuen Wegs nach Indien und Amerika's Entdeckung, der alten Bahn entfremdete, suchte andere Wohnorte auf. Augsburg's Verkehr kleinerte sich von Jahr zu Jahr; zugleich sein Wohlstand. Viele Kaufleute zogen weg; nach den Niederlanden, nach Hamburg. Die Reformation und ihre Folgen, Religionskriege, halfen dazu, den Verfall der Stadt zu be-

schleunigen. Zu Ende des 30jährigen Kriegs war die Bevölkerung, welche man früher auf 100,000 Seelen geschätzt hatte, auf 30,000 zusammen geschmolzen. Zwar erhob es sich durch Gewerbfleiß wieder; doch der Glanz, welchen ihm der Welthandel gegeben hatte, war auf ewig dahin. 1805 erlosch für Augsburg auch seine, seit 1276 als freie Reichsstadt ununterbrochen behauptete, Unabhängigkeit durch die Auflösung des Reichs, und die alte Augusta kam unter Bayern's neues Königs-Zepter. Augsburg hat jetzt in 3700 Häusern 36,000 Bewohner. — Seine Industrie blüht und als Wechselplatz wird es immer einen hohen Rang behaupten.

CCCXI. Erfurt.

Erfurt liegt in der Mitte und zugleich in der schönsten Gegend des Thüringer Landes, in einer von Hügeln rundum geschützten Thalebene voller Fruchtbarkeit. Das Thal wird durchströmt von der Gera, einem hoch aus dem Gebirge herkommenden Nebenfluß der Unstrut. Uralt ist Erfurt. Schon Bonifazius, der Apostel, fand es groß und volkreich, und lange Zeit trieb er dort sein Bekehrungswerk, baute Kirchen und Klöster, und machte Erphisford zum Sitz des neugegründeten Thüringer Bisthums. Karl der Große, dessen Alles durchdringender Adlerblick die günstige Lage für den Handel erkannte, schenkte der Stadt Stapelrecht und andere Privilegien. Als Venedig emporkam, selbst ehe noch Nürnberg und Augsburg Verbindungen mit der nachherigen Königin der Meere angeknüpft hatten, trat Erfurt mit ihr in Verkehr, und so lange der Handel in den alten Wegen blieb, war Erfurt für Centraldeutschland der Platz, wo dieses die kostbaren Güter Indiens und die Fabrikate der lombardischen Städte gegen die einheimischen Produkte tauschte. Wenige Städte waren damals so blühend, volkreich und mächtig. Einmal zogen 9000 Bürger in ritterlicher Rüstung zur Fehde aus, und die Einwohnerzahl soll sich im 14. Jahrh. auf 90,000 belaufen haben. Auch zum Bunde der Hansa gehörte Erfurt und es war eines ihrer nützlichsten Glieder, denn es sorgte für die Sicherheit der Handelsstraßen im Innern Deutschlands, hielt die Raubritter im Zaum, und verschaffte durch die Stärke seines Arms und

ERFURT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt-
bücherei
Elbing

seines Reichthums dem Bunde Achtung, Anerkennung und Hülfe bei den Fürsten. Augsburg, Ulm, Nürnberg und Erfurt nannte man die 4 Pfeiler der Bundesmacht im Innern des Reichs. Mit Regensburg unterhielt Erfurt einen unermeßlichen Verkehr. An vielen Orten, selbst in den fernsten Ländern, hatte Erfurt Contore und Niederlagen, und an manchen war der Handel ganz in der Erfurter Hand. Erfurt legte Hammer- und Hüttenwerke an im meißener Lande und auf dem thüringer Walde, sein Unternehmungsgeist suchte die verborgenen Schätze der Erde auf und beutete sie aus, der sonst so blühende Bergbau Thüringens, welcher kaum noch in Sagen des Volks fortlebt, kommt fast ganz auf Erfurter Rechnung. — Er sank erst, als seine Pflegerin gesunken war.

Erfurt's lebendiger, thätiger Reichthum, der bei seinen Besitzern Pracht und vermehrten Lebensgenuß erzeugte, nach allen Radien hin Erwerbsmittel schuf und zu gleichen Bestrebungen anspornte, breitete seine wohlthätigen Wirkungen bis in die kleinste Stadt des thüringer Landes, bis in die Hütte des Landmanns aus. Die thüringer Chroniken aus jener Zeit enthalten davon die sprechendsten Beweise, und die Beschreibungen der öffentlichen und Privatfeste, nicht der fürstlichen, sondern der Bürger- und Volkslust auf Vogelschießen, Kirchweihen, Märkten, Bergfahrten ꝛc., der Kleidungen, Speisen und Sitten auch der geringen Klassen geben uns in anziehenden Bildern zu erkennen, welch ein heitres, frohes Leben damals von Erfurt über ganz Thüringen ausgegangen, und andrerseits auch, wie damals die öffentlichen Bedürfnisse, die erkünstelten des Staats, in unsern herrlichen Gauen und traulichen Waldgründen noch nicht den Privatwohlstand verschlangen; wie noch des Bauers und Bürgers blieb, was er durch Emsigkeit errungen; wie nicht blos erworben, sondern auch genossen wurde. —

Als Erfurt blühete, vom 12. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts, geschah nichts von allgemeinem Interesse in Deutschland, woran die Stadt nicht nahen oder fernen Theil nahm. Häufig zogen die Kaiser nach Erfurt, hielten Reichs- und Kirchenversammlungen daselbst, und eine Menge der wichtigsten Urkunden datiren von daher. Ohne freie Reichsstadt zu seyn genoß Erfurt, vermöge seiner Privilegien, doch faktisch die Unabhängigkeit. Das Gefühl derselben erregte den Stolz, und der Reichthum mehrte den trotzigen Sinn. Im Mittelalter war keine Bürgerschaft wegen ihrer Kriegslust und ihres waglichen Sinns mehr verschrieen und mehr gefürchtet, als die Erfurter. Hader, Kampf und Fehde nach allen Richtungen hin ziehen sich durch die ganze Geschichte Erfurt's wie ein blutiger Faden. Mehrmals traf sie der päpstliche Bannstrahl, mehrmals, ihren Trotz gegen die Kaiser zu züchtigen, die Reichsacht. Für Gegenkaiser und Gegenpäpste nahm sie oft Partei, und mit ritterlichem Sinn, wenn auch mit wenig Klugheit, ergriff sie oft die Partei der Schwächern. Neben dieser Lust an Krieg wurde die Kunst und Wissenschaft eifrig gepflegt. Die Klosterschulen Erfurt's waren Sitze der Gelehrsamkeit. Erfurt's Univer-

sität, eine der ältesten in Deutschland (seit 1816 aufgehoben), wurde schon 1378 gegründet und reich fundirt. Damals war die große Zeit Erfurt's.

Sie schwand. 1472 legte ein furchtbarer Brand, durch Pfaffenbosheit angestiftet, die Hälfte der Stadt in Asche und vernichtete eine unermeßliche Menge an Gütern und Werth aller Art. Viele Kaufleute zogen fort nach andern Orten, und Erfurt's Handelsverbindungen nahmen sie mit sich. Schlag auf Schlag folgten diesem ersten Unglück andere. Die gänzliche Umkehr im 16. Jahrhundert des Welthandels, die Auflösung der Hansa, die veränderte Lage des Reichs isolirten Erfurt und zerschnitten die Fäden seines Reichthums. Schlechte Wirthschaft im städtischen Haushalte führte zum Haß und blutigen Aufruhr der Bürger gegen den patrizischen Magistrat; die Reformation endlich, der die Hälfte der Bürger anhing, schürte das Feuer der innern Zwietracht in's Unendliche fort. Selten sah Erfurt nach langjährigem innerem Hader und Zwist kurze Perioden der Ruhe und des Friedens. Wer beides liebte, wanderte aus; viele reiche Erfurter ließen sich in Frankfurt nieder, andere in Braunschweig und eine Menge in Leipzig; andere zogen mit ihren Gewerben in die benachbarten thüring'schen Städte. Ehe der Donner des dreißigjährigen Kriegs über die Stadt hinrollte mit seinen Hagelwettern, da war die Einwohnerzahl Erfurt's schon auf 40,000 gesunken. Des langen Kriegs schwere Zeit lag hart auf Thüringen's Hauptstadt. Bald sah es die Schweden mit Gustav Adolph, bald Tilly, bald Banner in seinen Mauern; alle forderten Opfer, alle verwüsteten und verheerten, drangsalten und trieben Brandschatzungen ein, und als der Religionsfriede dem Kriege ein Ende machte, war Erfurt, sagt der Chronist, „wie eine Laterne, ohne Licht und mit zerbrochenen Scheiben." Pest, Brand, Hungersnoth folgten, und ließen kein Wiederaufkommen zu. Von seiner ehemaligen Handelswichtigkeit blieb auch nicht eine Spur zurück, und die wenigen Fabrikgewerbe, welche sich erhielten, wollten nur selten recht gedeihen. Bis 1813 war die Einwohnerzahl auf 13,000 herabgekommen. Ein Drittel fast der 3000 Häuser stand leer. — Wie eine schlechte abgegriffene Münze, die Niemand behalten mag, ging zu jener Zeit Erfurt und sein Gebiet aus einer Fürstenhand in die andere, und jeder neue Besitzer suchte der Stadt und dem Ländchen den Ueberrest an Lebenssaft auszudrücken. —

Als 1807 Napoleon seine Heeresfluth gegen Preußen wälzte, wurde Erfurt seine Erstlingsbeute von Friedrichs des Großen Reich. Er erkohr Erfurt zum Waffenplatz, zur Zwingburg für Deutschland, und machte es zur »guten Stadt des Reichs.« Sein Plan, das Frankenreich Carls des Großen, aber in gallischer Zunge, aufzurichten, war der Welt kein Geheimniß mehr. In seinem Erfurt schaarte ein Wink des Gewaltigen, 1808, Deutschlands Könige und Fürsten um sich her, damit er seinem kaiserlichen Gast zeige, zu welcher Erniedrigung man sich verstehe, und wie reich Deutschland an Knechtschaft sey. Und als Gott dem Titan in Rußlands Steppen die Kraft genommen, und die zur Vergeltung aufgestandenen Völker von Auf- und Niedergang in den Ebenen Leipzigs zer-

stampft hatten die eiserne Krone der Weltherrschaft, die er geschmiedet, da mußte Erfurt noch dazu dienen, seine flüchtigen Schaaren vor Vernichtung zu schützen.

Deutschland war längst befreiet, längst hatten seine Söhne auf dem Völkerzuge zur neuen Roma den Rhein überschritten, als noch immer der fremde Raubadler auf Erfurts Höhen horstete. Erst im Frühjahr 1814 wurden die beiden Erfurter Citadellen, Petersberg und Cyriaxburg, an das preußische Belagerungsheer übergeben, nachdem die Franzosen die Stadt selbst im Spätherbst des vorhergehenden Jahres, nach einem Bombardement, das 300 Häuser zertrümmerte, geräumt hatten. Seitdem gehört Erfurt, als Hauptort eines Regierungsbezirks, zum preußischen Staate, und lebt wieder einer besseren Zeit zu. Die Volksmenge hat sich seit 1813 fast verdoppelt; einschließlich der 3000 Mann starken Garnison beträgt sie gegenwärtig 26,000.

Die Sehenswürdigkeiten Erfurts, — wenn wir die Festungswerke der Stadt selbst, ihre beiden Citadellen und die Verschönerungen am Friedrich-Wilhelmsplatze, mit der prachtvollen Fontaine, dem Obelisk und dem Karl Friedrichs-Denkmal ausnehmen — gehören sämmtlich einer längst verschwundenen Periode an. So viel auch die zerstörende Hand der Zeit zertrümmert hat, so viel auch Vandalismus, Krieg und Vernachläßigung vernichteten: so ist doch für den Freund der Kunst und des Alterthums immer noch eine größere Ausbeute übrig, als auf so wenig Raum zu beschreiben ist. Vor allem muß der Dom uns fesseln, der, erhaben auf einem Felsen stehend, mit seinem hohen, stumpfen Thurmkegel als die hervortretendste Figur in der Ansicht Erfurts schon von fern den Blick auf sich zog. Inzwischen ist der erste Eindruck bei näherer Beschauung dieses uralten Denkmals der deutschen Baukunst kein erfreulicher. Mit Wehmuth vielmehr bemerkt man an so vielen Zeichen die dem Prachtbau durch Elemente und Krieg, durch Blitz und Kanonenkugeln gewordene Mißhandlung. Der Thurm ist seines Schmucks entkleidet, die Spitze, die Seitenthürmchen, die Erker, Nischen und der tausendfache Zierrath von Arabesken ꝛc. sind abgeschlagen bis auf einzelne Trümmer, und nichts blieb übrig, als nacktes Mauerwerk. Es gehört schon eine kräftige Phantasie dazu, sich den herrlichen Bau in allen seinen Theilen zur vollen Anschauung vor die Seele zu zaubern; und nicht eher sollte man dessen Inneres betreten. Dann erst wird unser Auge das Novantike und Restaurirte in vieler Art übersehen und der Betrachter im Stande seyn, den großen, ästhetischen Eindruck in vollem Maße zu genießen, der ihn erwartet, wenn er aus dem Schiff in das bis auf wenige Einzelnheiten noch in seiner alterthümlichen Herrlichkeit vollkommen erhaltene Chor, durch dessen Fenster ihm die milde Farbengluth der nobelsten Schmelzmalerei anstrahlt, getreten ist. Wohl ihm, wenn ihn hier der Hauch der Begeisterung nicht unangeweht läßt, aus welcher die höhere Erkenntniß reift. Vor seinem geistigen Auge fallen dann die irdischen Formen, womit Zeit und Meinung das Wesen der Gottheit verschieden bekleiden; er liest an den Tempelhallen, in die Nacht der Berge hinein gebrochen; an den hohen Säulenhäusern zu ihren Füßen; an den Pylonen, deren Hieroglyphen von den Wundern der Kinder-Zeiten stammeln; an Luxors Obelisken und in den Säulenstraßen

Balbecks; an den lichten Tempeln Griechenlands und Roms wie an des Nordens runen-beschriebenen Felsenhäuptern immer das nämliche Symbol — immer das eine Wort. — Stehend im hohen Münster des Mittelalters, dessen Massen, so will es ihn bedünken, Riesen thürmten, während seine Einzelnheiten kunstreiche Zwerge fertigten; stehend im Tempel voll schwebender Lichtgestalten, die in Feuersgluth auf ihn niederschauen, wird er inne, daß vom christlichen Prachtpalast der Gottheit bis zum rohen Altar des Wilden auf Bergeshöhe alles nur eines Triebes, einer Begeisterung Werk ist.

Wer aber lieber am Einzelnen sich erfreuen mag, läßt sich das schöne Cranachsbild an einem der Pfeiler zeigen und den großen Christoph an der Mauer, und die bronzene Statüe des büßenden Kerzenträgers (schön, fast wie eine Arbeit Vischer's), betrachtet die köstlichen Schnitzereien an den Chorstühlen und steht sinnend an dem Grabsteine mit dem Bilde des gleichenschen Grafen zwischen seinen beiden Frauen, denkend des Unterschieds von Jetzt und Damals, da Roms Schlüssel noch solche Kraft besaß, zu lösen und zu binden. Das lange männliche Gerippe hinter dem Hochaltar, welches lügenhaft als das des Grafen ausgegeben wird, läßt Jedes gern ungesehen. Den Domthurm aber werden Alle besteigen, schon um des prächtigen Blicks auf die Stadt und Umgegend, wenn auch nicht um der weltberühmten Susanne willen, der großen Glocke nämlich, die 286 Zentner wiegt, und welche man aus Furcht, der alte Thurm möchte es nicht ertragen, schon lange nicht mehr läutet. — Noch einen Ort nur muß der Leser sehen, und genug dann! — Es ist ein finsteres, ödes Gebäude, wohin ich ihn führe, durch düstere Kreuzgänge fort zu der kleinen, engen Zelle eines Mönchleins, — jenes Mannes sag' ich, der kühn ein Jahrtausend aus Roms Geschichte riß, um es den Flammen hinzugeben; der seine gute Ueberzeugung hart neben der Unfehlbarkeit auf den Stuhl hinsetzte und zwei Ringe aus der dreifachen Krone brach: —— zur Zelle Luther's.

Stadt-
bücherei
Elbing

MESSINA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCXII. Messina.

Das Paketboot fuhr sehr spät von Reggio ab. Es war der schönste Abend, als es die Meerenge durchschiffte. Der Sirocco wehte nur eben stark genug, um die Segel anzuschwellen und die Strudel der Charybdis, die allein beim Südwind sichtbar werden, anzudeuten. Die Sonne sank hinter den Bergen Siciliens und vergoldete das auf vorspringenden Felsen liegende Schloß von Scylla. Delphine umkreisten in Schaaren das Schiff, wälzten sich im Rad und schnellten sich mit mächtigem Sprunge in die Luft. Der Aetna winkte den Gruß des Willkommens aus der Ferne, verschwand dann in seinem eigenen Schatten und statt seiner leuchtete die ewigsprühende Flammengarbe des Stromboli den Reisenden durch die sternhelle Nacht. Beim Leuchtthurme (Faro), der an der Spitze des Molo steht, war der Anblick von Messina sehr überraschend. Ich wußte, wie reizend er vom Hafen aus ist, wenn die Morgensonne hinter den calabrischen Gebirgen heraufsteigt und die Forts auf den Höhen und der Stadt obersten Theil vergoldet. Bei Nacht konnte ich nichts erwarten. Aber aus dem Dunkel der Häuserreihen, welche eine über die andere amphitheatralisch und im Halbkreise um den sichelförmigen Hafen sich lagern; aus den Klöstern und Forts auf den Höhen funkelten tausende von Lichtern und die Contour Messina's lag auf dem dunkeln Grunde wie eine S[illegible]rei mit silbernen Flittern. —

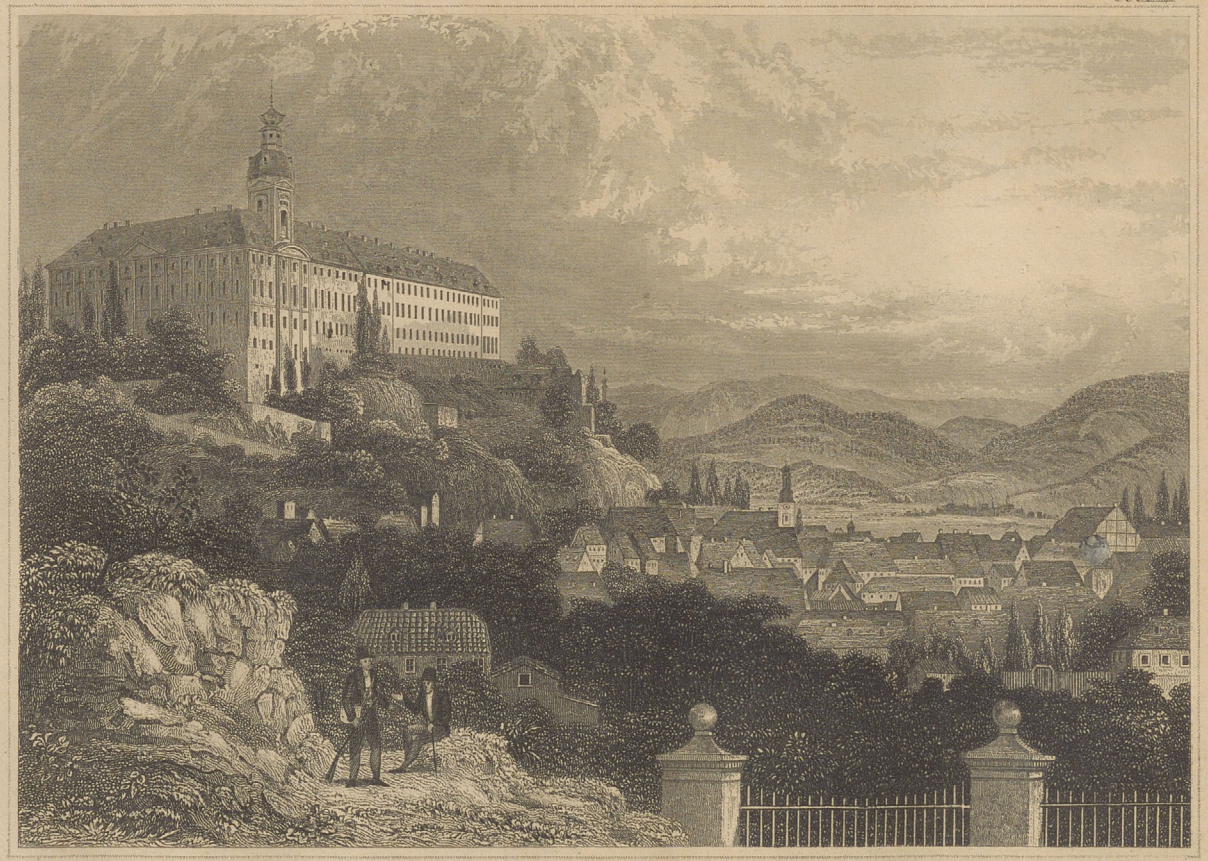
Messina's Lage war wegen ihrer Schönheit von jeher berühmt. Die Castelle: Gonzaga, Griffona und Salvador; Kapellen, Kirchen und Klöster, einige in Ruinen, schmücken die Berge umher und die Höhenzüge des Hintergrundes, die nicht so fern sind, daß man das Eigenthümliche ihrer Formen nicht genau unterscheiden könnte, sind umwaldet. Ihre grotesken Formen, ihr zerrüttetes Ansehen deuten die Erschütterungen an, die sie zu verschiedenen Perioden erlitten haben. —

Messina ist eine Gründung ionischer Griechen und blühete schon ein halbes Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung. Carthago zerstörte es zur Zeit des ältern Dionys, der es neu erbaute. Der erste punische Krieg brachte Messina unter die Herrschaft Roms. Nach dem Sturze des Weltreichs mehrmals verheert, erhob es sich doch immer wieder, und im langen Kampfe des christlichen Siciliens gegen die Sarazenen war es diejenige Stadt

der Insel, welche zuletzt unterlag. Roger, der Norman, Graf von Calabrien, befreite es im Jahre 1060. Seitdem hat es das Schicksal der Insel und deren häufigen Wechsel der Herrschaft getheilt. Nach der sicilianischen Vesper war Messina von den Franzosen zum ersten Sühnopfer ausersehen; aber an seinem heldenmüthigen Widerstande scheiterte jedoch Anjou's Racheplan. Die Messenierinnen trugen ihren Männern und Söhnen Waffen und Steine auf die Wälle, die immer wiederholten Stürme abzuschlagen, und die Mütter brachten die Säuglinge herbei, um durch den Anblick der hülflosen Lieblinge den sinkenden Muth und die ersterbende Kraft der Vertheidiger neu zu beleben. Das spanische Befreiungsheer erschien noch zur glücklichen Stunde. — Unter der spätern neapolitanischen Herrschaft genoß Messina einer langen Ruhe; sein Handel blühete; es erreichte Palermo an Größe und Bevölkerung (1740 hatte es 100,000 Einwohner), und übertraf es an Reichthum und äußerer Pracht. Da raffte, 1741, eine schreckliche Pest Zwei Dritttheile seiner Bevölkerung hin; auf den Straßen wuchs Gras, 3000 Häuser standen leer, und ehe es sich wieder erholt hatte, stürzte, 1783, ein Erdbeben die Hälfte der Stadt ein und begrub viele Tausende unter ihren Trümmern. Seitdem ist es wieder aufgebaut worden, aber ohne den frühern Glanz zu erreichen. — Messina's Häuser sind zwar noch Paläste, aber verstümmelte. Sie haben nämlich nur 2 Stockwerke, statt ehemals 4 bis 6, und da man die beim Erdbeben stehen gebliebenen Erdgeschosse benutzt hat, so geht ihnen ein schönes Verhältniß ab. Die alten Geschosse, die gewölbt sind, werden meistens als Waarenmagazine benutzt. — Der Adel, hier nie zahlreich, zog nach dem Erdbeben fort, nach Neapel oder Palermo. Die schönste Parthie des alten Messina war die Palazata an dem Gestade hin; gerade sie liegt noch zrößtentheils in Trümmer. Sie bestand aus einer Reihe gleichgebauter Paläste von 4 Stockwerken. Unverständigerweise forderte die Regierung von Neapel ein halbes Jahrhundert lang, daß, wer hier bauen wolle, die Gebäude eben so prächtig und hoch aufführen müsse, als sie ehedem gewesen; so unterblieb der Aufbau bis man vor einigen Jahren das dumme Gesetz zurücknahm. Reizend sind die Spaziergänge (La Marina) am Meere hin, bis zur Citadelle am Molo. Auf der Mitte des Letztern steht die Quarantaine (**il Lazaretto**) mit ihren großen Gebäuden und weithin die Batterien, die den Fuß des Leuchtthurms umgeben und den Eingang zum Hafen vertheidigen.

Messina's gegenwärtige Bevölkerung übersteigt nicht 40,000 Einw. Die schönsten Gebäude sind öffentliche oder gehören der Kirche. Der Gouvernementspalast, die Cathedrale, der Palast des Erzbischofs sind großartig und ersterer im edelsten Styl. Die hiesige Geistlichkeit ist sehr zahlreich und begütert; auch die Menge der weltlichen Beamten ist groß; der eigentliche Charakter des Orts bleibt jedoch der einer Handelsstadt. Englische und französische Etablissements, deren da mehre sind, treiben sehr große Geschäfte. Messina verführt alle Produkte der Insel, hauptsächlich Getreide, Oel, Wein, Seide, Pottasche, Schwefel, Pommeranzenschalen ꝛc.; am wichtigsten aber ist die Exportation frischer Südfrüchte, süßer Orangen und Citronen. Nur nach England werden davon jährlich

Stadt-
bücherei
Elbing



RUDOLSTADT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

für mehre Millionen Gulden versendet. Seitdem der Verbrauch von Citronensaft, als dem besten antiscorbutischen Mittel, in der englischen Marine allgemein wurde, wird jener im Großen bereitet und jährlich zum Belaufe von 300,000 Gulden ausgeführt.

Der Kunstfreund findet in Messina geringe Ausbeute. An alten Gemälden und Sculpturen ist wenig da, und was da ist, gehört der Mittelmäßigkeit an. Die auf öffentlichen Plätzen stehenden vielen Statüen der Könige mit ihren pomphaften Inschriften haben blos Metallwerth. Leer geht auch der Alterthumsforscher aus; doch dieser findet reiche Entschädigung für das ihm so Langweilige in einer Handelsstadt in den Ruinen des nahen Taormia.

CCCXIII. Rudolstadt.

Gar anmuthig liegt die kleine Hauptstadt des schwarzburg-rudolstädtischen Landes zwischen steil ansteigenden, mit Fichten bewachsenen Bergen im üppigen Saalgrunde, und imposant prangt über ihr die hohe Heidecksburg, das fürstliche Schloß.

Rudolstadt führt seine Geschichte in jene Frühzeit der Thüringer hinauf, wo das kräftige, freiheitsliebende Volk unter ihren Herzögen gegen Sorben und Wenden und Franken für seine Unabhängigkeit standhaft kämpfte. Ein Herzog Rudolf soll im sechsten Jahrhunderte denjenigen Theil Rudolstadts erbaut haben, welcher noch jetzt die Altstadt heißt. Thüringer Gaugrafen, das nun längst ausgestorbene Geschlecht der Orlamünde, besaßen die Stadt später und bis in's vierzehnte Jahrhundert, wo sie, erst als Pfand, dann durch Kauf, an die schwarzburger Grafen kam. Als diese Dynastie sich spaltete, ward sie Residenz der rudolstädtischen Linie.

Hübscher als Rudolstadt ist kaum irgend ein deutsches Städtchen gebaut, das, wie dieses, nicht einmal 5000 Einwohner zählt. Die Anwesenheit des durch Humanität und Leutseligkeit ausgezeichneten Hofs und die sich daran knüpfende Vereinigung fast aller Notabilitäten des kleinen Landes drücken den geselligen Zirkeln den Stempel einer hohen Bildung auf, und man erstaunt über den weiten Kreis kenntnißreicher Menschen an einem so

kleinen Orte. Handel und Fabriken haben dabei gar keinen Antheil, denn beide sind ohne Bedeutung und die bürgerlichen Gewerbe beziehen sich fast ausschließlich auf die Bedürfnisse des Hofs und der zahlreichen Beamten. In Rudolstadt haben alle höhern Landesbehörden ihren Sitz. Das Gymnasium genießt einen guten Ruf und hat einige ausgezeichnete Lehrer. Der Ton ist frei, der Ständeunterschied weniger bemerklich als in andern kleinen Residenzen und der Hof, der gern und ungezwungen an anständigen Volksvergnügungen Theil nimmt, geht dabei mit dem besten Beispiel voran. Sinn für Wissenschaft und Kunst ist heimisch und aus ihm sind mit der Zeit mehre Privatbibliotheken von Bedeutung und einige Sammlungen erwachsen, die manches Werthvolle und Gute enthalten. Das fürstliche Naturalien-, Conchilien- und besonders das Mineralien-Cabinet sind sehr reich, und in letzterm sind die Suiten der Erzeugnisse des ehemals so reichen Bergbaus in den kostbarsten und seltensten Stufen aufgestellt. Da sieht man z. B. große Stücke Waschgold aus der Schwarza, Quecksilber aus dem blankenburger Reviere u. s. w. Die sämmtlichen hiesigen sowohl fürstl., als Privatbibliotheken zählen zusammen über 110,000 Bände. In der fürstlichen Gemäldegallerie sind kostbare Werke der größten niederländischen Meister und ein herrlicher Dürer, der Schmuck der ehemals Rath Werlichschen Sammlung, ist noch im Besitz der Familie. Die Umgebungen Rudolstadts sind reizend, die Spaziergänge herrlich. Von den Mauerterrassen des Schloßbergs hat man eine weite Aussicht hinauf und hinab in's Saalthal, und noch schönere Blicke von den höher gelegenen Punkten des Wildparks, welcher sich hinter dem Schlosse weit über den Bergrücken hin in das Dunkel der Wälder fortzieht. Malerisch an der Saale hingestreckt, ganz nahe liegt das kleine Volkstädt. Dort lebte der größte Dichter seiner Zeit und seines Volks einige Jahre in stiller, heiterer Zurückgezogenheit dem Genuß der Liebe und Freundschaft. Aus seiner Wohnung, die vor dem Dorfe liegt, konnte er die Saale sehen und ihre lachenden Gründe, und gegenüber Rudolstadts Fürstenhaus, das ihn oft gastlich willkommen hieß. Eine Anhöhe dabei, Schiller's Lieblingsplätzchen, ist mit sinnigen Anlagen und seinem Bronzebilde geschmückt, einem Werke Danneckers. Kein Reisender zieht des Wegs, der nicht hinauf zur Schillershöhe pilgerte und ausruhete unter der Eiche, wo der Dichter so oft geweilt hat.

Stadt-
bücherei
Elbing

DAS AMPHITHEATER IN NISMES

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCXIV. Das Amphitheater zu Nismes.

Wie in der Faustrechts-Zeit der starke Mensch sich gegen den Schwachen erhob, um ihm die Frucht seiner Arbeit zu rauben, so handelte einst Rom's starkes Volk gegen die andern. „Warum sollen wir uns anstrengen, um Genüsse hervorzubringen, die in den Händen der Schwachen sind? Laßt uns zusammentreten und sie plündern; sie können für uns arbeiten und wir ohne Mühe genießen." So sagten die Gründer der ewigen Roma unter sich, und so thaten sie, und wurden der Adel des Menschengeschlechts. Sie fielen Völker und Staaten und Reiche an fort und fort, und wo sie sich das Unterjochungswerk erleichtern wollten, hetzten sie Stamm gegen Stamm und Volk gegen Volk, sich zu würgen wechselsweise, damit sie ihre Güter erlangen möchten ohne Mühe. So wurde in der Zeiten Lauf die Erde ein blutiger Schauplatz voller Zwietracht und Plünderung, und das allmächtige Rom vom Raube der halben Erde reich.

Aber in Rom's Volk lebte zugleich neben der Raubsucht ein großer Sinn. Andere Eroberungsvölker vor ihm, Assyrer, Babylonier, Perser, gaben sich im Besitze der Kräfte und Reichthümer ihrer Ueberwundenen der Verweichlichung hin, und in der Langenweile der Uebersättigung vergeudeten sie die Schätze mit läppischem Kindertand, oder zur Befriedigung der Phantasien von verbranntem Königsgehirn. Schwebende Gärten bauten sie wohl, leiteten Flüsse Berge hinan, schufen fruchtbare Fluren in Einöden um für wilde Thiere, machten üppige Thäler zu stinkenden Seen, thürmten Felsen in den Strömen auf, und entzogen nützlicher Arbeit Arme zu Hunderttausenden, um die unnützesten, lächerlichsten Werke zu verrichten. Sie machten so aus ihrem Joch ein Verderb für die Völker und ohne Ersatz. Darum war gar schnell gebrochen das Joch, wenn sich Gelegenheit gab; denn wenn Laster die Herrschenden entnervt, und die Nationen in ihren Herren nur noch Feinde sehen des allgemeinen Wohls, dann geschehen Revolutionen geschwind und leicht.

Nicht so Rom. Als es reich geworden war vom Raub der Welt, gab es groß und klug der Welt den Raub mit Zins zurück, indem es seinen Ueberfluß auf Arbeiten von gemeinem und öffentlichem Nutzen verwendete; nicht in einer Stadt, nicht in einer Provinz allein, sondern im ganzen Reich, vom Don bis zum schottischen Wall und vom Atlas bis zum Caukasus. Am thätigsten war dieser Geist unter der Herrschaft des August. Das war die Zeit, wo die meisten jener Werke entstanden, deren Trümmer das alte Römerreich bedecken und die erkennen lassen würden die ehemalige Größe Roms, wäre auch kein anderes Zeugniß übrig. Werke entstanden damals, über deren Idee und Pracht der Geist gleich erstaunt; jene Wasserleitungen durch den Bauch der Berge und über

Thäler hin, jene Hafendämme, im Boden des Meeres ruhend, jene Straßen über die steilsten Gebirge, jene Festungen in der Wüste, jene Bäder, Cirken und Amphitheater endlich, in welchen Rom Lust und Spiel den Völkern in Tausch für Freiheit bot. — Jene Lehre, daß das menschliche Daseyn der Ueberwundenen nur zur Knechtarbeit bestimmt sey, daß die Freude und der Genuß ausschließlich nur den Herrschenden als Privilegium gehöre und das betrogene Lastthier reichlich abgefunden sey, wenn man ihm für die verlorene Gegenwart eine unleserliche Anweisung auf die ewige Seligkeit ausstelle, — die hat die alte Roma nicht gekannt.

Unter allen Städten der römisch-gallischen Provinzen, die zu Julius Cäsars und Augustus Zeit durch große und nützliche Werke der Baukunst verschönert wurden, ist Nismes, im südlichen Frankreich, die einzige, wo noch gut erhaltene Ruinen römischer Gebäude stehen. Das uralte Nismes, welches schon Strabo groß heißt, war zu August's Zeit die erste Stadt der Provinz, die **altera Roma.** Es blühete, bis die Vandalen es verheerten; diesen stürmten die Gothen nach; diesen Franken und Sarazenen. Nismes, als Stadt, verschwand von der Erde; nur an den Riesenbauten jener Zeit brausten die Wetter machtlos hin. Erst der Vandalismus in späterer christlicher Epoche und die langsam zerbröckelnde Hand der Zeit hat nach und nach jene Römerwerke verstümmelt, oder sie ausgetilgt.

Die berühmtesten Ueberbleibsel sind, außer der großen Wasserleitung, ein Tempel, jetzt **Maison quarrée** genannt, das Amphitheater, ein Nymphäum und die Thermen. Alle diese Ruinen sind in neuerer Zeit von den Schutthaufen gesäubert worden, welche sie zum Theil dem Auge entzogen, und sie werden jetzt sorgfältig vor weiterer Zerstörung bewahrt.

Das Amphitheater ist das größte, was die Römer außerhalb Italien bauten; und außer dem Colosseum gibt es nichts, was vom Genius Rom's eine gewaltigere Vorstellung geben könnte, als diese Trümmer.

Sie bildet ein Oval, dessen größter Durchmesser 405 Fuß und dessen kleinster 317 Fuß beträgt; die untern Sitzreihen ruhen auf 60 vierzehn Fuß breiten und ein und zwanzig Fuß hohen Bögen; die obern auf Bögen derselben Anzahl, welche jedoch etwas niedriger sind. Die Gesammthöhe des Gebäudes war 60 Fuß und sein Raum groß genug, um 25,000 Zuschauer zu fassen. Portikus, Säulen, Pilaster und Decorationen, selbst mehre halbrunde Bildwerke: Thierköpfe, 2 Gladiatoren, und eine die Erbauer Rom's säugende Wölfin sind noch gut erhalten.

Das Ganze ist aus Werkstücken von festem Sandstein aufgeführt. Die Füllung der Zwischenräume besteht aus kleinen Stein-Brocken und Mörtel. Die Platten der Sitze sind größtentheils schon vor Jahrhunderten weggeführt und anderwärts verwendet worden; hingegen sind die Schranken der Arena ganz erhalten; auch die Souterains

Stadt-
bücherei
Elbing

PAULINZELLA
in Thüringen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

mit den Behältern für die wilden Thiere, welche zum Kampfe bestimmt waren, sind noch unbeschädigt, und die Gewölbe so neu, als hätten die Werkleute sie erst gestern verlassen. Wenn man diese unterirdischen Hallen durchschreitet, so bringt jeder Fußtritt ein dumpfrollendes Geräusch hervor, wie ferner Donner, und man glaubt die gewaltige Stimme der alten Herren der Welt zu hören, die sie erbauten.

In der Revolutionszeit, in jener Epoche, welche sich in dem Nachäffen antiker Formen so wohl gefiel, und deren Daseyn in den Adlern der französischen Heere sich noch verräth, hatte man römische Wettrennen veranstaltet und das Amphitheater zu Nismes in einen Circus verwandelt. Im Stahlstich ist die ludicrose Scene treu verbildlicht. Man mag darüber lachen; doch gibt's genug zu denken, ein Volk zu sehen, das, nachdem das Heiligste zum Spiel herabgesunken, und kalte Zugluft in jeder Falte seines häuslichen Lebens weht, noch Elastizität genug besitzt, an Göttern- und Heldenspielen der Alten Spaß zu finden. Ein solcher Weg zum Vergnügen wäre in Deutschland wenigstens unter ähnlichen Verhältnissen ganz unfahrbar.

CCCXV. Paulinzelle.

Deutschland hat kein schöneres Denkmal klösterlicher Vorzeit aufzuweisen, als Paulinzelle; und selbst in England, dem an malerischen Abteitrümmern so reichen Lande, sind wenige, welche sich ihm an die Seite stellen lassen.— Diese herrliche Ruine liegt sechs Stunden südlich von Erfurt, eine Stunde von dem Waldstädtchen Königsee, in einem einsamen, tiefen Thale, auf grünen Wiesenmatten, mitten in einem stundenlang sich ausbreitenden Walde von hohen, düsteren Tannen. Unfern davon, bei freundlichen Anpflanzungen und an großen Teichen, gruppiren sich die wenigen Häuser des Dörfchens um das Amthaus und die Försterwohnung. An mehren dieser Wohnungen bemerkt man uraltes, verwittertes Mauerwerk; es sind dieß Substructionen der ehemaligen klösterlichen Oekonomie-Gebäude, welche bei'm Bau des Dorfs und des Amthauses benutzt worden sind.

Wir kehren zur Tempel-Trümmer zurück. Vor dem Hauptthore der Kirche, an der Abendseite, war sonst, wie an den ältesten Basiliken, eine weite Vorhalle, auf Säulen ruhend, bestimmt für die Schaaren der Andächtigen, welche das Innere der Kirche selbst nicht fassen konnte. Noch sieht man die Mauer, und Säulenstücke, auch noch ein verstümmeltes Weihgefäß halb versunken aus dem Boden zwischen säuselnden Halmen ragen. An der südlichen Seite steht ein Thurm noch und streckt sein gebrochenes Haupt schweigend in die Lüfte. Durch ein großes, tiefes Portal, dessen Gewölbe Säulen tragen, und über welches sieben gothische, gewölbte Fenster nach dem Innern der Kirche gebrochen sind, tritt man in das Schiff der Letztern. Auf dem Chor und an den Mauerabsätzen sind junge, schwankende Fichten emporgewachsen, und Gesträuch guckt aus allen Spalten hervor. So oft sich der schlanke Wuchs jener über das hohe Gemäuer erhebt, stürzt der Sturm sie mit Trümmern der Werkstücke herab. Doch immer erneuert die schaffende Natur das freundliche Bild.

Das Innere der Kirche theilt sich durch zwei Reihen hoher Säulenbündel in ein mittleres und zwei Seitenschiffe, und umher an der dicken Außenmauer waren die Altarnischen angebracht. Noch stehen die Säulen auf jeder Seite und tragen die Mauern, auf denen ehemals das Dach der Kirche ruhete; aber statt in den gemalten Himmel, schaut man in das Aetherblau, und statt in die Farbenpracht bunter Scheiben fällt der Blick durch die hohen Fensterbogen auf das grüne Thal. Ein alter Weidenbaum steht, wo sonst der Hochaltar gestanden hat. Spuren von Frescomalereien erscheinen wie bleiche Schatten auf den Wänden, und alte bemooste Grabsteine ragen aus dem Boden hervor, von denen die Hand der Zeit Bild und Schrift gewischt hat.

Paulinzelle, die ehemals berühmte Cistercienser-Abtei, war ursprünglich ein kleines Frauenkloster, gestiftet 1186 von einer frommen Rittersfrau, Pauline, welche nach ihrem Tode als Heilige verehrt ward. Der Ruf der Wunderthätigkeit ihrer Gebeine und anderer vom Papste zu verschiedenen Zeiten geschenkten Reliquien machte die kleine Zelle bald zu einem berühmten Gnadenorte, der Andächtige von nahe und fern herbeiführte, und die stillen, dunkeln Wälder schallten von den Hymnen der Wallfahrer wieder. Auch fromme Gaben flossen reichlich am Schreine der Heiligen, und Schenkungen an Gütern, Frohnden und Zinsen mehrten den Reichthum des Kirchleins. Es konnte schon lange die Andächtigen nicht mehr fassen, als ein schicklicher Vorwand gefunden ward, die Frauenzelle umzuwandeln in ein großes Kloster, und die Kapelle in einen prächtigen Tempel, der, 1302 durch Brand zerstört, sich noch viel schöner wieder erhob. Der Bauernkrieg, so verderblich für die Klöster und Schlösser Thüringens, verheerte auch Paulinzelle. Die Abtei ward, nach tapfern Widerstande der Mönche, von dem Landvolke geplündert und verbrannt und nachher die Kloster-Güter von den protestantischen Fürsten in ein Kammergut verwandelt.

Stadt-
bücherei
Elbing

TEGERNSEE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institu in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCXVI. Tegernsee.

Als die Kirche, der Cäsaren Erbin, nach und nach zur Herrschaft über die weströmische Erde gelangte, nahm sie Besitz von ihren Paradiesen, und bevölkerte sie, wenn nicht mit Engeln und Unschuldigen, doch mit Heiligen und Mönchen. Auch dieses reizende Thal gehörte einer Abtei. Es ist ein ovaler Bergkessel, den ein blanker See zur größern Hälfte ausfüllt, an dessen Gestade das ehemalige Kloster Tegernsee und das Dörfchen Egern gebaut sind. Ober- und unterhalb des Sees lachen üppige Wiesengründe, rauscht ein heller Bergstrom, und das Ganze faßt das Amphitheater der Vor-Alpen ein, welches theils hoch und steil vom Ufer aufsteigt, theils sich gemach erhebt, und dessen Fuß mit Matten und Feldern, auf dem Rücken aber mit Hochwald prangt. Es ist ein schöner Fleck der Erde, einsam und abgeschlossen, der Wald voller Wild, der See voller Fische, und die Natur voller Poesie.

Die Legende von der Gründung, und wie aus der armen kleinen Zelle im Lauf der Zeiten eine steinreiche, gefürstete Abtei der Benedictiner wurde, ist eine lange alltägliche Geschichte, und es verlohnt der Mühe nicht, deshalb den Staub alter Urkunden aufzurütteln. Genug, die Chronisten nennen 756 als Geburtsjahr Tegernsees, erzählen viel von dem heiligen Quirinus, von den Wundern seines von Rom hergeschafften Leichnams, von canonisirten Aebten und den Schenkungen frommer Fürsten und Herren, auch von der Gelehrsamkeit der Mönche, und wie sie schon zu Anfange des 16ten Jahrhunderts eine eigene Druckerei gehabt, und Bücher, Bilder und Naturalien eifrig gesammelt hätten; auch wie sie Fehden gekämpft, tapfern Rittersleuten gleich, gegen die Wegelagerer und Räuber umher. Der Vater des jetzigen Regenten Bayerns, Max, der König mit dem lichten Geiste und dem warmen Herzen, säcularisirte Tegernsee mit 200 andern Klöstern und machte ein Jagdschloß daraus.

Der Troß der Glaubensheuchler hat ihn darob gescholten und wirft noch Steine auf sein beraftes Grab. Diese Menschen, deren Ideal von Gerechtigkeit nichts weiter thun soll, als den Besitz heiligen, und das Bestehende schonen, gebärden sich, als wüßten sie nicht, daß der gerechte Gott selbst ja zerstört, um zu schaffen und

nimmt, um zu geben. Im Sinne dieser höchsten Gerechtigkeit hat Max gehandelt, als er die Klöster säkularisirte, die zu hohen Schulen der Finsterniß herabgesunkenen Universitäten in Ingolstadt, Bamberg u. s. w., reformirte, oder aufhob, den Jesuiten das Privilegium der Volkserziehung raubte, die Wallfahrten verbot, Gemeindegüter vertheilte, vollständige Glaubensfreiheit aufrichtete, die Vorrechte einzelner Stände vernichtete, alle Staatsbürger, ohne Ansehen der Geburt und des Rangs, einer gleichen Besteuerung unterwarf, die ungebührlichen Rechte des Adels schmälerte, die Kette der Leibeigenschaft, wo sie noch bestand, zerriß, das Erbregiment der Patrizier in den Städten zerstörte und die überall, wo sie geduldet werden, so verderblich wirkenden Geheim-Verbindungen der Heuchelei und des Egoismus auseinandersprengte und öffentlich brandmarkte; als er zu einer Zeit, wo es als fürstliche Weisheit galt, den Völkern gelobte Versprechungen zu verkümmern, oder sie sophistisch zu verdrehen, oder ihre Erfüllung zu versagen, treu seinem gegebenen Wort, Bayern mit der freisinnigsten Constitution beschenkte, und sein Volk hochgeehrt hat, als er Freiheit der Presse wahrhaft königlich verkündigte. Max sang nicht in Sonetten von der heiligen Jungfrau und von der Freiheit, spielte mit der Weihe der Religion und ihren heiligen Geheimnissen nicht; forderte nicht Entzückung von Jedermann, auch nicht Bewunderung ohne Ende; aber mit einem Leben voll Tugend, und mit einem Herzen voll Heiligkeit hat er im Andenken seines Volkes und im großen Buche der Menschenwürde einen Ehrenplatz für alle Zeiten sich errungen. Max war keine gewaltige Fürstenerscheinung, die Entsetzen einflößt; keine geniale, welche mit Lüderlichkeit, Lüge und Falschheit im Bunde mehr Abscheu als Bewunderung erregt; sondern eine keusche, sittliche Erscheinung, die, selten im Privatleben, am seltensten auf dem Throne, mit Seligkeit erfüllt.

Tegernsee war Maxens Lieblingsplätzchen. Hierher flüchtete der König, wenn ihn der Ekel vor der conventionellen Sclaverei des Hoflebens und dem verkünstelten Staats- und Gesellschaftswesen übermannte, aus der unendlichen Schreib- und Tabellenwelt des Regierens, aus dem Treiben um ihn her voll Ueberspannung, Freigeisterei und Frömmelei, aus den grellen Widersprüchen von Kraft und Schwäche, von Thorheit und Weisheit, von Wahrheit und Lüge, die ihn in tausend Chamäleonsgestalten begegneten und zu täuschen suchten. Hier, in Tegernsee, froh der frischen unwandelbaren Natur der Söhne seiner Berge, denen er auf seinen einsamen Wanderungen und Jagdparthien so gern und treuherzig zusprach, fand er das heitere Bild vom Menschen wieder, welches ein stetes Weilen im Kreise der Höflinge zur elenden, widerlichen Carrikatur gemacht haben würde. In der Betrachtung der großartigen Natur und in der stillen Beobachtung der Erscheinungen derselben gewann die Seele des Königs nicht blos jene ihm eigenthümliche Denkweise, in der Gesetzmäßigkeit und Ordnung vorherrschten, sondern auch jene Erhabenheit der Gesinnung, die es ihn versuchen ließ, seinen Regentenberuf mit den Ideen in Einklang zu bringen, welche ihm offenbar wurden inmitten einer Schöpfung voll Größe, Schönheit und Herrlichkeit. Fühlte er sich dann gestärkt zum bessern und edlern Menschen, kehrte er in die täuschungsvolle Residenzwelt und in

Stadt-
bücherei
Elbing

INNERES EINES GÖTZENTEMPELS

zu Benares

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

den Sorgenkreis des Regenten zurück, um, wenn wiederum ermüdet, oder war sein Blick wiederum getrübt, aus dem immer frisch sprudelnden Quell jungen Muth und neue Kraft zu schöpfen. —

Eines Monuments von Stein und Erz, das man ihm in Tegernsee setzte, hat dieser König wahrlich nicht bedurft. Wer noch heute dort in den Alpgründen und auf jeder Alm nach dem Vater Max fragt, der wird sein Andenken treu gehegt finden und treu gepflegt, und in jeder Sennhütte Worte der Liebe hören.

CCCXVII. Der Haupttempel des Genesa in Benares.

Unter sechsmalhunderttausend Menschen, welche die Bevölkerung von Benares ausmachen, sind achtzigtausend Priester, nicht zu rechnen die vielen Tausende, welche vom Lande zur Stadt kommen, um als Hülfspriester ihren Amtsbrüdern an den Altären der Götzen Beistand zu leisten. Ein solches Heer von unproduktiven Faullenzern zu ernähren, das würde der Stadt unmöglich seyn, wenn nicht die meisten der unzähligen Tempel große Vermögen an Capitalien und Grundeigenthum besäßen, entstanden, gleich denen christlicher Klöster, aus den Schenkungen und Vermächtnissen der Frommen im Laufe vieler Jahrhunderte. Die Einkünfte daraus geben der Priester-Sekte die Hauptmittel ihres Unterhalts her, und das Uebrige fließt aus dem Seckel der Gemeinde, und, als Opfer, aus denen der Tempelbesucher. Der Reichthum mancher Verehrungsorte ist dort so groß, daß die ärmern Pilger noch mit freier Zehrung während ihres Aufenthalts in Benares und mit Geld zur Rückreise unterstützt werden können. Doch macht kein Hindus davon Gebrauch, außer in der dringendsten Noth.

Der größere Theil der Tempel ist dem Gott Schiwa geweiht, der mit Wischnuh und Brahma die Dreieinigkeit ausmacht, eine Vorstellung, welche, wie in so vielen Religionen, auch in der indischen Eingang gefunden hat. Schiwa ist der Gott der Zerstörung; und da nach dem Begriffe der Hindus jedem Leben der Tod, Zerstörung jedem Neuwerden und Neugestalten vorausgehen muß, symbolisch zugleich der Gott des Lebens. Die Verehrung des allzerstörenden und allbelebenden Gottes ist der Inbegriff alles Scheußlichen, und viehische Orgien sind es, welche Pilger und

Pilgerinnen vorzugsweise zu seinen Altären locken. Nächst ihm steht Genesa, der Gott der Weisheit, in Ansehen, und auch in dessen Tempeln geschehen Dinge, welche der sittliche Mensch sich nicht denken, geschweige beschreiben mag. Der Elephant, als das klügste der Thiere, ist diesem Götzen besonders heilig. Der Stahlstich zeigt das imposante Innere der größten, dem Genesa gewidmeten Pagode in Benares. Sie ist von rothen Sandsteinquadern aufgeführt und kuppelförmig gewölbt. Die Elephantenköpfe und andere Skulpturen im Innern sind roh, aber von colossaler Größe.

Ein von den Priestern genährter, schrecklicher Aberglaube überliefert jährlich viele der neugebornen Hindu-Mädchen dem gewaltsamen Tode. Söhne zu haben, gilt den Aeltern für eine Ehre und für einen Beweis der Gnade der Götter, und diesem Vorurtheile knüpft sich die Vorstellung an, daß, wenn ein Vater sein neugebornes Töchterchen dem Gotte schlachtet, er ihm zunächst dafür einen Sohn schenken werde. — Der gewöhnliche Weg, das kleine Wesen aus der Welt zu schaffen, ist, es sogleich nach der Geburt in einem Zuber mit Milch zu ersäufen. In diesem Falle erhält der dienstthuende Brahmine eine mäßige Gabe; für reichere Aeltern aber geschieht das Opfern des armen Säuglings im Tempel unter gewissen Zeremonien. Der Schlächter ist der Brahmine, das Instrument die Keule, und während diese das am Boden sich krümmende Kind zerschmettert, schlägt ein Priester eine metallene Pauke, und andere Brahminen in einer Seitenhalle singen der Gottheit eine Hymne.

Wer möchte bei diesem schauderhaften Anblick den Tag nicht preisen, an welchem zuerst das christliche Kreuz auf indische Erde gepflanzt ward, das Licht, vor dessen Strahlen die Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit allmählich flieht? wer den starken Arm nicht segnen, der in diesen Ländern der verbrüderten Habsucht der Fürsten und Priester immer engere Schranken zieht? Wenn England sein großes Werk mit Bibel, Gesetz und Schwert in Indien vollbracht haben wird, welche Elemente der Größe dort und des Ruhms für die regenerirten Völker! Schon hebt die Uhr aus, um dem Brahamismus die letzte Stunde zu schlagen. Schon sind viele Tempel, wo man noch vor 20 Jahren Orgien feierte, und Gott Menschenopfer brachte, verödet und verlassen, und 21 zählt man in Calkutta allein, die verwandelt sind in christliche Kirchen. Vergebens wiegeln die Lügen-Priester die Bevölkerung gegen ihre christlichen Herren und Wohlthäter auf! Die Herzen sind mit Eis umgeben; der Hindu antwortet: dieß ist verhängt; was kümmert's uns, ob ein Muselmann oder Christ unser Herr ist? Wir können im Tausche nichts verlieren. — Noch ein Tag, und der Götzendienst, morsch und veraltet, wird zusammenstürzen und das christliche Indien eintreten in eine neue, eine große Zeit. —

Stadt-
bücherei
Elbing

OFEN & PESTH

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CCCXVIII. Ofen und Pesth.

Selbstliebe, Verlangen nach Wohlgenuß, Nothwendigkeit, oder Herrengebot sind die einfachen und mächtigen Hebel, welche die Nationen aus dem wilden, barbarischen Zustande in den der Gesittung versetzen. Auch die Ungarn, das jüngste unter den Völkern Europa's, die von den Hochebenen Mittelasiens herabkamen in die weiten Niederungen der Donau, um eine neue Heimath zu suchen, danken den Wechselwirkungen jener Triebfedern, daß sie fortgerissen wurden in das Culturstreben der westlichen Völker, und ihre socialen Zustände allmählich sich änderten und verfeinerten. Hand in Hand damit ging die Umwandelung in der äußern Physiognomie des Landes. Im Laufe der Zeit hat sich Ungarn aus einer dünnbevölkerten steppen- und moraströichen Niederung zu einem der gesegnetsten Länder erhoben, für dessen Ueberfluß nur Märkte zu schaffen sind, um es zu einem der reichsten des Erdbodens zu machen, und der Ungarn kriegerisches, kräftiges Volk, das früher zu dem civilisirten Europa kaum irgend eine weitere Beziehung hatte, als der westliche Grenzwächter gegen den Andrang der Türken und Slaven zu seyn, eilt so rasch vorwärts auf der europ. Rennbahn der Bildung, als sey es ihm darum zu thun, noch einzuholen, was es versäumt hat. Obschon nur erst der geringste Theil des geistigen Lebens in Ungarn sich in Sprache und Literatur abspiegelt, so sind beide, denen man noch vor wenigen Jahrzehnten im Literaturstaat das Bürgerrecht verweigerte, doch schon zu hohen Ehren gekommen, und ungarische Dichter und Gelehrte empfingen die Huldigungen Europa's. Ungarischer Unternehmungsgeist auch, durch vaterländischen Sinn veredelt, bleibt vor dem keines Volkes zurück; er erschreckt nicht vor den großen Forderungen der Zeit und zeigt der Aufgabe, die diese stellt, sich gewachsen. Er trocknet die ungeheuren Sümpfe zu Weiden und Feldern aus, macht die Donau zur großen Straße zwischen Europa und dem Oriente, baut Canäle und Eisenbahnen und sucht für die Produkte des Landes Absatzquellen in den entlegensten Ländern.

Die Fortschritte Ungarns auf der Bahn der Civilisation sind verhältnißmäßig sehr jung und wurden erst seit der Befreiung von dem Joche der Türken, vor kaum anderthalb Jahrhunderten, groß. Vor der türkischen Eroberung ging Ungarns Kraft im ewigen Kampfe gegen den kriegerischen Fanatismus des Halbmonds auf, und als die Ungarn, keinen Zoll des Landes ohne Vertheidigung lassend, endlich unterlagen, da war, und so lange die schwere Türkenhand auf ihnen

lag, eine geistige Erhebung ohnehin nicht möglich; Osman's barbarische Horden duldeten ja im eroberten Christenlande von jeher blos Sklaven. Auch in Ungarn blieben die beiden Völker, das erobernde und das überwundene, zwei durchaus entgegengesetzte, feindselige Kasten, die keinerlei Interessen mit einander gemein hatten. Der Ungar war Knecht, der Türke Tyrann; jene als Eigenthum, dieser als Eigenthümer geboren. Daß im türkischen Ungarn die Unterdrücker weit weniger zahlreich waren, als in den übrigen europäisch-türkischen Provinzen, war für das Land keine Wohlthat; denn was jenen an Zahl abging, suchte die türkische Politik durch die Kunst der Unterdrückung zu ersetzen. Damit die große Zahl der möglich kleinsten willig gehorche, machte man nämlich die Gesetze grausam, nahm man den Ueberwundenen das Recht des Eigenthums; umgab man sie, mitten im Ueberfluß, mit Entbehrungen. Barbarisch wurden dadurch die Sitten, die Felder wurden verlassen, die Aecker lagen brach, das Land entvölkerte sich, und Verzweiflung und Muthlosigkeit würden aus dem schönen Ungarn eine Wüste geschaffen haben, wie die nämlichen Ursachen in andern Theilen des Türkenreichs thaten, hätte die Herrschaft des Halbmonds länger gedauert. Nachdem aber der türkische Crescens anderthalb Jahrhunderte auf Ofens alter Königsburg geglänzt und über drei Viertheile des Landes unumschränkt geherrscht hatte, (von 1540 bis 1686), während welcher Zeit das an der deutschen Grenze gelegene Preßburg als Hauptstadt des übrigen noch unbezwungenen Theiles des Landes galt, erlosch der Halbmond für immer im Ungarlande, es wuchs das Bewußtseyn eigner Kraft und das Reich kam empor. — Ungarn ist übrigens erst ein Jüngling. Während so viele alternde Völker in Europa keine Zukunft haben, haben die Ungarn sie noch vor sich.

Pesth, mit Ofen, ist Ungarns Herz und Hauptstadt; der Hauptsitz des Handels, der Bildung und Gelehrsamkeit des ganzen Reichs.

Pesth ist neu. Zur Zeit der Türkenherrschaft war es ein bloßer Flecken, zu dessem Entstehen die Fähre über die Donau von Ofen herüber die Veranlassung gegeben. Ofen und Pesth zusammen genommen hatten 1796 36,000 Einwohner; gegenwärtig zählt Pesth allein über 60,000. Von Jahr zu Jahr wird es durch Hunderte von neuen Häusern vergrößert, und man mag es ohne Uebertreibung zu den blühendsten und prachtvollsten Städten des östlichen Europa's zählen. Das malerisch gegenüber liegende Ofen (Buda), die alte Hauptstadt,

welche nicht ganz 28,000 Einwohner zählt, erscheint neben ihrer jüngern Schwester als deren Acropolis. Die Rollen der beiden Orte haben gewechselt. So geht's den Menschen und Völkern.

Groß und herrlich ist der Anblick von Pesth's Stromseite. In einer Länge von einer halben Stunde streckt sich eine Reihe palastähnlicher Wohnungen an den Kayen hin. Da herrscht ein Leben, wie man's nur in großen Seestädten erwartet. Hunderte von Fahrzeugen liegen im Strome, theils mit Holz beladen, von dem am Oberende der Stadt ungeheure Stöße aufgeschichtet stehen, theils mit Gütern aller Art. Ueberall ist ein Treiben und Drängen der Ein- und Ausladenden, und man hört in vielerlei Zungen reden. Zwischen den größeren Schiffen sieht man die Kähne der Landleute rudern, die Gemüse und andere Früchte, hoch aufgethürmt, zu Markte führen. Am buntesten ist das geschäftige Leben zu beiden Seiten der Ofener Brücke, sowohl auf dem Flusse selbst, als auf den Aus- und Einladeplätzen am Ufer; zumal wenn gerade Dampfschiffe anlanden und abgehen, welche die Verbindung zwischen Wien und Galatzsch unterhalten. Nicht selten führt ein Wiener Dampfboot 500 Passagiere. Kanonenschüsse verkündigen sowohl Ankunft als Abfahrt. Beim ersten Knall entsteht nach dem außer der Zeit stillen Punkte, ein Laufen, Rennen und Fahren, als gelte es einer allgemeinen Flucht. Lastträger drängen sich, Karren rasseln, Lohnkutschen rollen, — alles eilt herbei, mit dem Bestreben, der Erste zu seyn; und der Menge entgegen strömen aus allen Thüren des angekommenen Leviathans über die im Nu geschlagene Brücke die Reisenden, schreiend nach Trägern, welche ihre Habseligkeiten fortbringen sollen, oder Fiaker anrufend, oder in die Arme ihrer Angehörigen stürzend, welche am Ufer harren. Nach einer gewühlvollen halben Stunde ist alles wieder still, das Ungeheuer liegt friedlich zwischen den andern Schiffen, seine Masten sind geleert und speien weder Rauch noch Dampf mehr. Weiter unterhalb der Brücke ist der tägliche Frucht-, Gemüse- und Geflügelmarkt. Die Mitte desselben nimmt die dichte Wagenburg der Bauern ein, und auf allen Seiten derselben sind ihre Waaren zu Pyramiden aufgeschichtet, um welche sich ein dichter, bunter Kranz kaufender Köchinnen und Hausfrauen drängt. Noch weiter stromabwärts ist der Fischmarkt, nicht mit keifenden, häßlichen Poissards wie an der Seine, sondern mit freundlichen, meistens blühenden Verkäuferinnen. Den Schlußstein des Pesther Donaustrandes macht der Salzmarkt, nach welchem sich die langen Züge kleiner, kurzer Wagen bewegen, welche das Steinsalz von Szolnok hierher zur Haupt-Niederlage des Landes führen. Auf diesen Marktplätzen hört man überall verschiedene Sprachen; bald Deutsch, bald Ungarisch, bald Slavonisch; Letzteres am häufigsten. Wo das Gewühl der Menschen am dichtesten ist, da haben Kleinhändler ihre Wandel-Buden aufgeschlagen, preist ein Jude mit dem Quersack seine Waaren an, und dann und wann spielt ein Leiermann auf, oder läßt der Policinell der Pesther, ein Zigeuner, grellfarbige Marionetten auf einem Kasten tanzen. Die Heiterkeit des Bildes wird selten durch eine Unordnung gestört, und der impertinente Anblick des Polizeistocks beleidigt hier nicht. Das ehrt die Regierung und es ehrt zugleich das Volk, das jenen entbehrlich macht.

Der Donaustrand mit seinen prachtvollen Gebäuden ist stets der schönste Theil der Hauptstadt; er ist zugleich derjenige, welcher der furchtbaren Verwüstung durch die Ueberschwemmung im Frühjahr 1837 am besten widerstanden hat. In den Stadttheilen landeinwärts sind die Spuren jener schaudervollen Katastrophe noch nicht ganz verwischt. Die schönen, festen Gebäude der Hauptstraßen und Märkte, des Bazars ꝛc., wo die Gegenstände der Kunst und des Luxus in prächtig aufgeputzten Läden das Auge blenden, litten auch, vergleichsweise wenig; aber weiterhin und in den Vorstädten (der Franzstadt, wo von 529 Häusern 438 einstürzten; in der Josephstadt, wo von 1255 Häusern 891 gänzlich zerstört wurden, und in der Theresienstadt, wo von 1381 nur 166 unbeschädigt blieben), muß noch immer viel gebaut werden, um alle Merkmale der Verwüstung zu entfernen. Doch wird das neue Pesth viel schöner, und wo sonst kleine, niedrige, gebrechliche Häuschen standen, steigen große, stattliche Gebäude empor.

Pesth, als Hauptsitz des Handels, der Gelehrsamkeit und der Bildung Ungarns, hat eine Menge höherer Lehranstalten und wissenschaftlicher Vereine. Die Universität mit vielen berühmten Lehrern, früher in Ofen, seit 1786 hier, wird von 1000 bis 1500 Studenten besucht und ist mit den Hülfsmitteln zur Erleichterung der Studien reichlich ausgestattet: mit einer kostbaren Bibliothek von 70,000 Bänden; mit Sternwarte, anatom. Theater, phys. und chemischen Laboratorien; naturhistorischen, artistischen und antiquarischen Sammlungen und einem großen botan. Garten. Mit der Universität ist eine Thierarzneischule und das theologische Institut verbunden. Das Gymnasium, das frequenteste Ungarns, zählt 800—900 Schüler. Von großem Einfluß auf die Bildung der höhern Stände ist das National-Museum, vom patriotischen Grafen Szecsengi gegründet, welcher seine kostbare Bibliothek und alle seine Sammlungen dazu hergab und das durch fortwährende Schenkungen bereichert wird. Unter den 20 Kirchen, (katholische, protestantische und griechische) zeichnen sich einige durch Größe und Bauart aus; die Herrlichkeit der alten Münster darf man in Pesth freilich nicht suchen. Dagegen sind verschiedene Hospitäler, das Waisenhaus, das Invalidenhaus, das Universitätsgebäude, das große Theater (das 3000 Zuschauer fassen mag), das Casino, die große, für 18,000 Mann eingerichtete Caserne Josephs II. sehenswerth, theils als Muster des guten Baugeschmacks, theils wegen ihrer imponirenden Masse.

Die Glanzzeit des hiesigen Verkehrs ist während den beiden Hauptmärkten. Die wichtigsten Geschäfte geschehen vier bis fünf Tage vor der eigentlichen Marktzeit; ihr Betrag geht in Millionen. Dann finden sich die Edelleute und Gutsbesitzer aus ganz Ungarn hier zusammen, man begegnet einkaufenden Fremden aus den entferntesten Ländern, und Pesth trägt die Physiognomie einer Weltstadt, gleichsam in Vorbedeutung ihrer künftigen Größe.

Das Leben im Allgemeinen ist in Pesth voller Genuß, und jener Reisende, der die Stadt das Paradies der Schlemmer nannte, hat ihr kaum zu viel gethan. Die Menge müßiger und reicher Menschen, welche hier dem Vergnü-

gen ausschließlich leben, ist sehr groß und vermehrt sich mit jedem Jahr in dem Verhältniß, als der Geschmack des ungar. Adels an dem Leben in der Hauptstadt zunimmt. Daher die Menge prachtvoll eingerichteter Hotels, in deren eleganten Salons man zu jeder Tageszeit zahlreiche Gesellschaft findet. Die Kaffeehäuser haben Säle, deren Wände mit Marmor und kostbaren Spiegeln ausgelegt sind und in denen fünf bis sechs Billards stehen. Nachmittags um drei Uhr schon sind diese Lieblingsorte der Pesther meistens gedrängt voll, und erst um Mitternacht wird es lichter und einsamer. Die Gäste sind da nicht die einzige Gesellschaft. Juden und Hausirer kommen auch hierher und bieten ihre Waaren an, Zigeuner zeigen sich als Virtuosen auf der Violine und dem Hackbret, Harfenmädchen singen ungezogene Lieder und eine kecke Gauklerin macht sich Raum in der Mitte des Saals, breitet ihren Teppich aus, wirft das Oberkleid ab, und steht im Tricot da mit den Kleinen, welche ihre Kunst unterstützen. In der schönen Jahrzeit strömt, zumal Sonntags, Alles hinaus in's Freie, doch, weniger um spaziren zu gehen, als um bald in einer grünen Laube oder unter schattigen Bäumen an einen gedeckten Tisch zu kommen, welches Bedürfniß die vielen, meistens sehr anmuthig gelegenen und angelegten Wirthsgärten reichlich befriedigen. — Die Vergnügungen der höhern und höchsten Stände sind in Pesth denen in andern Hauptstädten gleich, nur mit einem tüchtigern Anstrich von Sinnlichkeit, als im kältern Norden. Berichte über Thees, tanzende, singende, gähnende und glänzende Soirees, deren Ende von jedem Anwesenden herbei gewünscht wird, während sich alles entzückt stellt, sind langweilig, selbst, wenn sie auch geistreich und leicht wie aus Pücklerscher Feder fließen. Genug, der vornehme Ungar läßt in der Hauptstadt seinem Hang zur Verschwendung vollen Lauf, und er weiß Glanz mit Pracht zu paaren.

Werfen wir noch einen Blick auf Pesth als Handelsplatz. Der in reißender Progression zunehmende Productenreichthum des Landes, welcher auf der großen, natürlichen Fruchtbarkeit als auf fester Basis ruht; die stete Vermehrung der Communicationsmittel; die wichtige merkantilische Stellung, welche Ungarn, seitdem die Donau dem Weltverkehre wieder geöffnet ist, erhalten hat, und viele andere günstige Umstände lassen für Keinen, der die Fortschritte Pesths seit ein paar Jahrzehnten beobachtet hat, einen Zweifel übrig, daß es bald in die vorderste Reihe der Plätze für den Weltverkehr treten muß. Tirnau und Waizen und einige andere Orte haben zwar stark besuchte Märkte, und in Szegedin setzen sich Millionen um; aber nur Pesth hat die höhere Bedeutung als Vereinigungspunkt des ganzen ungarischen Handels mit Landeserzeugnissen. Die meisten der zur Ausfuhr bestimmten Produkte werden auf den großen Gütern in kaum glaublichen Massen gewonnen, welche, in die Speicher der Hauptstadt niedergelegt, da die Käufer erwarten. Man sieht in Ungarn z. B. Schafheerden von 10 — 40,000 Stück. Der jährliche Ertrag veredelter Wolle übersteigt jetzt 300,000 Zentner, was allein einen Werth von 30 Millionen Gulden ergibt. Dies ungeheure Geschäft geht durch Pesther Hände; eben so das mit Wachs, Honig, Wein ꝛc., von welchen Waaren hier immer große Vorräthe lagern. Ganz eigenthümliche Verhältnisse kommen dabei dem Pesther Handelsstande sehr zu

statten und geben die Produzenten in seine Hand. Vom reichsten Magnaten an bis auf den kleinsten Grundherrn herab sind nämlich in allen Abstufungen eine Menge Individuen, die sich in steter Geldverlegenheit befinden, und sich um jeden Preis Geld verschaffen müssen. Das gewöhnliche Verfahren ist, an den Pesther Commissionär, Großhändler oder Bankier Verkäufe von Producten auf mehre Jahre hinaus, zu niedrigen Preisen, zu machen und einen Theil des Belaufs als Vorschüsse zu empfangen, die überdieß hoch verzinst werden, und selten hat ein solcher Gutsbesitzer Energie genug, sich jemals wieder von seinem Pesther zu befreien. So ist es denn leicht erklärlich, wie unternehmende Geschäftsleute, die über Capitale zu verfügen haben, große Reichthümer in Pesth sammeln und sich zum Besitze von Millionen emporschwingen können.

Das Pesth gegenüber auf dem rechten Donauufer romantisch um das alte königliche Felsenschloß (jetzt die Residenz des Palatins, des Reichsverwesers,) gelegene Ofen ist unregelmäßig gebaut, der Sitz der obersten Reichsbehörden, Festung und der Aufenthalt der höhern Beamtenwelt, so wie der Generalität. Ofen hieß in den ältesten Zeiten Sicambri, nach der Colonie, die Rom unter Antonin dem Frommen aus sicambrischen Ansiedlern hier gründete. Noch sieht man von der alten Römerstadt die Ueberreste einer Wasserleitung. Attila machte Ofen zum Waffenplatz und gab ihr den Namen Buda; der deutsche Name Ofen kam im sechsten Jahrhundert auf. Ungarns Könige wählten sie zur Residenz, und sie blieb die Hauptstadt bis 1540, als Soliman der Große den größten Theil Ungarns zum türkischen Reiche schlug. Ofen ward Sitz eines Paschas, bis 1686, der Epoche der Befreiung vom Türkenjoch.

Erst Joseph II. gab Ofen seine Rechte wieder, setzte das Palatinat ein, und ließ die geflüchteten Reichsinsignien wieder herbringen. Sie sind im königl. Palaste in einem Reliquienkasten verwahrt. Weniger glücklich war die berühmte Bibliothek, welche Matthias Corvinus, der zu dem Zwecke in Italien und Griechenland allein 300 Abschreiber viele Jahre lang beschäftigte, gründete. Er hatte so im Ofener Schloß 40,000 Manuscripte zusammen gebracht, außer den schönsten, kostbarsten Erstlingserzeugnissen der Buchdruckerkunst, deren Erfindung in seine Zeit fiel. Die Türken verbrannten nach der Einnahme Ofens diesen Schatz, wie sie einst mit der alexandrinischen Bibliothek gethan hatten. In beiden Fällen war der Verlust für die Wissenschaften unersetzlich. Die einzigen Ueberbleibsel jener Bibliothek sind halb verbrannte und zerrissene Fragmente, die noch gezeigt werden.

Ofen ist ein Kurort. Die heißen Bäder waren schon von den Römern gekannt und benutzt. Matthias Corvinus erhob sie von neuem aus ihrem Schutt, ließ sie reinigen und fassen; Glanz aber erhielten sie erst unter Stambuls Gewalt wieder. Religion und Sitte der Türken gaben Anlaß, zum Schmuck der Thermen prächtige Gebäude aufzuführen, und mehre Derwischklöster sorgten für die Pflege der bedürftigen, hierherkommenden Kranken

Stadt-
bücherei
Elbing

GHAZIPORE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Obschon seitdem eine Menge Kurorte in Ungarn entstanden, so haben die Ofener Quellen doch ihren Ruf stets behauptet. Die vorzüglichsten sind: Das Kaiserbad, das heißeste, von 54 °Reaumur; das Blocksbad, Reitzenbad, Königsbad und Bruckbad von 37 — 38° Reaumur. Alle sind gelind wirkende Schwefelwasser. Während der angenehmen Jahreszeit, vorzüglich an Sonn- und Feiertagen, strömt ein großer Theil der fashionablen Welt beider Städte in das Kaiserbad, dessen parkähnliche Anlagen dann jenes bunte Bild von Nationen und Ständen bieten, welches den großen Handelsstädten Ungarns eigenthümlich ist, und in dem neben den schönen, orientalischen Zügen der Magyaren die ausdrucksvollen, beweglichen der Israeliten am meisten hervorstechen. Man nimmt ein Bad, einige Gläser von der Trinkquelle, einfach oder mit Milch vermischt, horcht der herrlichen Militair-Musik zu und macht dann eine Promenade in die mit Wald und Felsen, Weingärten und Feldern im bunten Wechsel besetzten Berge hinter Ofen, wo jeder Gipfel imposante oder anmuthige Fernsichten über beide Städte und ihre Umgebungen gewährt; oder läßt den Blick über das Pesther Häusermeer in die Ebene irren, die nur der Horizont abzugrenzen scheint, und Gefühle, wie beim Anblick des Oceans, hervorruft.

CCCXIX. Das Königshaus in Ghazipore.

Wie in der Gluth der tropischen Sonne die Blume schneller welkt und alles Daseyn schneller vergeht, so ist auch zwischen den Wendekreisen im Staaten- und Völkerleben alles vergänglicher, flüchtiger, als in den kühlern Himmelsstrichen, und Leben und Tod, Bauen und Zerstören lösen dort viel schneller sich ab. Besonders ist in Indien dieser rasche Uebergang bemerklich. In einem Jahrhundert blühen dort Städte auf und verfallen wieder, und der Reisende eilt über mit Gras bewachsenen Schutt, wo er ein paar Jahrzehnte früher vor Palästen geweilt hat. Auch dieses kostbare Werk der indischen Baukunst, — Sahedul Ali's, Königs von Lucknow, Feenpalast in Ghazipore, ist jetzt verlassen, und eilt mit so viel anderer Herrlichkeit der muselmännischen Herrscher Indiens seinem

Verfall entgegen. Die Politik der Britten läßt den mediatisirten Fürsten ihre Paläste; aber die Jahrgelder, welche jene genießen, reichen bei weitem nicht hin, solche unermeßliche Prachtgebäude anständig zu bewohnen, oder auch nur nothdürftig zu erhalten. So geschieht's, daß die prächtigsten Königswohnungen verlassen werden, und manche derselben zur Ruine wird, ehe noch der Thronling selbst verschwindet.

CCCXX. Das Denkmal bei Abach.

Abach, unfern Regensburg, mit seinem Römerthurm, liegt im Mittelpunkte einer reichen Landschaft. Die Donau, von ungeheuren Felsenmassen aufgehalten, macht daselbst eine rasche Wendung gegen Norden und bildet zwei Thäler, die zu den schönsten gehören, welche der Strom durchrauscht. In frühern Zeiten wand sich ein schmaler, kaum sechs Fuß breiter Fahrweg an dem thurmhohen Ufer hin, und Fälle waren so selten nicht, daß Wagen mit Roß und Führer hinab in die Fluthen stürzten. Manches eingehauene Kreuz gab davon Zeugniß, und die an den gefährlichsten Stellen aufgerichteten Heiligen- und Marienbilder konnten nicht helfen. — Vor 70 Jahren, unter dem Bayern-Herzog Carl Theodor, wurde die Felswand bis zu einer Höhe von 180 Fuß weggesprengt, und aus dem halsbrechend-engen Pfade entstand eine breite, sichere Chaussee. Die Leitung des Baus besorgte der Ingenieuroberst Riedel, und die Dankbarkeit der Umwohner, an deren Spitze ein Graf von Torring trat, setzte jenem und dem Fürsten, der das Werk angeordnet, das schöne, einfache Denkmal. — „Furchtbar ist der Strom", hieß es sonst, „er dürstet nach Blut und will jährlich sein Opfer." Jetzt zieht er in stiller Majestät am Fuße des gebändigten Gnomen hin. — Nicht weit von diesem Denkmal ist die interessante Stelle, wo der Kanal mündet, welcher den Main mit der Donau zusammenknüpft und Carls des Großen Idee verwirklicht.

DENKMAL BEI ABACH

Aus der Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghsn.

Eigenthum der Verleger

Stadt-
bücherei
Elbing

Stadt-
bücherei
Elbing

FRANKFURT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCXXI. Frankfurt.

Schönes Frankfurt! Auf der nämlichen Stelle, von der die Aufnahme dieser Ansicht geschah, stand ich, als ich vor zehn Jahren zum letzten Mal dich sah! Die Paläste am Main hin warfen ihre breiten Schatten über den Strom, und nur der stumpfe Kegel des Doms strahlte noch im Heiligenschein der untergehenden Sonne. In deine Betrachtung verloren, dachte ich deiner vergangenen Zeit, und des Flusses Rauschen in der düstern Tiefe kam mir vor wie das Rauschen des Stroms der Ewigkeit, auf dem so viele deiner Geschlechter flutheten und vergingen. Deine Geschicke zogen wie Phantome durch meine Seele. Ich sah den Titanen Karl mit den 300 Bischöfen des Abendlandes zum Conzil in deinen Mauern versammelt; sah die Kurfürsten durch deine Thore einziehen zur Wahl des Reichsoberhaupts; hörte den Schwur des Gewählten vor allem Volke, Recht zu üben und die Freiheit zu schirmen überall in deutschen Landen; sah die lange Reihe der Kaiser salben und krönen in deinem Dome; — sah verschwinden all die Herrlichkeit, zusammenbrechen Reich und Kaiserthron, aus Reichsfürsten Fürsten des Rheinbundes werden, in dem Palast eines Erb-Reichspostmeisters Hof halten den Fürsten Primas, und endlich — du lieber Gott! — Beschlüsse fassen den Bundestag. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Namen, welche Begebenheiten, welche Erwartungen, welche Hoffnungen, welche Täuschungen haben sie geboren! Ach, mein Traum in jener Abendstunde ist ausgeträumt, und die glühenden Farben, in welche meine Phantasie damals die Zukunft malte, hat die kalte, nüchterne Gegenwart längst ausgespottet.

Was die Welt bei der jetzigen Gestaltung der Verhältnisse verloren oder gewonnen hat, mag hier unbeantwortet bleiben; Frankfurt aber hat sich gut dabei gestanden. Keine Stadt in Deutschland, nicht eine ausgenommen, hat so große Vortheile geärndtet, hat so zugenommen an Reichthum und, als Wirkung desselben, an Schönheit und an heiterm Ansehn, wie Frankfurt. Daß das Gebäude seiner reichsstädtischen Verfassung zusammenbrach, war ein Glück; denn alles war morsch daran und ausgeartet, und die äußere Form, wie das Leben drinnen, standen im Widerspruch mit der Zeit. In Regiment und Verwaltung waren die meisten Aemter längst zu Erbstücken der Patrizier geworden und ein Pfuhl, in welchem Habsucht und Neid mit einander im Kampfe lagen. Verwirrt liefen die Competenzen der verschiedenartigsten Behörden durch einander, täglich ausstreuend die Neusaat für Hader und innere Zwietracht. Frank-

furt **contra** Frankfurt war eine stehende Rubrik bei den Reichsgerichten. Die wenige Lebensthätigkeit, welche noch im morschen Staatskörper war, ging in kleinlichen Eifersüchteleien und Streitigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft, Zünften und Senatoren auf. Selbst der Sturm der Revolution (schon Custine rief den Frankfurtern auf offnem Markte zu: „habt ihr den deutschen Kaiser gesehen? — ihr habt den letzten gesehen!") mit seinen schweren Erschütterungen besserte nichts. Er führte als Contribution und Brandschatzung viele Millionen fort; aber die alten Mißbräuche und Philister-Vorurtheile blieben da, und die Mängel im Regimente wurden unter der gewirkten Schuldenlast, (die meisten der gegenwärtigen Staatsschulden stammen noch aus jener Periode,) nur um so drückender und nachtheiliger.

Die Rheinbundacte löste den Reichsverband, und was ein Jahrtausend zusammen gehalten hatte, fiel aus einander. Dalberg erhielt, als Fürst Primas, Frankfurt von des Eroberers Gunst als Eigenthum. Die Hand jenes gütigen und humanen Fürsten, den der Bedienten-Sinn anfänglich ebenso übertrieben gepriesen hat, als er ihn nach Verlust der Macht ungerecht schmähete, mußte nothwendig das alte Staatsgebäude einlegen und neu bauen, und sie that's, wie der Meister befohlen, nach französischem Muster. Dazu konnte Dalberg wenig Frankfurter brauchen; er zog Fremde in's Land als Gehülfen bei'm Organisirungswerke und dadurch, wie durch so manche Maaßregel, die ihm der Zeitendrang gegen seinen Willen abnöthigte, schuf er Unzufriedenheit. Die Frankfurter konnten unter seiner Regierung nicht glücklich seyn; denn für das gute Neue hatten sie noch keinen Sinn — (sie sahen ja nur ein zweifelhaftes Pflanzen, aber keine Frucht! —), der Verlust des Alten aber verletzte ihren Stolz und schmerzte sie, und selbst die Last, welche die Zeit unvermeidlich auflegte, betrachteten Viele nur als eine Folge von der Veränderung des Regiments und der Verfassung.

Dalberg säete; aber er hatte blos die Mühe und die Arbeit davon; die Freude an der guten Frucht, die erst spät reifen konnte, ward ihm nicht. Leipzig's Donner brüllte und das Primas-Intermezzo war zu Ende. Dalberg floh; er starb, verhöhnt, in Armuth *). — Die siegreichen Heere der Verbündeten rückten ein, an ihrer Spitze Franz,

*) Unter Carl v. Dalberg's Herrschaft — so zeugt von ihm ein Frankfurter — wurde keinem Bürger ein Haar auf dem Haupte gekrümmt, Keiner wegen seiner Meinungsäußerung verfolgt, Keiner unter Commissionen gestellt, Keiner als Staatsgefangener in das Ausland abgeführt. Die Tortur, welche seine Criminalprozeßordnung abschaffte, wurde unter Dalberg nie durch Verlängerung oder Erschwerung der Untersuchungshaft ersetzt; seine Gerichte dehnten nicht, waren nie über den Schrei der Unschuld entrüstet, beschränkten nie, erschwerten nie die heilige Freiheit der Rechtsvertheidigung. Kein Frankfurter hat damals drei Jahre lang im Untersuchungsarreste, oder in Löchern mit abat-jours, oder die Fenster mit Copalfirniß verkleistert, gesessen. Sein Herz, sein Streben war deutsch, frei und recht, so wenig eins seiner Edikte auch die Deutschheit zu Markte trug.

Rheinganum, im Art. Frankfurt in Rotteck's Staatslexicon.

der letzte deutsche Kaiser. An die Zusicherung desselben, die er den Vorständen seiner Krönungsstadt gab, knüpfte sich die Hoffnung auf Wiedererwerb von Freiheit und Selbstständigkeit, welche der 46. Artikel der Wiener Congreßacte nachher verwirklichte. Frankfurt trat dadurch ein in die Reihe der souverainen Staaten Deutschland's. — Es folgte ein lebendiger, oft krampfhaft und peinlich werdender Kampf der sich durchkreuzenden Interessen im neugeschaffenen Gemeinwesen, und je nachdem eine oder die andere Partei oder Ansicht die Oberhand gewann, benutzte sie den Augenblick des Siegs, um sich Früchte desselben zu sichern. Innerhalb zweier Jahre wurden mehre Constitutionen erlassen, gehandhabt und wieder aufgehoben. Erst im Juli 1816 verständigte man sich über die noch in Kraft bestehende Verfassung. Sie ist im Wesentlichen die reichsstädtische mit denjenigen Modificationen, welche die Zeit als nothwendig forderte. Das democratische Prinzip anerkennt sie unverfälscht. Sie legt die Souverainitätsrechte in die Gesammtheit der christlichen Bürgerschaft und hebt die Vorrechte aller patrizischen Geschlechter auf. Diese Verfassung theilt die Gewalten in die executive (den Senat, aus 42 Gliedern, Schöffen, Senatoren und Rathsverwandten), mit der leider! zugleich (factisch wenigstens) die richterliche verbunden ist, weil Stadtgericht, Appellationsgericht und Curatelamt aus Mitgliedern des Senats bestehen, und in die legislatorische. Letztere ruht in der gesetzgebenden Versammlung und der ständigen Bürgerrepräsentation. Diese besteht aus 61 Mitgliedern, ist das Auge des Staats, die Verwaltung controllirend und in allen Finanzsachen mit dem Senate berathend; jene ist aus 85 immer nur für ein Jahr gewählten Mitgliedern zusammengesetzt. Das Präsidium des Senats führen 2 Bürgermeister, die durch Rotation der Senatsglieder von Jahr zu Jahr wechseln. Die Bewohner der wenigen, zum Frankfurter Gebiete gehörenden Ortschaften sind von aller Theilnahme am Regimente völlig und in dem Maaße ausgeschlossen, daß der kenntnißvollste Sohn des reichsten Dorfbewohners in seiner Heimath nicht einmal als Schulmeister angestellt werden kann. — Die israelitischen Bürger können schon um ihres Glaubens willen nicht zu Staatsämtern gelangen und werden eben so wenig bei den Zünften zugelassen. In jeder andern Beziehung genießen sie Rechtsgleichheit. — Die nicht-bürgerlichen Einwohner Frankfurt's, Beisassen, (Permissionisten) haben blos auf Duldung und den allgemeinen gesetzlichen Schutz Anspruch. — Man sieht, es ist für künftige Verbesserungen in dem Staatswesen Frankfurt's viel Raum gelassen, und auch hier wird wahr, daß die Welt überall eine Welt von Kräften ist, in welcher alles Stärkere herrscht, so viel als es kann, und in einer der kleinsten Republiken so gut die Herrschsucht eine Rolle spielen will, als in Autokratieen. Auch die Frankfurter Bürger haben Unterthanen, und sie rufen ihrem Dörfler zu: „willst du Freiheit, so nimm sie mit heim; in deinem Hause magst du ihr Altäre bauen, ein ehrlicher Mann seyn, dein Feld pflügen, bei uns zu Markte gehen, für uns arbeiten, von uns Geld verdienen; — was aber drüber ist, ist dir von Uebel." — Vor einer Frankfurter Ausgabe Baseler Geschichten braucht man sich freilich nicht zu fürchten. —

Zum Bilde! — Längs dem Maine dehnt sich auf hohem Uferrand (vom Untermainthore) eine herrliche Fronte prachtvoller Privatwohnungen bis zu dem Landungsplatze, dem Hafen und dem Hauptzollamte hinaus, und es folgt sodann die Mainseite des ältesten Stadttheils, eine Reihe alterthümlicher Gebäude mit hohen, überhängenden Giebeln und Schieferdächern. Dunkle, gewölbte, überthürmte Pforten (die sog. Wasserthore) geben Einlaß in das Innere der Altstadt. Oberhalb der großen Brücke, welche in den jenseitigen Stadttheil (Sachsenhausen) führt, steht, die Façade dem Main zugekehrt, abermals eine Reihe palastähnlicher Häuser auf hohem Gestade (die schöne Aussicht), und den würdigen Schluß dieser Parthie machen der Tempel der Stadtbibliothek am Obermainthor und das Wachthaus, dieses eine Nachbildung der Hallen des Campus Militum in Pompeji, jener im edelsten griechischen Styl. Um den weiten Halbkreis, den die Stadt selbst zwischen den beiden äußersten Punkten, dem Ober- und Untermainthor bildet, erfreuen, auf der Stelle ehemaliger Wälle und stinkender Gräben, die schönsten öffentlichen Anlagen mit schattigen Hainen, Bosketten von blühenden Sträuchen, Alleen, Rasenplätzen, Blumenterrassen, Teichen mit Geflügel ꝛc. in reizender Abwechselung. Dazwischen sind die 5 Landthore: das Allerheiligen-, Friedberger-, Eschenheimer-, Bockenheimer- und Sanct-Gallusthor. Zur Seite der Promenaden gruppiren sich in zwei weiten Halbzirkeln Gärten und kleine Parks mit Palästen und Villen, die mehr wie alles Uebrige verrathen, daß Frankfurt wirklich die Stadt der Millionairs, die Residenz der Geldkönige, der Rothschilde und ihres Gleichen ist, an welche Sultan und Papst und Könige und Kaiser und die meisten Völker der Erde zinsen. Auch jenseits des Mains, auf der Mühlberger Höhe, über Sachsenhausen, hat, um der herrlichen Aussicht willen, der Reichthum seine Prachtwohnungen hingebaut; die Kleefelder und Weinberge verschwinden und machen Park-Anlagen Platz. Lange Reihen solcher Villen, deren Fürsten sich nicht zu schämen brauchten, stehen auch am untern Mainthor am Flusse hin, und damit die reichste Familie auf der Welt in diesen Aeußerungen des Ueberflusses würdig repräsentirt sey, so ist die Krone aller die Rothschild'sche Villa vor dem Bockenheimer Thore, welche des Herrlichen, was den Freund des Schönen fesseln mag, allein mehr enthält, als genügend wäre, ein Buch zu füllen. Fast alle großen Gärten haben Gewächshäuser. Das Schönste, was die Flora hier erzeugt, wird jährlich in eine Blumen-Ausstellung vereinigt, welcher sich keine andere in Deutschland an die Seite stellen kann. — Von den höher gelegenen Punkten der Promenaden hat man angenehme Blicke in das Land, und sie lassen erkennen, wie der Reichthum in dem glücklichen Frankfurt nicht Einzelne blos, sondern recht Viele erfreut. Ueberall sieht man neue Anlagen entstehen, Mauerwerke emporsteigen, und aus den Dörfern ringsum glotzen die neuen rothen Dächer, zeigend, wie die Fluth des Ueberflusses auch durch kleinere Kanäle sich weit in das Land ergießt. Viele Frankfurter wohnen übrigens im Sommer in den benachbarten Flecken und Städtchen; viele selbst das ganze Jahr hindurch, und diese kommen täglich zur Stadt für die Besorgung ihrer Geschäfte. Fiakers, welche an allen Thoren stehen, erleichtern die Verbindung.

Die Physiognomie der innern Stadt straft den Begriff nicht Lügen, den die äußern Umgebungen hervorrufen. Selbst im allerältesten Kern, zwischen dem Dom und dem Römerberg, mit seinen engen, winklichen, düstern, doch reinlichen Gassen, deren alterthümliche Häuser ihre weit überhängenden, mit Wetterfahnen und Thurmspitzen gezierten Giebel der Straße zukehren, wird man die Zeichen der Gemächlichkeit und des Wohlstandes ihrer Bewohner nicht vermissen. Die Stadttheile zwischen dem Mainzer- und Fahrthor und der Zeil sind neuer; auch da sind viele Straßen eng; aber aus den hohen, meistens massiven Häusern, in deren untern Räumen sich Waarengewölbe und Contore, die Fenster mit eleganten Eisengittern verwahrt, befinden, blickt schon der Reichthum heraus. Die schönsten Parthieen im Innern der Stadt sind die 80 Schritt breite Zeil, die von der Konstabler- bis zur Hauptwache reicht, mit vielen Hotels (rothem Haus, russischem Hof, römischem Kaiser ꝛc.) und der Roßmarkt. Herrlichere Straßen als die neuen Wallstraßen hat keine Stadt Deutschlands aufzuweisen. Palast an Palast steht dort, und man wird nicht müde, die Tüchtigkeit und Eleganz dieser neuen Prachtgebäude zu bewundern.

An ältern Bauwerken, welche welt- und kunstgeschichtliches Interesse haben, muß eine Stadt reich seyn, welche seit länger als tausend Jahren blüht und in der Geschichte des deutschen Reichs einen Ehrenplatz einnimmt, der zugleich ein Schauplatz der folgenreichsten Begebenheiten und Handlungen war. Der „Römer," wo die deutschen Kaiser gewählt, der Dom, wo sie gesalbt und gekrönt wurden, sind jedem deutschen Herzen liebe, vertraute Namen und heilige Orte. In jenem uralten Palaste Karls des Großen (der 1480 durch Einbau der benachbarten Wohnungen seine gegenwärtige Gestalt bekam) führt eine breite Stein-Treppe den vom Römerberge her Eintretenden hinauf in das im Schmuck einer längst geschwundenen Zeit prangende Wahlzimmer, wo von den Kurfürsten des Reichs, zur Wahl versammelt, der feierliche Akt vollzogen wurde, durch den ein freies, deutsches Volk seinen Kaiser erhielt. Neben dem Wahlzimmer ist der Kaisersaal, wo der Neugekrönte, nach dem Zuge aus dem Dome, bei offenen Thüren an der Tafel speiste, die ihm deutsches Volk gedeckt hatte, und bedient von dessen Repräsentanten, den mächtigsten Fürsten des Kaiserthums. Der Hauptschmuck des Saals sind die Brustbilder aller in Frankfurt gekrönten Kaiser von Konrad I. an (912) bis auf Franz II., dessen Bild, ein bedeutsames Spiel des Zufalls, den letzten Wand-Raum, welchen seine Vorgänger übrig gelassen, gerade ausfüllt. Im Römer hält der Senat seine Sitzungen und da sind auch die Geschäftslokale der obersten Behörden der kleinen Republik. — Der Dom, vorhanden schon zu Pipin's Zeit, von Ludwig dem Deutschen zum Stift erhoben, erhielt im 14. und 15. Jahrhundert seine jetzige Gestalt. Leider ist sie in der Nähe kaum zu erkennen; denn an dem noblen Bau hat die Habsucht und der Unverstand schlechte Häuserchen und elende Buden gekleckst, nichts frei lassend, als die Eingänge. Blos der Anblick aus der Ferne gibt einen Begriff von der Masse dieses Tempels, dessen stumpfer Coloß hoch über alle anderen Thürme der Stadt emporragt und ihr ein Ansehn von ehrfurchtgebietender Würde gibt. — Wohl hat auch am Domthurm der Zahn der

Zeit genagt, sein Schmuck ist längst herabgeworfen, Nischen, in denen keine Heiligen mehr sind, sind geborsten, Steine sind gerückt, und, wie in manchem Staatsgebäude, geht der Geist der Verwesung um mit leisem Knistern; doch die Masse der Hauptmauern ist unverwüstlich, noch nicht ergraut und scheint nur des rechten Baumeisters zu warten, der sie wieder zu schmücken weiß. —

Nicht am Aeußern allein will sich der Sinn ergötzen; er verlangt auch des Domes Inneres zu schauen. Weit geöffnet sind die hohen Pforten, und wir treten ein mit Ehrfurcht; denn unser Fuß berührt die Schwelle, welche vor uns vierzig deutsche Kaiser überschritten. An alten Grabsteinen und Monumenten vorüber, an Altären mit Heiligenschreinen hin, über das Grab des gewählten Kaisers, Grafen Günther's von Schwarzburg weg, der hier starb, ehe er die Krone trug; über die Katakomben vergangener Fürstengeschlechter wandeln wir zum hohen Chor, zu jener Stufe am Hochaltare, wo das neugewählte Oberhaupt Angesichts des lebendigen Gottes und seines Volkes das Reichsgesetz beschwor. Viele leben noch, die des letzten Kaisers Schwur gehört, Viele, die, als sie, nach der Vertreibung des Reichszerstörers, Franz II. hier niederknieen sahen, Hoffnungen neu faßten, welche doch keine Zeit zu verwirklichen im Stande ist. — Ich huldige gern dem Großen unserer Vergangenheit; doch den Glauben, jener geheimnißvolle Ideenspuk, der in vielerlei Gestalten das deutsche Geisterreich durchschwärmt; jenes bedeutungsvolle, dunkle Einheitsahnen, das so träumerisch durch deutsche Seelen zieht und Befangene schreckt wie gespenstiges Schattenspiel — das würde sich gelegentlich in den alten abgetragenen Kaisermantel kleiden lassen, den man dann nur zu flicken brauche, — diesen Glauben halte ich für baare Thorheit.

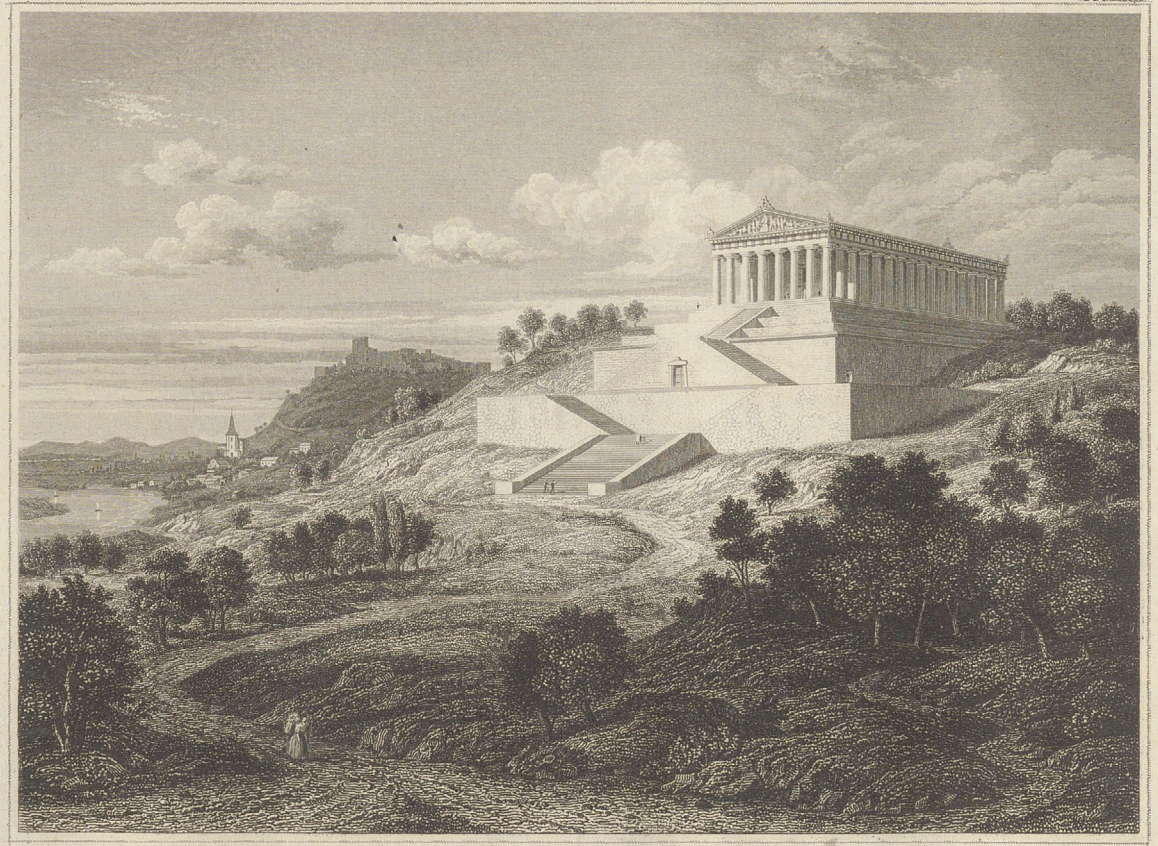
Flüchtig nur verweilen wir bei den übrigen Merkwürdigkeiten Frankfurt's. Wir beschauen die mit Säulen geschmückte Façade des Thurn- und Taxischen Palais, wo der österreichische Präsidialgesandte und der Bundestag zur Miethe wohnen; die Börse in einem andern Palaste, dem sog. Braunfels; die schönen Gebäude des Eisenbahnhofs, wo uns ein neues Leben voller Zukunft erfreut. Die St. Paulskirche (1834 vollendet) ist der luther. Haupttempel und unstreitig einer der schönsten Kirchenbaue der neuesten Zeit. Ihre Form ist die Ellipse; der Styl der römische; einfache Würde der Charakter ihrer Ausschmückung. Man sieht kein Bildwerk, außer auf dem Altare ein goldnes Cruzifix mit Dornenkrone und Palmenzweig. Die beiden Bethäuser der Reformirten sind auf dem Korn- und auf dem Roßmarkt und verdienen das nämliche Lob. Die Katharinenkirche ist überladen mit geschmacklosem Schnörkelwerk; sie enthält aber schöne, altdeutsche Monumente, und ihr 250 Fuß hoher Thurm ist eine Zierde der Stadt. Zu der Sankt Leonhardskirche lenken den Kunstfreund Sculpturen und Glasmalereien aus der besten Zeit; zur Liebfrauenkirche das berühmte Werk eines Bildschnitzers des 14. Jahrhunderts, eine Anbetung der heiligen 3 Könige. Im Saalhof erkennt der Alterthumsforscher den alten Palast der Carolinger wieder und erinnert sich bei der Schmucklosigkeit des Gebäudes der Genügsamkeit der alten deutschen Herrscher, und

ist eingedenk, wie der mächtigste Fürst auf Erden damals dem Bauer nach Lebensweise und Wohnung näher stand, als jetzt letzterer dem bürgerlichen Kaufmann. Im Compostell, dem uralten Hospiz für die frommen Pilger nach dem fernen St. Jago di Compostella, ist die Verwandlung, welche die Zeit da vorgenommen, pikant; und für den Beschauer, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, auch erfreulich. Denn im Hofe, auf der Stelle, wo vor dem Bilde der Jungfrau der gläubige Wallfahrertroß das Kreuz geschlagen, bauten die Israeliten dem alleinigen Gott ihren schönen Andachtstempel und daneben die der Bildung ihrer Jugend gewidmete treffliche Anstalt, das Philanthropin. — Das Theater, für Drama und Oper zugleich, ist als Bauwerk schlecht; dabei ist's klein und nicht einmal schön im Innern. Es ist Frankfurt's unwürdig. Ehrenwerther jedoch erscheinen die großen Anstalten für Wissenschaft und Kunst. Des (1825 vollendeten) Bibliothekgebäudes haben wir schon erwähnt. Ordnungsvoll ist hier ein literärischer Schatz aufgestellt, der nicht der Zahl, (er enthält 50,000 Bände), sondern dem Gehalte nach einer der reichsten Deutschland's ist; besonders reich an Erstlingsdrucken, Manuscripten und xylographischen Werken. Vieles ist auch da, was man gerade nicht sucht: so Antiken, Mumien, etruskische Vasen, Sculpturen in Holz und Elfenbein, Luther's Hauspantoffeln und Melanchthon's Priesterrock und eine kostbare Sammlung eigenhändiger Briefe großer Männer. — Das naturhistorische Museum, an dessen Gründung die Patrioten, Cretschmar und der berühmte Frankfurter Reisende, Rüppell, den meisten Antheil haben, verschließt in seinen weiten Sälen eine der umfassendsten Sammlungen der Welt, die sich durch Geschenke jährlich mehr vervollständigt. Noch wichtiger, als die genannten Anstalten, ist das Städel'sche Kunstinstitut, die Stiftung eines einzigen Bürgers. Schon das magnifike Aeußere des Palastes und die innere Ausstattung seiner Räume lassen auf den Werth der hier aufbewahrten Schätze schließen. Die eigentliche Gemälde-Gallerie enthält 350 Nummern und viele gute Werke der niederländischen und deutschen Schulen, von denen kein großer Meister fehlt. Im Antikensaale sind die sorgfältigen Abgüsse der besten griech. Bildwerke aller Cabinette zusammengestellt. Kostbare Sammlungen von Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen füllen einen besondern Saal. — Aber nicht allein Kunst- und Wissenschaft, auch der Armuth und dem Elende hat der ehrenhafte Sinn der Frankfurter Paläste gebaut. — Das neue Waisenhaus auf der Wallstraße; das Versorgungshaus für Gebrechliche und Alte; das Senkenbergische Stift (für Krankenpflege, gegründet vom Bürger, dessen Namen es trägt), sind großartige und trefflich geleitete Anstalten. Das neue Fremdenhospital, nahe beim Bibliothekgebäude, von lachenden Anlagen umgeben, an einem freundlichen See und mit dem Ausblick in den Maingrund, ist eine architektonische Zierde Frankfurt's und zugleich eine, die den Sinn der Frankfurter am meisten ehrt. Seine Bestimmung ist, die Verlassenen aus fremden Ländern aufzunehmen, zu pflegen und zu heilen, welche, in Frankfurt dienend, oder durchreisend, krank werden. Im Irrenhause finden die ärmsten aller Leidenden humane, sorgfältige, angemessene Pflege. Im Besserungshause ist die strafende Gerechtigkeit mit

dem Bestreben vereinigt, die Gefallenen aufzurichten und nach überstandener Bußzeit der Gesellschaft als nützliche Glieder zurückzugeben. Außerdem sind eine Menge kleinerer Institute und Privatvereine für wohlthätige Zwecke wirksam; andere für Wissenschaft und Kunst; z. B. das Museum (den Sinn für's Schöne allgemein anzuregen, und noch von Carl v. Dalberg gestiftet); der Instrumentalverein, der Kunstverein (seit 1829 bestehend, mit jährlichen Ausstellungen); der Senkenbergische naturforschende Verein ꝛc.; der physikalische Verein; der geographische Verein ꝛc. — Unter den höhern Unterrichtsanstalten steht oben an das vortreffliche Gymnasium mit 10 Professoren. — Eine Realschule, Musterschule, die öffentliche Zeichenschule ꝛc. befriedigen die in Bezug auf den Unterricht der Mittelstände so sehr gesteigerten Ansprüche der Zeit. Der schöne Sinn, der mit so vieler Sorgfalt für die Lebenden wirkt, hat auch der Abgeschiedenen gedacht und die Todtenäcker: der Petersfriedhof, der neue jüdische und der Sachsenhäuser sind in freundliche Gartenanlagen umgewandelt worden. Eine schönere Nekropolis als alle diese ist jedoch der neue christliche Friedhof, etwa 1/4 Stunde von der Stadt auf einer Höhe mit der weitesten Aussicht auf Stadt und Strom und das Taunusgebirge. Unter schattigen Ahornbäumen wandelt der schlafende Erdenpilger den letzten Weg hinan, wo ihn die Todtenzelle eines griechischen Tempels das letzte Obdach gibt. Von der Hand jeder beigesetzten Leiche führt eine Schelle in die Stube des Wärters, der mit Allem versehen ist, um den Scheintodten schleunigst wirksame Hülfe zu leisten. Der ganze Raum des Friedhofs ist ein Park, in welchem Blumenbeete mit Baumgruppen und Rasenplätzen wechseln. Hier ruhen die Erwachsenen in Hainen, die Kinder in einem Wäldchen von Rosenbüschen. Dieses schöne Denkmal des Gemeinsinns wurde 1827 vollendet.

Von den Quellen des Reichthums, der in dieser Stadt fortwährend so viel Großes und Schönes schafft, werde ich an einer andern Stelle zu reden veranlaßt seyn, und dann auch eine Schilderung des Frankfurter Lebens versuchen.

Stadt-
bücherei
Elbing



DIE WALHALLA
Donau-Stauf in der Ferne

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCXXII. Die Walhalla.

Seit Jahren schon sucht der nicht befriedigte und in so mancher Beziehung schmerzlich verletzte deutsche Nationalsinn einen Ausweg, indem er sich bald gegen diese, bald gegen jene Seite wendet. Des äußern Schwerpunkts entbehrend, auf dem er mit seinem irdischen Bestande ruhe, sucht er einen idealen auf; und wo ihm die Lebenden nichts bieten mögen, kehrt er bei den Todten ein. Gehindert, sich in schattenden Zweigen auszustrecken, sendet er seine Triebe in die dunkle Erde hinab und schlingt sie liebend um die Schreine seiner Heiligen. Deutsches Volk, das nicht mehr versuchen darf, Rath zu schlagen über deutsches Wohl, sammelt sich um die Urnen seiner großen Männer und richtet ihnen Denkmäler auf.

Vorzugsweise ist es die Architektur, welcher, vermöge der Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Formen, vor allen übrigen Künsten es zukommt, Nationaldenkmäler aufzuführen, und Skulptur und Malerei sollten nur dienen, die großartigen Gedanken jener zu verdeutlichen und zu erklären. In diesem Geiste schufen die alten Völker ihre Denkmäler; schmückte Athen seine Akropolis aus, bauten die Römer dem August und Hadrian Mausoleen, richteten die Pharaonen Pyramiden und Tempel auf. Nur da, wo die Persönlichkeit des Helden einen beschränkten Wirkungskreis ausfüllt, ist ein einfaches Bildniß-Setzen schicklich und am rechten Orte; bei Geistern universeller Thätigkeit aber muß das Bildniß stets eine untergeordnete Rolle spielen. — Als die Thüringer dem Bonifacius vor einigen Jahren an einsamer Waldstelle, da, wo der Apostel das erste Kreuz aufgerichtet hatte, ein Standbild errichten wollten, und dem Herzoge August von Gotha zwei Zeichnungen, die in den Gesichtszügen der Statue sehr differirten, zur Prüfung vorgelegt wurden, kritzelte der geniale Fürst einen Leuchter mit brennender Kerze auf's Papier und schrieb darunter: das ist Bonifacius. Und ein Candelaber wurde aufgerichtet auf der Höhe, der weithin sichtbar ist im

thüringer Lande, und Jeder weiß ihn zu deuten. Was soll eine Armin's-Statue, noch so groß, bei Detmold? Stellt mir auf einen Würfel ein deutsches Schlachtschwert als Obelisken hin, die Spitze gen Himmel gerichtet, und das Volk, dem's doch gilt, wird's besser begreifen.

Eine verwandte, gleich umfassende Bedeutung hat der Tempel, den ein deutscher König an der Donau bei Regensburg aufrichtet. Die Walhalla, jenes für germanischen Ruhm so prachtvolle Haus, dessen östlicher Giebel die Armin's-Schlacht schmückt, dessen westlicher Deutschland's neueste Befreiung darstellt und dessen Inneres die ganze vaterländische Geschichte, Folge und Ursache jeglichen Kampfes um deutsche Selbstständigkeit verherrlicht, kann auch ein Armins-Denkmal heißen, aufgefaßt im großen Geiste der Geschichte. Die Idee beurkundet den hohen Sinn jener Janusgestalt unter den Fürsten der Jetztzeit, und die Ausführung ist jenes Königs ganz würdig, den die Welt den Beschützer der Künste nennt. —

Zu diesem Ehrentempel des deutschen Volkes wurde 1830 der Grundstein gelegt, und er wird im nächsten Jahre geweiht werden. Nach der Idee Ludwig's entwarf Klenze den Plan dazu und leitete die architektonische Ausführung; die künstlerische, wozu theilweise Rauch die Zeichnungen fertigte, ist dem Heros der deutschen Bildhauerkunst, Schwanthaler und dessen Schülern, anvertraut.

Das Gebäude selbst ist ein dorischer Tempel von weißem Marmor, ähnlich dem Parthenon auf der Akropolis Athens. Bei einer Höhe von 70 Fuß hat es eine Breite von 100 und eine Tiefe von 300 Fuß. Das Dach wird auf jeder Seite von einer Reihe colossaler Säulen getragen, von denen je acht an den beiden Giebeln, 17 aber an jeder Seite stehen. Das Innere stellt sich als eine weite Marmor-Halle dar, deren reich cassetirte Decke von 2 Reihen jonischer Säulen gestützt wird. Den um den Saal herumlaufenden Fries schmücken die von Wagner in Rom gefertigten Reliefs, welche die Urgeschichte des deutschen Volks von seinen Wanderungen an bis zur Ausbreitung des Christenthums darstellen. An den Wänden hin sollen, in Hermenform, die Büsten aller Derjenigen zu stehen kommen, welche deutsches Volk seit seinem Ursprung in jeglicher Beziehung verherrlicht haben: — seine Helden im Kriege und im Rathe, in der Poesie, in der Kunst und Wissenschaft. In einer Vorhalle werden die Bildnisse Derjenigen aufgestellt, welche schon bei ihren Lebzeiten als würdig erkannt sind, den Heroen der Walhalla zugerechnet zu werden. Die großen Männer der stammverwandten Nationen (Schweizer, Niederländer ꝛc.) sind nicht ausgeschlossen; so daß sich, ganz unabhängig von politischer Abgrenzung, in der Walhalla wirklich alles Größte, was deutschem Volksthum entsprossen ist, versammeln wird. Bis jetzt sind von den 140 vorhandenen Plätzen 50 noch nicht vergeben. Alle Büsten sind, so weit dieß zu erlangen möglich war, treue Portraits. Im Souterrain ist eine Halle, in welcher die Biographien der im Tempel Aufgenommenen, auf Pergament geschrieben, bewahrt werden sollen; zugleich auch, wenn sie Schriftsteller sind, ihre sämmtlichen Werke.

Stadt-
bücherei
Elbing

MAUSOLEUM MAHOMED CHANS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Die Walhalla ruht auf einem kyklopischen Unterbau, von dessen Fuße Marmorstufen hinauf zur Tempel-Terrasse führen. Dort hat man die herrliche Aussicht in das Donauthal und über die benachbarten Berge, deren nächster die malerisch-schöne Ruine der Burg Donaustauf trägt. Der ganze Bau dürfte, obschon er weit niedriger veranschlagt wurde, nicht weniger als 3 Millionen Gulden kosten, und er wird aus dem Chatullvermögen des Königs bestritten, dem auch der feindseligste Beurtheiler den Ruhm gönnen wird, mit diesem Denkmale die Kunst ihrer heiligsten Bestimmung zurückgeführt zu haben.

CCCXXIII. Das Mausoleum Mahomed Chans

bei Deigh in Indien.

Deigh liegt etwa 12 Meilen nordwestlich von Agra, im Gebirge von Bhurtpore. Akbar, der große Kaiser des Ostens, erhob es aus einem unbedeutenden Flecken zu einer kaiserlichen Residenz. Seine Blüthe war kurz; denn ein Erdbeben verschlang einen Theil der Stadt und ließ den Rest in Trümmern zurück.

Mitten unter eingestürzten Monumenten, Ueberresten von Tempeln, Palästen, Säulen, Wasserleitungen und Gräbern, an welchen diese Gegend, bis nach Agra hin, so reich ist, steht das Mausoleum Mahomed Chans in

voller Schönheit. Was erhielt dieses Gebäude vor allen andern? — Der Glaube that's; denn Mahomed Chan ist ein großer Heiliger und Wunderthäter bei den Verehrern des Korans, und bis von Kabul und Persien her kommen die Pilger zum Gebet, oder um Befreiung von ihren Leiden zu suchen.

Das Mausoleum ist von Marmor, seine Form leicht, feenartig, originell, und nicht mit Unrecht nennt es der Gläubige „die Perle des Ostens." —

CCCXXIV. Das Wildbad Gastein.

Von Salzburg dahin sind's 18 Stunden. Kaum mag dem Reisenden eine andere gleich kurze Wegstrecke eine mannichfaltigere Gallerie von Landschaftsgemälden vorüberführen, und wenn er Geognost oder Botaniker ist, so wird er nirgends eine interessantere Parthie finden. Der reichste Genuß aber erwartet den Geologen, den Geschichtsforscher der Erde in der Betrachtung einer der schönsten Queer-Durchschnitte der ganzen nördlichen Abdachung der deutschen Alpenwelt. Während die zahllosen Versteinerungen am Wege, in der Salzburger Ebene, seine Aufmerksamkeit ganz abgezogen haben von der Außenwelt, steht er plötzlich still vor einer von Giganten zum Himmel aufgebauten Mauer; beinahe 8000 Fuß hoch starren die kahlen, weißen, gezackten Marmorwände empor und scheinen ihm jedes weitere Vordringen zu wehren. Nur der Bergstrom, der sich ihm entgegenwälzt, sagt ihm, daß auch er einen Weg hindurch finden werde. Jenem folgend öffnet sich, wie ein Riesenthor, eine Spalte des Gebirgs und eine Scene voll Erhabenheit tritt ihm entgegen. Wüthend rollt in der dunkeln Tiefe der Strom, der so ruhig durch die Ebene glitt. Noch gar nicht lange, so scheint es, borst hier die Mauer und aus der Bresche stürzte die Fluth des Sees, des jenseits gestaueten; denn noch frisch, wie von gestern, sind die Furchen an den Wänden, die die Gewalt jener Strömungen riß. Durch diese Spalte geht der Weg. Des Wanderers Auge hängt, nicht ohne Bangen, an den luftigen, eisgrauen Zinnen, die senkrecht in schwindelnder Höhe in das tiefe Blau des Aethers starren. Er denkt mit Herzklopfen an Verderben und Vernichtung, die ihn auf jedem Schritt aus der Höhe bedrohen: — da steht er plötzlich im lichten Sonnenglanze und wie durch

WILDBAD GASTEIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt-
bücherei
Elbing

Zauber in einer andern Welt. Sanftbemattete Höhen, mit Fluren und Häusern geschmückt, grüßen freundlich von oben herab, als wollten sie ihn für die gehabten Schrecken entschädigen und wieder aussöhnen. Es ist der Zug des Thonschiefergebirgs zwischen der Kalkumwallung und der Centralfeste der Alpen. Vorwärts, in dem fernern Hintergrunde, zeigt sich die letztere und freundlicher, als man erwartet, nämlich als ein grün bemoostes Felsgebirge, während das Uebergangs-Gebirge selbst im reichsten Sammet der Matten prangt, hie und da durch die scharfen Schiefergräten durchlöchert und durchschnitten. — Fortwährend begleitet der Bergstrom den Weg, und sein allmählich immer wilder werdendes Rauschen verkündigt die Annäherung an die festern Massen des Grundgebirgs schon lange zuvor, ehe der Fuß sie betritt. Sein wirbelndes Schäumen sagt endlich deutlich, daß er den Schiefer ganz verließ und sich auf hartem Urfels bettete. — In dieser Gegend hört man zuerst den Wasserfall der Ache; er dringt zum Ohr wie fernes Donnern. Dadurch abgezogen von dem bisher bewunderten Schauspiel, beflügelt sich des Wanderers Schritt auf dem kühn aus dem Gestein gesprengten Pfade, den hohe, bewaldete Bergwände umgeben und aus derem Grün morsche, einsturzdrohende Felsen hervorragen. Immer wilder wird die Gegend, immer lauter das Getöse, das die Erde beben macht; immer gespannter die Erwartung. Da endlich, wie er um eine Felsecke biegt, bringt ihn der nächste Schritt auf eine Brücke, und, betroffen von dem, was er sieht, bleibt er stehen. Gleich einem wilden, reißenden Thiere, das seinem Kerker entstürzt und sich auf seine Beute mit wildem Grimme wirft, tobt aus dem Bergriß in der Höhe die Gasteiner Ache hervor, zuerst mit einem gewaltigen Satz wider eine gegenüberstehende Bergwand, die ihre beste Kraft in Staubwolken zerbricht, und dann hinab in den tiefen Bergkessel, in das Grab, das sie sich selbst gehöhlt hat. Langsam, wie verwandelt, fließen von da die wieder gesammelten Fluthen über ein Wehr und unter der Brücke hin, wo die Salzach sie aufnimmt und ihr Name verschwindet. — Neben der weißen Wassersäule stellte der fromme Sinn Heiligenbilder auf die hohen Felsen, und am Fuße dampfen die Schlöte eines großen Hüttenwerks, dessen rußige Gebäude auf den schönsten, immergrünen Matten stehen. Hier ist die Grenze von Pluto's Reich; denn von da an sind die Bäuche der Berge belebt und in ihren Eingeweiden wühlt der fleißige Bergmann nach Silber und Gold schon seit Jahrtausenden. Gleich hinter dem Hüttenwerke geht die Gasteiner Chaussee abermals durch eine schauerliche Gebirgsspalte, die Thalenge Klamm, die Propyläen der Inneralpen, das gewaltige Thor, das uns auf eine würdige Weise einführen soll in die Urgebirgswelt. Kühn durchschneidet die Straße bald steil abstürzende Felswände, bald sanft sich neigende Matten, bald finstre Waldung; hier ruht sie auf dem festen Gerüste der Natur; dort läuft sie über von Fels zu Fels gespannten Bögen hin. Dicht an der Barriere stacheln dann und wann die Spitzen schlanker Tannen und schwankender Birken herauf, und lassen die Höhe errathen, in welcher die Straße sich an der Felswand fortwindet. Endlich scheint das Tageslicht ganz zu verschwinden, mit ihm flieht die Vegetation und kahl starren die grauen Urkalkwände zum

Himmel auf. Im Winter, bei hohem Schneefall, hilft die Gefahr, von Lawinen verschüttet zu werden, das Furchtbare dieses Passes vermehren; vor einigen Jahren wurden ein an seinem Eingang liegender Gasthof und mehre Häuser von einer Lawine aufgewickelt, und mit allen ihren Bewohnern in die Tiefe geschleudert.

„Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawin' begraben."

Den Schauern der Klamm entronnen, öffnet sich der Schoos eines friedlichen Thals, wo Alles, bis auf die höchsten Bergzinnen hinauf, in saftiges Grün sich kleidet. Nur die äußersten Hintergründe verschließt eine Gebirgsmauer von anderer Farbe und Gestalt. Ihre Firnen deckt glänzender Schnee; Schneefelder ketten die röthlich-grauen Hörner zusammen, und verrathen, daß man sich jenen Rippen der Alpen nähert, wo der ewige Tod sein Reich aufgeschlagen hat, und in das Niemand dringt, als der flüchtende Steinbock, der horstende Adler, der kühne, jagende Sohn der Alpen, und der forschende Freund der Natur. —

Das Gasteiner Thal bildet zwei Stufen, welche durch eine Thalecke geschieden sind, die jede Aussicht aus der unteren in die obere versperrt. Auf der ersten liegt Dorf-Gastein; auf letzterer der alte Markt Hof-Gastein, das Salzburgische Potosi mit seinen zum Theil noch stattlichen Gebäuden, die indeß kaum an die Herrlichkeit jener Zeit (im 16. Jahrh.) erinnern, wo die Weitmoser und andere Bergwerksbesitzer in diesem Erdwinkel Millionen erwarben und fürstlichen Hof gehalten haben. Was davon noch übrig ist, ist unbedeutend; nur in den Ruinen aus jener Periode ist die merkwürdige Geschichte des Orts zu lesen. Die Goldbergwerke, welche Ueberfluß und Pracht in dieses stille Thal führten, wurden von den Römern schon gebaut. Später verlassen, lebten sie viele Jahrh. lang blos in der Sage fort, bis ein wohlhabender, unternehmender Aelpner, Christoph Weitmoser, die alten Gruben wieder aufsuchte und aufzusäubern anfing. Er baute sich arm; so arm, daß er am Osterfeste nicht einmal Fleisch essen konnte. Das hörte der Salzburger Erzbischof Leonhard von Kautschach, und er ließ den Bedrängten zu sich kommen und streckte ihm 100 Thaler vor, sein Unternehmen fortzusetzen. Bald darauf that sich der Bergsegen auf, so reichlich, daß er und Andere nach 10 Jahren 3000 Bergleute beschäftigen, und Weitmoser jeder seiner Töchter 75,000 Gulden Mitgift geben konnte, und doch seine Erben noch über eine Million unter sich theilten. So groß ward der Reichthum und der Luxus zu Hof-Gastein im 16ten Jahrh., daß sich von Venedig, trotz der Unwegsamkeit des Gebirgs, ein Straßenzug hierher bildete! — Der allmähliche Verfall des Bergbaus in diesen Gegenden (nur wenige Gruben stehen noch in Ausbeute, und die meisten geben den Gewerken kaum die Kosten zurück,) hat seine Ursache theils in der Schwierigkeit,

tiefere Baue zu führen, theils in der Abnahme der Reichhaltigkeit der Erze. Die furchtbarsten Feinde aber der armen Bergknappen sind die Gletscher, deren von Jahrhundert zu Jahrhundert zunehmendes Vorrücken die besten Erzpunkte vereist hat. Hunderte von Stollen und Schächten, auf denen die Vorfahren bauten, deckt ewiger Schnee jetzt, oder sie liegen begraben unter des Eises Last.

Von Hof-Gastein aufwärts verengert sich das Thal und wo seitwärts eine Schlucht einschneidet, blickt man in die sublime Gletscherwelt. Endlich kommt man an den Punkt, wo es hohe Bergwände nach allen Seiten hin zu verschließen scheinen. Am äußersten Ende steigen Staubwolken neben glänzenden Säulen donnernder Wasserfälle auf: und hoch oben über den Cataraften sieht man durch den Dunstschleier, wie Feenschlösser, die stattlichen Gebäude des Wildbades, das neue Potosi Salzburgs und das sehnsüchtige Ziel so vieler Leidenden.

Die Lage dieses berühmten Kurorts ist höchst originell und wirklich einzig. Fast alle Gebäude liegen an dem äußersten Rande einer gegen 1000 Fuß hohen, senkrechten Thalstufe, durch deren Mitte sich die Ache einen Kanal eingesägt hat, aus dem sie sich mit einem 500 Fuß hohen Sprunge in den Felskessel stürzt, von da sie, nachdem sie abermals einen Felsdamm durchbrach, nach Hof-Gastein hinabrauscht. — Den Vorgrund unserer Ansicht bildet der Kessel des Achesturzes, dem zur Seite das Dorf Gastein, mit seiner freundlichen, kleinen Kirche auf grünen Matten liegend, gedacht werden muß. Das Schloß, die Straubinger Hütte und das Straubinger Gasthaus stehen oben; weiter hin sieht man die Gebäude der Prälatur und das neue Palais des Erzherzogs Johann mit seinen schwebenden Gärten.

Die Höhe des Wildbades ist am Pavillon etwa 3000 Fuß (nach Ruffegger 3226) über der Meeresfl. Die Thermen (heiße Quellen von 35—40° R.), von denen sieben gefaßt sind, entspringen sämmtlich am Fuße des Reich-Ebergebirgs, aus festem Gneiss. Um als Bad benutzt zu werden, muß das Wasser bis auf 28° R. abkühlen, was 6 bis 10 St. Zeit erfordert. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach gehören diese Heilquellen zu den einfachsten. Das Wasser ist ganz klar, bei etwas bitterlichem Geschmack geruchlos und die sorgfältigsten Analysen desselben haben nichts entdeckt, was seine große Kraft erklären könnte. Nicht blos auf die höhern Wesen der organischen Schöpfung übt diese sich aus; auch bei den untersten wirkt sie wunderthätig. So richten sich völlig verwelkte Blumen, selbst wenn sie durch Ofenwärme fast gedörrt wurden, taucht man sie mit dem Stiele in's Wasser, wieder auf, und sie bekommen ihre vorigen, schon verloschenen Farben, ja selbst ihren Geruch wieder.

Wiederbelebung der geschwundenen, Wiederkräftigung der geschwächten Lebenskraft ist's hauptsächlich, was die Kurgäste in Gastein suchen. Besonders wirksam hat es sich von jeher bei gefährlichen und alten Verwundungen, bei geschwächten Männern und Frauen, erbleichten Mädchen, veralteten gichtischen und rheumatischen Uebeln, oder als Nachkur nach überstandenen schweren Krankheiten erwiesen. Die Frequenz des Bades nahm bisher zu von Jahr zu

Jahr und wird fortwachsen in dem Maße, als sich der Ruf seiner Kraft immer weiter, allgemeiner ausbreitet. Eben so schreiten auch die Anstalten, welche durch vermehrten Besuch nöthig werden, jedes Jahr voran. Ein neues Hotel, mit prachtvoller, zur Aufnahme von Kurgästen aus den höchsten Kreisen geeigneter Einrichtung, Belle-vue, steigt an der Allee wie ein Palast empor. Der Wasserreichthum wurde durch Erbohrung neuer Quellen vermehrt, der Bau neuer Badehäuser hat begonnen. Mehre neue Straßenzüge wurden angelegt, die alten bequemer hergestellt, und die umsichtige österr. Regierung spart keinen Aufwand, um die Frequenz dieses schon von der Natur sehr begünstigten Badeortes immer lebhafter zu machen.

Daß eine solche Gegend, wie die Gasteins, eine Menge der interessantesten Ausflüge darbietet, läßt sich voraussetzen. Freilich gehört ein rüstiger Körper und zu manchen auch ein schwindelfreier Kopf und überhaupt ein Mensch dazu, der sich, zufrieden mit dem Hochgenuß der gewaltigen, großen Natur, über physische Bedürfnisse und die Forderungen der gewohnten Bequemlichkeit hinwegzusetzen weiß. Eine der schönsten, wenigstens die besuchteste Parthie ist die das Gasteiner Thal hinauf in das Innere der Gebirgswelt. Eine Viertelstunde hinter dem Wildbad, wo die Katarakten toben, verschwindet aller Lärm; ruhig gleitet die Ache in meandrischen Windungen durch den Teppich des Grundes; ernster und grauer ragen die Berge in die vegetationslose Luftregion empor, ihre Stirn schon starkgefurcht mit Schnee; nur die untersten Gehänge haben noch Holzung. Aber nicht lange währt diese Stille; bald ertönt wieder, dem Pluto dienend, Hammerschlag und stampfendes Pochwerk. Die Ache, obschon immer kleiner werdend, rauscht wilder über die Gneissblöcke, ein Sturz wird mächtiger als der andere und ihr Donner erfüllt die steile Schlucht, in welche sich allmählich das Thal verwandelte. Dann erweitert es sich wieder, es wird abermals stille und man wird vom Frieden der Hochalpen empfangen. Alles Pochen und Hämmern hat sich von der Oberwelt in unterirdisches Dunkel zurückgezogen, das habsüchtige Leben und Treiben der Menschen kroch in der Berge Bauch. Nur der kreisende Adler ruft dich aus deiner Betrachtung zuweilen auf, oder das Rauschen der flüchtigen Gemse. So gelangst du zur Urgebirgswelt, wo du neue, andere Züge siehst. Kein Baum oder Strauch verbirgt mehr den nackten Fuß der Bergriesen; nichts lebt, als die Bäche, die den Gletschern und Schneefeldern entstürzen, die dich von allen Seiten umringen; nur zwei oder drei einzelne Sennhütten trifft du noch an, die, aus zusammengeschichteten Gneissplatten aufgerichtet und an Felsen derselben Steinart gelehnt, kaum bemerklich werden. Ein nobler Kranz von Eisfirnen bildet die Strahlenkrone des Thals. — Hier stehst du am Ende deiner Tour, wenn du nicht Alpenstock und Klettermuth mit dir nahmst; denn die Spitze des Thals verschließt die hohe Felswand, aus deren Spalten zur Seite die Bäche herab stürzen, deren Vereinigung die Ache bildet, welche bisher dir Führerin und Begleiterin war. Willst du noch höher hinauf zu dem Kreuze des Rathhausbergs mit dem Ausblick über die Alpenhochwelt und hinab in

Stadt-
bücherei
Elbing

RIO JANEIRO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

das Gebiet der Drau und in die Thäler Kärnthens; so mußt du einen sehr steilen und vielfach gewundenen Pfad steigen und darfst die Anstrengung eines dreistündigen Kletterns nicht scheuen. —

Am reichsten wird dem Botaniker die Mühe vergolten, und ist ein solcher dein Begleiter, so sey gewiß, daß du ihn bald verlierst. Wie einen Jagdhund, der die Spur eines Wildes aufgefunden und derselben unablässig folgt, ohne auf den Ruf des Herrn zu hören, so siehst du ihn von Klippe zu Klippe klettern; die Müdigkeit aber, die er vor wenigen Augenblicken noch auf der bequemen Straße klagte, ist verschwunden; er sieht und hört nicht mehr. Zum erstenmale erblickt er die Fülle einer ihm bisher nur dem Namen und der Beschreibung nach bekannt gewordenen Pflanzenwelt, und er stürzt von Blüthe zu Blüthe, gleichsam besorgt, daß sie vor ihm eine hungrige Gemse erspähen möchte, oder die nach Alpenweide lüsternen Thiere des weidenden Senners. Nicht eher wirst du deinem Freunde wieder begegnen, als am Rande des ewigen Eises, die letzten Gaben sammelnd, die dort Flora dem Glücklichen in den Schoos wirft.

CCCXXV. Rio Janeiro.

Brasilien ist die einzige Monarchie in der neuen Welt, und die Ehre, eine fürstliche Residenz zu seyn, hat unter den amerikanischen Städten Rio Janeiro allein. Es liegt unterm 29. Breitengrade an einer der schönsten Bayen der Welt, umgeben von einem Panorama von Bergen, dessen hinter einander sich aufthürmende Gipfel bei hellem Wetter in einer Entfernung von 20 Seemeilen dem Schiffer sichtbar werden. Die zunächst der Stadt gelegenen sind steil, und auf ihnen sitzen, wie Adlernester, Warten, Klöster, das Observatorium und 2 kleine Kastelle. Einige von Gärten und üppigen Zucker- und Caffeepflanzungen umgebene Dörfer und Flecken beleben die entfernteren Punkte der Bucht. Quer vor dem Hafen und denselben schützend, liegt ein kleines, schmales Felseneiland, — die Schlangeninsel, (Cabras) und erst, wenn man dasselbe umschifft hat, genießt man die volle Ansicht der Stadt, welche mit ihren vielen Palästen, den kaiserlichen Schlössern, den Klöstern und Kirchen über einen Mastenwald hervorragt. Die weiße Farbe der Gebäude macht, daß sie sich von dem dunkeln Hintergrunde der Berge grell ab-

hebt. Glocken ertönen auf verschiedenen Punkten, die Kanonen der Batterien salutiren, es knallen Böller auf den Höhen, und Raketen zu Hunderten zischen von Zeit zu Zeit in die Luft. Hier ist alle Tage Feiertag; denn jeder Tag hat seinen Heiligen, der von einem Kloster, oder einer Congregation fetirt wird.

Die großen Erwartungen, welche das Aeußere von Rio anregt, löst sein Inneres in Täuschung auf. Statt der regelmäßigen, prachtvollen Straßen und großen Plätze, womit die Phantasie die Kaiserresidenz des Westens freigebig ausstattete, findet man meistens enge, übelriechende Gassen, in denen der Unrath sich so lange anhäuft, bis ihn ein Regenguß fortschwemmt. Die Trottoirs sind schmal und ärmlich, und der Fußgänger ist immer in Gefahr, durch die vorbeistreifenden Räder der Fuhrwerke gefaßt, oder doch beschmutzt zu werden. Die Marktplätze sind elend; schmutzige Buden stehen ohne Ordnung umher, in denen Gemüse und Früchte ꝛc. zum Verkaufe ausgestellt sind. Die schönste, breiteste Straße ist die Rua direita, und da, aus dem Fenster eines der vielen Kaffeehäuser in derselben, kann man das äußere Leben und Treiben gemächlich beobachten. — Man erkennt bald, daß die Residenz in Rio null und der Handel Alles ist. Geschäftsleute von allen europäischen Nationen mit dem in sich gekehrten, rechnenden Blick eilen auf den Trottoirs hin, bald da, bald dort an den lässig und faul dahin schlendernden freien Schwarzen stoßend, oder an den gemächlich vor seiner Thür die Cigarre schmauchenden portugiesischen Krämer. Dann und wann stolzirt ein Offizier vorüber mit wichtig thuender, hochmüthiger Miene, gefolgt von einem uniformirten Neger, seinem Bedienten. Caleças (Kaleschen) und Seges (Karriolen), von Maulthieren gezogen, rasseln vorbei unter dem Fluchen und Anspornen ihrer grimmassen-frohen Treiber, und dann und wann kommt eine glänzende Karosse, 2 schwarze goldverbrämte Diener hinten auf, auf dem Bock ein Kerl mit einer ungeheuern Peitsche, hohen Courierstiefeln mit schweren Absätzen, ungeheuern plattirten Sporen, glasirtem Lederhut mit tellergroßer Kokarde und schwankendem Federbusch. Züge von Sklaven, Afrika's unglückliche Kinder, durch eiserne Halsbänder und Ketten von 10 bis 12 Fuß Länge an einander geschmiedet, trotten, angetrieben von der Peitsche ihres Führers, still und verdrossen, mit Körben voll Kaffee und Zucker auf dem Kopfe, dahin; ein anderer Zug folgt, blühende Mädchengestalten, die den traurigen Klang der Eisen durch Gesänge zu übertönen suchen, Lieder aus ihrer Heimath. Jedem Sklavenhaufen folgt außer dem Treiber immer ein Soldat mit gezogenem Pallasch. — Schnell und leicht bewegt sich ein hübsch aufgeputzter Palankin daher, getragen von trabenden Schwarzen; er hält vor dem glänzenden Laden eines Pariser Marchand de Modes, eine farblose, mit Juwelen bedeckte Hand schiebt den Vorhang zurück, hastig öffnet der Verkäufer die weiten Glaspforten seines Tempels und verbeugt sich tief gegen die eintretende Dame. — Zischend fährt auf einmal eine Rakete auf und unter dem Gelächter eines Schwarms von Negerknaben platzt ein Bündel Schwärmer. — Behaglich tappt ein dicker, aufgedunsener Priester daher, die kleinen Satyraugen unter einem breiträndigen, an

den beiden Seiten aufgestülpten Hut umherwerfend. Er trägt einen langen, weiten, seidenen Rock, zusammengehalten mit einem gewaltigen Strick, der ihm in Form einer Quaste den Rücken hinabfällt; dazu schwere, plumpe Schuhe mit ungeheueren silbernen Schnallen. Hart hinter ihm her trippelt der junge brasilianische Dandy. Er zählt noch nicht 14 Jahre; aber er ist gekleidet wie der Pariser Stutzer von fünf und zwanzig. Ehrfurchtsvoll folgen ihm in abgemessener Ferne 2 Diener, bedeckt mit Goldbrokat. Dann kommen schwarze Wasserträger, nackte, widerwärtige Gestalten; und die nächste Figur ist jene hagere Gestalt mit dem langen, scharf ausgeschnittenen Gesicht und der Weltherrenmiene, der man überall auf Erden begegnet. Am Arm des Britten geht ein stattlicher, wohl aussehender Mann, in dessen rundem Gesichte der Bonvivant ausgeprägt ist, dem der liebe Gott die Welt nur um des Genusses willen geschaffen hat. Er trägt einen aufgestülpten Hut mit Straußfedern, einen breitgeschnittenen Frack, eine Weste mit geräumigen Taschen, zierlich ausgenähete Beinkleider, die, wie das Uebrige, schwarz und am Knie über ein paar rothseidenen, gewirkten Strümpfen zugeschnallt sind. Ein paar lackirte Schuhe mit großen Schnallen, auf welchen farbige Steine funkeln, Manschetten von Spitzen, schwarzseidene Handschuhe und ein Rohr mit schwerem, goldnem Knopfe vollenden den Anzug. Don Gonzalo, Mitglied des Congresses, geht eben zur Sitzung. —

Nächst der Rua direita sind die Rua D'Ouvidor und D'Ourives (wo die Goldschmiede und Juweliers ihre Magazine haben), die besuchtesten und schönsten. — Die Bauart in Rio ist im Allgemeinen tüchtig. Die Häuser sind massiv, zwei Stockwerke hoch, rauh beworfen und weiß getüncht. — Bei der Milde des Klima's (denn Rio liegt unter'm tropischen Erdgürtel!) kennt man das Bedürfniß künstlicher Erwärmungsmittel nicht, also auch keine Kamine. Die Dächer sind platt, wie in Italien. Die Fenster des zweiten Stocks nehmen die ganze Zimmerhöhe ein und öffnen sich auf eisernen Veranda's, wo der Hausherr, beschattet und angefächelt von der Zugluft, den ganzen Nachmittag mit der Cigarre im Munde des Müssiggangs pflegt. Decken und Wände sind meistens getäfelt. — Architektonische Werke von großer Schönheit besitzt Rio nicht. Die Paläste sind plump und geschmacklos; deren Erbauung fällt meistens in die Zopfzeit des vorigen Jahrhunderts. Theater, Opernhaus, die großen Hotels sind mehr geräumig, als schön. Kirchen gibt es einige 40 in Rio; voller Ungeschmack von außen und innen, voller Vergoldung, Schnitzerei und Schnörkelei ohne Kunstwerth. Viele aber besitzen einen großen Schatz an Juwelen, silbernen Gefäßen und Statuen von Heiligen. Die Hauptkirche, San Francisco de Paulo, ist ein ungeheueres Gebäude, ganz überladen mit schlechten Verzierungen. Doch schön sind die Glasmalereien der Fenster, obschon sie nicht der höchsten Blüthezeit der Kunst angehören. In dieser Kirche werden unaufhörlich Todten-Messen gelesen, bei welcher Gelegenheit die Frommen auf Teppichen und Matten knieen, schweigend Perle um Perle an ihrem Rosenkranz um die Ruhe der Abgeschiedenen abzählend. Zu den Katakomben unter der Kirche führt eine Treppe von 60 Stufen. In diesem schauerlichen Tempel des Todes, den das Licht der an den Gräbern gestifteten ewigen Lampen erleuchtet, sieht

man eine Menge Sclaven beschäftigt, die Ruhestätten ihrer Herren zu schmücken. Große Urnen, die die Asche der Todten enthalten, sind in langen Reihen unter Baldachinen von rothem und schwarzem Sammet, die mit goldenen Franzen oder breiten Borden besetzt sind, aufgestellt. In der ganzen Länge und Höhe der Seitenmauern des Gewölbes befinden sich Löcher, jedes groß genug, um einen Sarg fassen zu können. In ein solches wird der Neuankömmling geschoben und die Oeffnung mit Kalk verstrichen. So bleibt der Sarg 2 Jahre stehen. Dann wird die Leiche herausgenommen, verbrannt und die Asche in einer Urne beigesetzt.

Der Brasilianer hat in seinem Benehmen noch vieles vom Ceremoniellen des vorigen Jahrhunderts, da dieß seiner Bequemlichkeit am meisten zusagt. Die Fremden klagen über kalte Aufnahme und Ungastlichkeit in Rio. Leute, die längere Zeit in der Hauptstadt lebten, schildern die Männer als eine träge, indolente Raçe, blos dem Genuß lebend, fremd höhern Bestrebungen, und sehr selten mit den wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet, die man in Europa bei jedem Gebildeten voraussetzt. Artigkeit, Liebenswürdigkeit und Feinheit im Umgange sind hingegen in den höhern Damenzirkeln auch hier allgemeine Zierden. In Musik und Tanz gelten sie als Meisterinnen; Conzerte sind ihre gewöhnliche Unterhaltung. Die Brasilianerin ist stark brünett, mit schwarzen, glühenden Augen, und obschon zum Embonpoint geneigt, ist sie doch leicht und graziös in ihren Bewegungen. Wie in allen tropischen Climaten heirathen die Mädchen hier sehr früh; im 12. Jahre Hausfrau und Mutter zu seyn, fällt in Rio nicht auf.

Das größte Bauwerk in der Nähe von Rio und zugleich das bedeutendste in ganz Südamerika ist eine Wasserleitung, die aus einer Entfernung von 1½ Stunden vortreffliches Trinkwasser auf einem Aquaedukt, römischen Baustyls, zur Stadt führt. Er kostete über 1 Million Dukaten.

Rio Janeiro, das jetzt 100,000 Einwohner zählt, prangt zwar mit einer Universität, einem großen botanischen Garten, Sternwarte, Museum, naturhistorischen und artistischen Sammlungen und einem zahlreichen, gut besoldeten Lehrercollegium ꝛc.; aber die Leistungen aller dieser Anstalten sind sehr gering. — Der Handel ist's, der hier alle Welt mehr oder minder in seinen Kreis zieht. Jede Handelsnation der Erde hat in Rio unter ihrem Consul eine kleine Colonie. Die Basis der Geschäfte ist der Produktenreichthum Brasiliens zur Ausfuhr nach Europa: — die Diamanten, das Gold und Silber der Minen, — vor allem aber Kaffee und Zucker. Die Cultur dieser beiden Artikel hat in den letzten 2 Jahrzehnten unglaublich zugenommen, und die vorjährige Ausfuhr von Rio betrug an 16 Millionen Piaster.

Stadt-
bücherei
Elbing

MAYLAND

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

CCCXXVI. Mailand.

Ich führe dich in Gedanken auf den gepriesenen Hügel von Brianza (an der Straße von Bellaggio nach Mailand), und wir besteigen den alten Glockenthurm, welcher im Mittelalter die Bewohner der Gegend zu den Comitien rief. Rückwärts glänzen die Alpen und zu deinen Füßen rauschen die Fluthen des Comersees, in dessen langen Armen die Landschaft ruht, die man das Paradies der Lombardei genannt hat. Ungehindert schweift der Blick südwärts über die weite Ebene, welche Städte und Dörfer, Weiler und einzelne Wohnungen bedecken. Zunächst liegt Monza mit seinen Parks und Schlössern, und die von da nach Mailand führende erste Eisenbahn Oberitaliens, das rege Leben auf derselben, dazu die Menge Frachtwagen, die Maulthierzüge, die vielen Reisenden auf allen Landstraßen ꝛc. ꝛc. deuten die große Stadt an, welche dein Auge vergeblich sucht. Da hebt ein Hauch der Alpen den Schleier, der sie bisher verhüllte, und mit einem Male ist dir ihr prächtiger Anblick geöffnet. Umgeben von einem Wald von Klöstern und schloßartigen Villen prangt das thurmreiche Mailand, zwischen blühenden Gärten seine unermeßlichen Arme ausstreckend, deren Fingerspitzen die nächsten Flecken und Dörfer bilden. Von Strecke zu Strecke scheint es sich unter dem Gewölbe der Bäume zu verlieren, um mit seinen breiten Häusergruppen nur um so imposanter wieder hervorzutreten.

Der Weg von Brianza ist werth der Hauptstadt des obern Hisperiens. Das ganze Land ist wie ein Gesang der Georgica: so schön, heiter und voller Harmonie. Ein weiches, duftiges Licht umhüllt alle Dörfer, kleine Flüsse benetzen sie, von allen Hügeln steigen Pinienhaine herab, prächtige Villen entschleiern sich von Zeit zu Zeit inmitten der Gärten und auf den Gipfeln der fernen Berge luftige Klöster wie Gedanken des Himmels. Segnender Friede herrscht auf der lombardischen Ebene, und ihre einst feindlichen Städte theilen sich im friedlichen Genuß der Güter. Ueberall erfreut den Reisenden das Bild der höchsten Cultur. Die rankende Rebe schlingt sich um jeden Fruchtbaum, und die Erde in seinem Schatten ist mit Getreide, Reis und Gemüse bedeckt. Alle Felder sind mit grünen Hecken eingefriedigt, die ihnen das Ansehen von lauter Gärten geben, und gebahnte Pfade winden sich zwischen ihnen hin. 20 bis 30 Miglien um die Hauptstadt wiederholt sich dies freundliche Bild. Sie selbst aber verkriecht sich, je näher man ihr

kömmt, und das Häusermeer verschwindet hinter dem grünen Kranze bis auf die hervorragenden Kuppeln und Thürme und den Dom, dessen ungeheuere Masse alles andere beherrscht. Eine Säule an der Grenze der Stadtmarkung trägt die Inschrift Milano. Freudig pocht das Herz, wenn man den Namen liest. Bald hält man vor dem colossalen Bogen des Weltstürmers, vor Napoleons **Arco del Sempione**, dem schönsten Thore Mailand's.

Mailand ist eine sehr alte Stadt. Sie wurde gegründet ungefähr 400 Jahre vor Christi Geburt von Galliern, welche die Tusker am Ticin überwunden und vertrieben hatten. Sie war der Hauptort des Volkes der Insubrer und schon zu Polybius Zeiten groß. Trajan erhob sie zu einer römischen Munizipalstadt, und frühe ward sie berühmt als Wiege der Wissenschaft und Kunst. Das Christenthum schlug in Mailand Wurzel schon zur Apostelzeit, der heil. Ambrosius zierte den erzbischöflichen Stuhl, der nämliche, welcher einst mit heroischer Kühnheit dem Kaiser Theodosius den Eingang in seine Kirche verwehrte, bis er öffentlich Buße gethan habe für den im Zorne an Einwohnern der großen Antiochia verübten Mord. Der Kaiser würdigte den Eifer des heiligen Mannes, that Buße und ehrte ihn mehr als zuvor. — Nach der Theilung des Weltreichs war Mailand zuweilen die Residenz der römischen Imperatoren, und es rivalisirte mit der Siebenhügelstadt selbst an Größe, Pracht und Zahl der Bewohner. Attila, der Verwüster, plünderte und verbrannte auch Mailand (um 450); Belisarius eroberte es wieder; 539 nahmen es die Barbaren zum zweitenmale. Longobarden behaupteten seinen Besitz, bis Karl der Große sie vertrieb. Zur Carolinger und in späterer Zeit blühte Mailand unter seinen Erzbischöfen, welche, im Mittelalter sich dem päpstlichen Ansehen widersetzend, als Häupter der Ghibellinen angesehen wurden. — Kaiser Friedrich der Rothbart hatte an Mailand einen entsetzlichen Schimpf zu rächen. Bei einem Aufstande der Bürger hatten diese seine Gemahlin gefangen genommen und genöthigt, auf einem Esel, verkehrt, den Schwanz statt den Zaum haltend, durch die Stadt zu reiten. Ja, der höhnende Uebermuth ließ die Scene in Marmor meißeln und als Gruppe auf öffentlichem Markte aufrichten. Schrecklich war des zornigen Barbarossa's Strafe für die erlittene Schmach. Nachdem er Mailand bezwungen hatte, ließ er alle Einwohner mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den Thoren hinaus peitschen, die herrliche Stadt plündern und der Erde gleich machen. Erst im Jahre 1171 erlaubte er, auf die Fürbitte des Papstes, ihren Wiederaufbau. Sie gelangte bald wieder zur Blüthe. Im 13ten Jahrhunderte schwang sich, während den Wirren des Reichs, das Haus Turriani zur Herrschaft über die Stadt empor, bis im Jahre 1313 Matthias Visconti jenes Geschlecht vertrieb. Dessen Enkel erhielt vom Kaiser die herzogliche Würde. Die Visconti erloschen schon 1402. Franz Sforza, eines Bauern Sohn, schwang sich unter den Stürmen jener Periode zum Herzoge empor, und von ihm stammen jene Fürsten, deren kriegerischer Muth und hoher Geist so vielen Einfluß auf die Schicksale Italiens gehabt haben. In späterer Zeit bemächtigte sich Frankreich, seine Erb-

ansprüche geltend machend, zweimal Mailand's; Franz I. aber verlor es wieder durch die Schlacht von Pavia, die ihm zugleich die Krone und die Freiheit raubte. Zum drittenmal fiel es Frankreich in die Hände im Jahre 1734, und Napoleon erwarb es erst der Republik, dann seinem Kaiserreiche. Mit des Eroberers Sturz kam es an das Haus Oesterreich zurück, unter dessen Herrschaft Mailand, als Hauptstadt des lombardisch-venetianischen Königreichs, fortblüht. Man schätzt die gegenwärtige Einwohnerzahl auf 170,000, ohne die Fremden. Die Anzahl der letztern muß nothwendig groß seyn an einem Orte, welcher der erste ist, der den Reisenden für längere Zeit fesselt, er mag nun über den eisigen Gotthard, oder über das Stilfser Joch, oder über die Simplonstraße nach dem Lande der Hesperiden wandern.

Das Innere Mailand's zeigt auf den ersten Blick, daß der Reichthum der lombardischen Ebene hier seit Jahrhunderten zusammenfließt und bewahrt wird. Die Hauptstraßen (Corsi genannt,) sind breit, regelmäßig, voller Paläste; aber auch die Wohnungen in den engern, winklichen Nebenstraßen sind groß und stattlich. Viele der öffentlichen Gebäude und die meisten der 80 Kirchen sind schöne Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst. Antike Ueberreste, an denen Mailand einst so reich war, sieht man fast nicht mehr; sie gingen bei der Schleifung der Stadt durch Barbarossa mit unter. Das einzige Bedeutende, was aus der Römerzeit noch übrig ist, sind sechzehn Säulen eines dem Herkules geweiheten Tempels in der Kirche San Lorenzo.

Der Stadt größte Zierde ist der Dom; von den Mailändern das achte Wunderwerk der Welt genannt. Er ist, nach der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London, der größte Tempel der Christenheit, und übertrifft jene beiden an Herrlichkeit und Pracht. Dieses Riesengebäude von weißem Marmor ist 454 Fuß lang, 270 Fuß breit, und das Hauptgewölbe hat eine Höhe von 232 Fuß. Dach und Kuppel zieren acht und neunzig gothische Thürmchen. Der Dom bedeckt einen Flächenraum von 3100 Quadratklaftern. Sein Inneres theilt sich in 5 Schiffe, getragen von 52 Riesenpfeilern, von denen die 26 mittlern 108 Fuß hoch sind und 9 Fuß im Durchmesser haben. Die Perspektive nach dem mit vortrefflichen Glasmalereien geschmückten Chor macht eine großartige Wirkung. Kanzeln und Chorstühle sind von kunstvoll ziselirtem Erze. Ein magisches Licht dringt durch die hohen, mit durchbrochenen, reichen Ornamenten versehenen und mit Spitzbögen geschlossenen thurmhohen Fenster und durch die im Kreuze befindlichen Rundfenster in die heiligen Hallen, welche mit mehr als 4000 Bildsäulen ausgeschmückt sind. In der Mitte des lateinischen Kreuzes, welches die Grundform des Tempels ist, erhebt sich auf 8 Spitzbögen, wovon jeder mit 15 Bildsäulen geschmückt ist, eine achteckige Kuppel, und über dieser eine durchbrochene Pyramide, deren Gesammthöhe, vom Boden der Kirche an, 335 Pariser Fuß beträgt. —

Der Dombau, der noch unvollendet ist, wurde im Jahre 1386 angefangen und fast 200 Jahre mit kurzer Unterbrechung fortgesetzt. Napoleon führte ihn, mit einem Aufwande von vielen Millionen, dem Ziele nahe. Unter der jetzigen Regierung werden monatlich 6000 Gulden zum Ausbau verwendet. — Deutsche Baumeister haben den Plan zum Mailänder Dome entworfen und ihn auch in den schwierigsten Bauperioden geleitet. Schade nur, daß spätere, fremdartige Zusätze, in römischem Style, die Einheit und Harmonie stören. Obschon man in neuerer Zeit das Unschickliche der Vermengung einsah, war es doch zu spät und nichts mehr zu ändern. Man berechnet, daß der Bau des Doms nach jetzigem Geldwerthe 13 Millionen Ducaten kostete. — Die Schätze der Kirche, welche ihr ein besonderes Glück durch alle Wechsel der Herrschaft und alle Zeitstürme gelassen hat, sind außerordentlich. Silber, Gold, Perlen und Edelgesteine machen sie zur reichsten in Italien. Unter den colossalen Statuen von massivem Silber sind auch die des Ambrosius und Carlo Borromeo, jener nicht nur heiligen, sondern auch wahrhaft großen Männer, die zugleich Wohlthäter des Landes und der Menschheit waren.

Rasch eilen wir an den übrigen Hauptsehenswürdigkeiten Mailands vorüber. — Die Basilika des heiligen Ambrosius (von diesem Kirchenvater selbst im 4ten Jahrhunderte auf den Ruinen eines Minerventempels erbaut, und von Barbarossa bei der Schleifung der Stadt geschont), ist eine der ehrwürdigsten und ältesten Kirchen der Christenheit, und ihre Denkmäler sind eben so merkwürdig durch die Zeit, der sie angehören, als durch die Kunst und die Personen, denen sie galten. Am Sarge des Stilicho gedenken wir des Wallensteins der Vorzeit. — Voll schmerzlicher Ehrfurcht treten wir in das Refektorium der Dominikaner und vor jene berühmte Wand, die das Herrlichste weihet, was die Malerei zu allen Zeiten hervorgebracht hat. Leonardo da Vinci's Abendmahl des Herrn ist leider! ganz verblichen und eilt von Jahr zu Jahr seiner gänzlichen Zerstörung unaufhaltsam entgegen. — Auch alle übrigen Kirchen sind theils wegen ihrer Bauart, theils wegen ihrer Kunstschätze sehenswerth. — Unter den weltlichen Gebäuden gebührt ein Besuch zuerst dem **Palazzo delle Scienze e arti** (sonst Jesuiten-Collegium), in dessen untern Räumen die reich dotirten höhern Schulen für gemeinnützige, künstlerische und gelehrte Bildung sich vereinigen. Die obern Säle enthalten eine Bibliothek von 100,000 Bänden, welche jedoch nicht so reich ist, als die Ambrosianische. Diese hat längst Weltberühmtheit erlangt. Sie besitzt 80,000 Bände, die seltensten Druckerstlinge aller Länder und 15,000 Handschriften; letztere machen eine noch immer unerschöpfte Fundgrube für die Bereicherung der classischen Literatur aus. — Die Gemäldesammlung im königlichen Palast ist

---

*) Morghen's treffliche, in Kupfer gestochene Copie jenes Gemäldes ist in den Händen aller Kenner. Ein noch höheres Ziel, was geistiges Erkennen und Wiedergeben betrifft, erstrebt Wagner in seinem Stiche der Cena, welcher diesen deutschen Künstler seit Jahren beschäftigt.

eine der wichtigsten in ganz Italien; ihr Hauptschatz, Raphael's Verlöbniß der Maria, wurde durch den kostbaren Stich Longhi's auch dem größern Publikum bekannt. Die königliche Münzsammlung und jene im Pallaste Tivulzio gehören zu den vollständigsten der Welt; und von Privat-Kunstsammlungen und Bibliotheken (viele der letztern außerordentlich reich und noch lange nicht hinlänglich durchforscht,) sind einige dreißig berühmt und den Fremden leicht zugänglich. Von dem regen wissenschaftlichen Sinne in der höhern Mailänder Gesellschaft geben eine Menge Anstalten und Vereine Zeugniß, deren Zweck ist, Kunst und Wissen zu befördern. Unter den Lehranstalten zeichnen sich noch aus: die beiden Lyceen mit reichen Sammlungen; das große Seminar zur Bildung von Priestern; das musikalische und das Kunst-Institut; das Cadettenhaus und das von der Gräfin Torelli-Guastalla gestiftete weibliche Erziehungs-Institut. — Keine Stadt Italiens ist so reich an gemeinnützigen Stiftungen und Anstalten der Wohlthätigkeit. Das große Hospital für 4000 Kranke und Arme ist das magnifikeste und am besten eingerichtete in Europa, und besitzt das königliche Einkommen von einer halben Million Gulden. Das Hauptlazareth, das Taubstummeninstitut, das Findelhaus und viele andere sind Prachtwohnungen für das Elend, und das Zuchthaus und das Leihhaus (MONTE DI STATO) wetteifern in architektonischer Schönheit mit den Privatpalästen, welche letztere auch meistens Schätze der Kunst bewahren. — Zehn Theater zählt Mailand, von denen das **della Scala** das größte in ganz Oberitalien ist. Es faßt 15,000 Zuschauer. Seine innere Einrichtung ist dem Aeußern angemessen. — Der Vicekönig wohnt nicht im alten königl. Palaste, sondern in einem kleinern, der neuen Residenz, die anmuthig am großen Corso liegt, auf dem an schönen Tagen des Mailänders leidenschaftliche Liebe für glänzende Equipagen den Fremden ein glänzendes Schauspiel bereitet. Vom Corso bewegen sich die unabsehbaren Carossenzüge durch die von Alleen durchschnittenen Rasenplätze, welche die Caserne umgeben, in welche sich der uralte Palast der Visconti und Sforza verwandelt hat. — Boulevards und Corsi am östlichen und am römischen Thore sind die Lieblingspromenaden der Mailänder Damenwelt, und an Festtagen mischen sich alle Stände in den **Giardini publici**, den öffentlichen Gärten, durch einander, das Vergnügen aufzusuchen. Diese Gärten sind geschmackvolle Anlagen mit Restaurationen, Ballsälen und Bädern, und des Abends werden sie oft auf das prächtigste erleuchtet. Außerhalb der Stadt ist Napoleon's Circus zu Wettrennen und öffentlichen Spielen, mit Sitzen für 30,000 Zuschauer, sehenswerth.

Mailand gilt als der Vereinigungspunkt der Elite der lombardischen Gesellschaft; die größten Grundbesitzer haben hier ihre Paläste, und das Höchste, was das Land an Rang, Würde und Bildung hat, findet sich wenigstens auf einige Monate des Jahrs hier vereinigt. Der gesellige Ton ist gut; der Fremde von Bildung ist in den höhern Kreisen gerne gesehen und findet leicht Eingang. In den mittlern Ständen herrscht durchgängig Wohlstand und häufig ist großer Reichthum bemerklich.

Mailand war von jeher die Wiege großer Männer, und den ihm schon in der Cäsarzeit beigelegten Namen „Neu-Athen" führt es mit einigem Rechte. Virgil studirte, Valerius Maximus, Statius, Virg. Rufus, Lanfranco, Alciat, Cardone, P. Lechi, P. Porta, Beccaria, Frisi, Varrini u. v. a. Koryphäen der Wissenschaft lehrten dort, oder wurden dort geboren; Helden auch und viele Fürsten der Kirche gingen hervor aus der Mitte seiner Bürger.

Das Klima Mailand's ist im Ganzen sehr gesund, die Luft, obschon etwas feucht, doch fast immer heiter; Wiesen und Gründe prangen das ganze Jahr im frischen Grün des Frühlings. Leicht trägt die Zeit den Bevorzugten, welcher, den äußeren Sorgen entrückt, hier frei seinen Aufenthalt wählen kann, auf ihren Schwingen, und wenn ihm der Lebenstraum hier nicht zu einer Wirklichkeit voller Genuß wird, so ist's nur seine eigene Schuld.

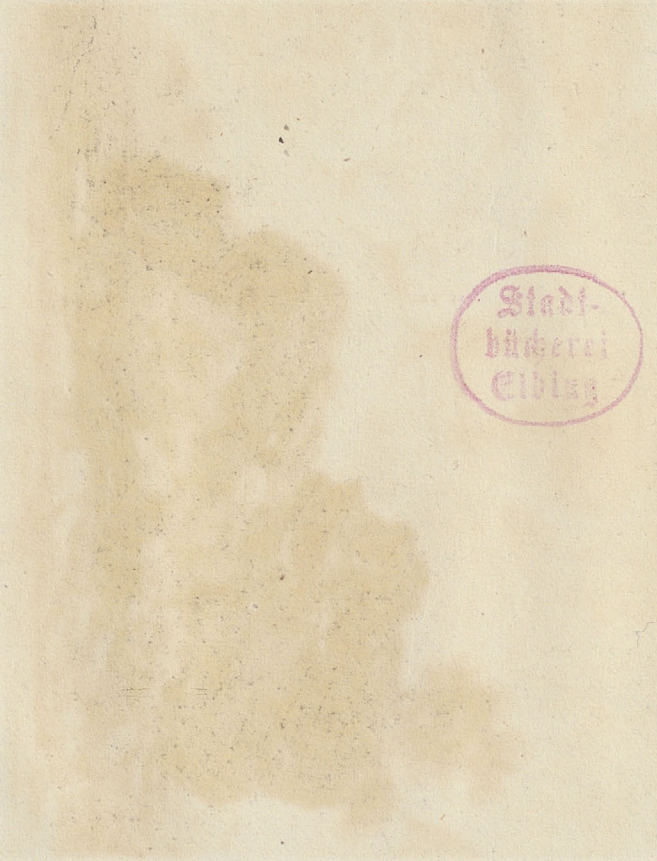
CCCXXVII. Die Riesenburg in der fränkischen Schweiz.

Ehedem gab es zwei Classen von Menschen, welche das Privilegium langer Festtage genossen: die Großen nebst den sehr Reichen, und die ganz Armen. Jene ließen andere für sich arbeiten, faullenzten und commandirten; diese überließen auch andern die Anstrengung, faullenzten und bettelten. Die freie Kunst der Bettelei hat ihre Freiheit verloren; sie führt ihre Adepten in's Zuchthaus; Reichthum, Geburtsrang, hohe Würde und hohes Amt aber, — wenn wir die Glücklichen im Himmel der Höfe ausnehmen, — haben auch nachgerade aufgehört, Sinecuren zu seyn. Der Bauer allein blieb unter der zersetzenden und verändernden Sonne der Zeit der alte; er schwitzt noch wie sonst hinter'm Pfluge, baut noch das Brod, das Andere essen, und der Ruhetage sind ihnen nicht mehr, der Frohntage nicht weniger geworden. Gewonnen aber hat der Tiersetat, der Stand der wohlhabenden Bürgerklasse und die Mittelschichten der Beamtenwelt, welche einen weit größeren Antheil an Lebensgenuß erhalten haben und deren Festtage sich mehren, deren Canikularien wachsen mit jedem Jahrzehend. Wer dieß bezweifeln will, der blicke nur hin auf die jährlich wachsenden Pilgerschaaren, welche den berühmtern Gegenden unsers Vaterlandes zuwandern, und auf Bergen und in Thälern das Vergnügen suchen so emsig, wie der Jäger das Wild; oder er sehe die Hunderttausende auf der Rhein- und Donaufahrt, das Gewimmel auf den Eisenbahnen und die Myriaden in den Bädern, wo die größere Zahl der Kurgäste nichts will und nichts sucht, als Freude und Genuß in pikanteren Formen.

DIE RIESENBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers


Stadt-
bücherei
Elbing

Stadt-
bücherei
Elbing

SWANSEA IN ENGLAND

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Unter die reizendsten und angenehmsten Gegenden Deutschlands, welcher die Besucher zu Schaaren herbeiziehen, gehört auch jene, von welcher unser Stahlstich einen der gepriesensten Punkte darstellt. Die fränkische Schweiz, zwischen Baireuth und Bamberg, nimmt einen Flächenraum von etwa 3 Geviertmeilen ein, von welchem Muggendorf den Mittelpunkt bildet. Es ist keine Schweiz mit Alpen, vor deren Größe der winzige Mensch erschrickt; üppige Wiesen, fruchtbare Felder, malerisch unter Bäumen halbversteckte Dörfer, krystallhelle Berggewässer, Felsen und Felsthäler, die Wunder der Stalaktidenbildung in den unterirdischen Höhlen, Burgruinen und Schlösser, fröhlicher Gesang der Vögel, und ein derbes, verständiges, in seinen Sitten noch einfaches Völkchen: dieß sind die Elemente des Vergnügens, welche den Reisenden in der fränkischen Schweiz erwarten.

Die Riesenburg ist die schönste Felsparthie dieser merkwürdigen Gegend. Sie bildet ein natürliches Thor, ähnlich einem ungeheuern Triumphbogen. Man erklimmt auf Leitern ihre Zinne, von der man einen köstlichen Ausblick in das wild-romantische Thal genießt.

CCCXXVIII. Swansea in Wales.

Seit 2 Jahrtausenden ist England der große Marktplatz für Zinn; seit einem halben Jahrhundert ist es der für Blei; seit zwei Jahrzehnten auch für Eisen und Kupfer. Der verständige Spekulationsgeist der Britten hat die verborgenen Schätze des Landes dermaßen auszubeuten verstanden, daß z. B. die Minen von Cornwallis jetzt allein mehr Kupfer liefern, als alle Bergwerke der übrigen Welt zusammen. In den letzten fünf Jahren wurden durchschnittlich 300,000 Zentner Gaarkupfer gewonnen, im Werthe von 18 Millionen Gulden.

Sechzig Millionen Zentner Erze werden jährlich in den verschiedenen Gruben durch 36,000 Bergleute gefördert, und diese ungeheuere Quantität wird auf mehr als 1000 Schiffen nach der an der Küste von Wales, inmitten der reichsten Anthrazith- und Steinkohlendistricte gelegenen Stadt Swansea verschifft, um da in den Hüttenwerken verschmolzen zu werden. Bevor die großartigen, metallurgischen Gewerbe in Swansea aufkamen (denn nicht blos geschmolzen wird hier das Kupfer; auch dessen Verarbeitung zu Schiffböden, Kesseln, Geschirren ꝛc. ꝛc. wird in kaum glaublicher Ausdehnung getrieben!) war der Ort ein kleiner Flecken, von armen Fischern und Kohlenhändlern bewohnt; jetzt hat er 21,000 Einwohner und ist eine der schönsten und reichsten Fabrikstädte England's. — Die Ansicht von Swansea mit seinem Wald rauchender, thurmhoher Essen ist charakteristisch und gibt ihm von weitem ein wahrhaft vulkanisches Ansehn.

CCCXXIX. Die Ruinen von Carthago.

Adieu, belle France! rief mein französischer Koch, die Augen unverwandt nach der fliehenden Küste seines Vaterlands gerichtet. Leuchtend im Glanze der Morgensonne erhoben sich in der Ferne die Thürme der Tochterstadt Carthago's. Ihre von den felsigen Höhen herunter blickenden Forts, der Mastenwald im Hafen, die Kriegsschiffe auf der herrlichen Rhede, boten ein prachtvolles Schauspiel dar. Es dauerte nicht lange. Mit jedem Augenblicke wurden die Gegenstände am Strande undeutlicher, und bald hatte sich jener majestätische Anblick in den ermüdenden einer weiten Wasserwüste verwandelt. Unser Dampfschiff, das den neuen französischen Consul von Marseille nach Tunis führte, war von jenen größern eins, welche die Kraft der französischen Marine jetzt so bedeutend verstärken und der Regierung bei ihrem Verkehr mit Afrika so nützlich sind. Der Leviathan führte eine Maschine von 600 Pferdekräften, hatte 3 Masten und war als Corvette gerüstet. Außer dem Consul, dessen Familie und Dienerschaft bestand unsere Reisegesellschaft aus einigen jungen Gelehrten und Ingenieurs, die im Auftrage der französischen Regierung das Land durchforschen sollten, und einem halben Dutzend Marseiller Kaufleuten, jungen Männern von guter Familie und gut unterrichtet. Die fröhlichste Stimmung belebte die ganze Gesellschaft, und der Consul detachirte einen Diener in seinen Flaschenkeller, um bei einem Korbe des besten Bordeauxweins seine Gefährten zu versammeln, und noch einmal das Andenken an das schöne Frankreich, dessen Gestade längst schon in Wasser und Nebel verronnen waren, recht lebhaft in uns aufzufrischen.

Die ersten Stunden einer Seereise sind stets die heitersten. Die ganze Seele ist in Spannung. Man ist des Anblicks einer unermeßlichen Wasserfläche noch nicht müde geworden, und das ewige, eintönige Wogengeräusch dünkt einem noch Musik. Die Reiselust glüht so lebendig, die Phantasie malt jene neuen Länder, die wir nun bald sehen sollen, mit den schönsten Farben aus. — Doch schnell ändert sich die Scene. Bald tritt ein dunkles Mißbehagen über das Schaukeln des Fahrzeugs ein; leichte Anwandlungen von Schwindel folgen, der Appetit vergeht, die Helle des Geistes schwindet. So ging es auch uns. Immer matter wurde die Unterhaltung. Einzelne taumelten auf und nach dem andern Ende des Decks, und die Anfangs lachten über die blassen, schwankenden Genossen, verstummten einer nach dem andern. Es war ein Mitleid erregender Anblick, diese kurz vorher noch so blühenden Gestalten, welche der ausgelassensten Lustigkeit sich überlassen hatten, jetzt mit kreideweißen Lippen hinfällig allenthalben auf dem Verdeck

DIE RUINEN VON CARTHAGO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Stadt-
bücherei
Elbing

umher liegen zu sehen. Das Feuer ihrer Augen war erloschen, alle Kraft von ihren frischen Gliedern gewichen, die mit kaltem Schweiß bedeckten Gesichter schienen den nahen Tod zu verkündigen. Erst als sich die Körper durch stundenlanges Würgen völlig entleert hatten, trat ein besserer Zustand ein, und die Abgematteten taumelten nun den Cajüten zu, um in den Armen des Schlafs Genesung zu erwarten. — Dem so lärmend begonnenen Tage folgte die tiefste Stille der schönsten Nacht. Ich, abgehärtet durch so viele Seereisen, hatte keine Lust, zu den stöhnenden und schnarchenden Gesellen hinab zu kriechen, und blieb auf dem Verdecke sitzen, das mondbeleuchtete Meer zu betrachten, dessen aufhüpfende Goldwogen einer unermeßlichen Schaar von Sirenen und Nixen glichen, die ihre Klagen durch die Lüfte flüsterten. Ich dachte zuerst und lange Zeit an die Heimath, dann an das Ziel meiner Reise, an Carthago und dessen Geschicke, und an Den, dessen Geist vom Urbeginn an brütend über dem Ocean der Geschichte schwebt und den Kreislauf seiner Fluthen leitet. Vom Lichtglanz der Wellen geblendet, hatte ich die Augen schlummernd geschlossen und schwere, wilde Träume hielten mich umfangen. Mir war's, als zögen mit jedem Athemzuge Schauer-Geister der Tiefe aus und ein, Titanengezücht, das sich in der Kammer meiner Seele bekämpfte, festkrallte, und, in Knäueln verstrickt, wieder hinaus sich wälzte, in den Abgrund hinunter, wo es noch lange tobte, bis bleiche Riesengebeine der Erwürgten auf den Wellen rollten, die sich als Dünen an das Gestade legten. Und auf jedem der Riesenknochen stand mit großen Lettern der Name eines Volks — bekannte Namen vergangener und lebender, und unbekannte künftiger. Da schlug die Schiffsuhr zwölf, und ehe sie ausgeschlagen, war der gräßliche Alp geflohen und seine Last von mir gewälzt. Betäubt und erschöpft wankte ich hinab zur Kajüte und sank auf meiner Matratze in erquickenden Schlaf.

Am andern Morgen war Alles frisches Leben, und das Wehe der Seekrankheit vergessen. Der Wind bließ aus vollen Backen, alle Segel waren ausgebreitet, so daß die Masten krachten unter des gefangenen Windes Last — wir flogen. — Eben hatten wir uns zu einem derben Frühstück versammelt, als der Ruf: Land! Alles in freudige Bewegung setzte. Jeder drängte sich dem Vordertheile zu, wo in der That, nur wenige Seemeilen fern, die grünen Ufer der Insel Minorka aus der blauen Meerfluth auftauchten. Wir Alle labten uns herzlich an diesem Anblick, denn wir fingen nachgerade an, der See mit ihrem ewigen Einerlei satt zu werden. Bald erschienen auch die Thürme und Häuserreihen der Stadt Mahon, welche am Ende ihrer weiten Bucht, die alle Flotten Europa's aufnehmen könnte, anmuthig hinter Orangenwäldchen und Gärten hervorlacht. Der eigentliche Hafen ist klein, aber vortrefflich und durch ein Fort geschützt. Nach Abgabe einiger Briefe und einem kurzen Besuche des französischen Viceconsuls setzte unser Schiff seine Fahrt nach Afrika fort. Noch vor Einbruch der Nacht hofften wir die Küste des Welttheils zu erspähen, so schnell fuhren oder flogen wir vielmehr bei dem günstigen Winde. Vergeblich; die Küste wollte nicht sichtbar werden, und wir legten uns verdrießlich zu Bette.

Um 3 Uhr weckte uns ein Kanonenschuß, dem im Nu drei andere folgten. Alles eilte auf's Verdeck. Die Winde schwiegen, die Ruder rauschten nicht mehr; die Luft war schwül und eine bange Grabesstille herrschte rings umher. Wir waren auf der Rhede von Tunis angekommen. Vor uns flammte die Fackel des Leuchtthurms, und darüber starrte, wie ein ungeheuerer grauer Todtenhügel, das steinerne Amphitheater der alten Piratenstadt mit ihren beiden Castellen uns an. Bald erschien eine Schaluppe mit den Beamten des Dey, begleitet von mehren Nachen, von halbnackten Arabern gerudert, die uns mit unserm Gepäcke aufnahmen und dem Hafen zuführten. War es ein Traum? in der nächsten halben Stunde schon stand ich auf dem Boden von Afrika. Wir hatten das mittelländische Meer in seiner größten Breite durchfahren, und doch lagen zwischen meinem letzten Frühstücke in Marseille und dem ersten Mittagsmahle in Tunis nur zwei kurze Tage.

Meine Geschäfte waren in wenigen Stunden abgethan, und am nächsten frühen Morgen trabte ich, in Begleitung meines Dieners und eines Arabers, als Führers, der Gegend zu, wo das große Carthago gestanden, jene Stadt, bei deren Namensklang das mächtige Rom so oft erzittert; Carthago, das Britannien der alten Welt, das über gewaltige und tapfere Heere, über zahlreiche Flotten, über den Handel der Welt geboten, das mit seinen Colonieen ferne Gegenden bevölkert, und dessen Herrschaft einst Afrika, Spanien, Sardinien, Corsika, Sicilien, und den größten Theil Italiens umfaßt hatte. Ich war darauf gefaßt, nur wenige Spuren seiner einstmaligen Größe zu finden, denn allzuoft hatten es furchtbare Geschicke und entsetzliche Verheerungen getroffen; aber das Herz sank mir in die Brust, als ich, einen Hügel besteigend, von dessem Gipfel man die ganze umliegende Gegend bis an den Saum des Meeres übersieht, nichts gewahr wurde, als eine Menge kleiner, am Ufer hin zerstreuter, unförmlicher, halbverwitterter Massen Mauerwerks. So vollständig sind alle Zeichen des Glanzes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt, welche im Drama der Weltgeschichte eine so große Rolle spielte, verschwunden, daß sogar ihr Name den gegenwärtigen Bewohnern des Landes unbekannt ist. Einige armselige Hütten unstäter Araber und Fischer sind auf der anderthalb geographische Quadratmeilen großen Fläche, welche die alten Stadtmauern umringten, die einzigen Wohnungen, und der Raum, welcher durch die Gegenwart von einer Million gewerbfleißiger und kriegerischer Einwohner belebt war, ist so stille wie das Grab. Kein Baum, kein Strauch, keine lebende Seele ist hier zu erblicken, sieht man nicht zuweilen einen Soldaten, der von dem Fort kömmt, oder dahin zurückkehrt, oder die einsame und bewegungslose Gestalt eines arabischen Hirten, der auf den Trümmern irgend eines alten Palastes, oder Tempels stehend, seine Heerde hütet; — kurz, Verödung und Schweigen theilen sich in die unbestrittene Herrschaft über die ganze Landschaft, deren Anblick die Seele mit tiefer Wehmuth und mit erschütternden Betrachtungen anfüllt. Auf dieser Trümmerstätte erscheint die große Vergangenheit wie ein leerer Traum, der in's nüchterne Wachen verwirrt und verwirrend herüber gaukelt. —

Die Geschichte des alten Carthago gehört jenem Zeitraume an, in welchem sich die Weltreiche der Perser, Macedonier und Römer nach einander bildeten. Mit Rom rang Carthago erst nebenbuhlerisch um die Weltherrschaft, dann heldenmüthig um die eigene Freiheit und Selbstständigkeit. Es ist dieser Kampf eine der herrlichsten Episoden in der Geschichte der alten Völker.

Carthago, früher als Rom, war eine Pflanzstadt der Phönizier; der Sage nach gründete sie Dido, des Belos, Königs von Tyrus Tochter, etwa 900 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Schon 300 Jahre zuvor war Utica als phönizische Niederlassung an der afrikanischen Küste entstanden.

Nicht sowohl durch die Waffen, als durch Handelsthätigkeit und Klugheit befestigte und erweiterte sich der junge Pflanzstaat. Mit seiner großen Mutter, Tyrus, in engster Verbindung, von ihr unterstützt und durch fortwährenden Zuzug frischer Ansiedler gekräftigt, sandte er bald selbst Colonieen aus, und Carthager bedeckten schon in den ersten 3 Jahrhunderten nach der Gründung ihrer Stadt die Küsten von Nordafrika, von Südspanien und die Inseln im Mittelmeere mit ihren Faktoreien: Ivica, die Balearen, Corsika, wo sie mit den Etruskern in Verbindung kamen; Sardinien und die Westküste Siciliens wurden von ihnen besetzt. Landeinwärts dehnten sie ihre Handelsverbindungen bis nach Aethiopien und zum Senegal aus. Die Reichthümer zweier Welttheile sammelten sich in ihren Mauern auf, und bald erregte ihr Gedeihen selbst den Neid von Sidon und Tyrus. Vorzüglich war es der atlantische Ocean, der dem waglichen Speculationsgeiste ein neues, unermeßliches Feld öffnete. Im Jahre 570 v. Chr. wurden Himilco und Hanno mit Entdeckungs-Expeditionen ausgesendet; jener zur Untersuchung der atlantischen Meere und Länder nordwärts, dieser, um die Oceane südwärts zu befahren und auf der afrikanischen Westküste Faktoreien zu gründen. — Die damalige Zerstörung der phönizischen Städte durch Nebukadnezar war für Carthago von den bedeutendsten Folgen. Tausende aus dem Mutterlande flüchteten mit ihren Reichthümern, ihren Kenntnissen und ihren Schiffen zur afrikanischen Tochter, und während sich so die Hülfsquellen der Colonie vermehrten, ward diese, der politischen Stützen in Phönizien beraubt, genöthigt, als selbstständige Macht sich geltend zu machen und zur Behauptung des eigenen Besitzes in fernen Ländern, und zur Beschützung ihres Handels Kriegsflotten auszurüsten, Festungen zu bauen und Waffenplätze zu errichten. Carthago übernahm die Rolle, welche bisher Tyrus behauptet hatte und betrachtete das Mittelmeer als sein rechtmäßiges Gebiet. Aus den Reibungen, welche eine so gänzlich veränderte Richtung in den äußern Beziehungen entwickelte, entstanden Fehden, und 536 v. Chr. lieferte eine Carthagerflotte den Phokäern das erste Seetreffen im sardischen Meere. Von diesem Zeitpunkte an sehen wir Carthago als eroberndes Handelsreich und mit den Ansprüchen auf Alleinherrschaft zur See auftreten. Bald erscheint es gewaltig und furchtbar. Fort und fort erlangt es neue Gebiete mit dem Blute fremder Söldner, die zu Hunderttausenden zu werben seinem Reichthume ein Leichtes war.

Auf das um diese Zeit emporkommende Rom hatte Carthago frühe das Auge geworfen. — Durch zwei Handels- und Schifffahrtsverträge, die es 508 und 344 vor Chr. mit Rom abschloß, anerkannte letzteres förmlich Carthago's Ansprüche auf das Recht, alle Meere ostwärts vom afrikanischen Cap Merkur ausschließlich zu beschiffen. Der Carthager Gebiet in Afrika dehnte sich aus bis an die Sahara; es schloß über 300 größere Städte ein. Sicilien, das reiche, blühende, reizte zunächst ihre Eroberungsgier, welche die inneren Zwistigkeiten der dortigen griechischen Colonien begünstigten. Aber hier stießen sie auf die Macht Griechenlands selbst, das seinen Töchtern Hülfe sandte. Das starke Syrakus nahm dem punischen Namen einen Theil seiner Schrecken. Fast zwei Jahrhunderte lang kämpften die griechischen Städte unter wechselndem Erfolg um die Behauptung ihrer Unabhängigkeit. Diese Kriege, von Seiten Carthago's mit ungemessenem Aufwand durch fremde Söldner geführt, vergeudeten die Kraft des Staats, welcher bald mit einem neuen, furchtbarern Feinde sich messen sollte.

Rom rüstete wider Carthago, und bei Messina geschah der erste Zusammenstoß. Rom hatte das Recht der Durchfahrt durch die sicilische Meerenge vergeblich gefordert, und aus dieser Weigerung erwuchs zwischen den rivalisirenden Völkern jener erbitterte Kampf um die Weltherrschaft, der nur mit dem Untergange des einen oder des andern endigen konnte. Er wurde entschieden durch die drei punischen Kriege.

Der erste, der vier und zwanzig Jahre gedauert hat, (von 264—241 vor Chr)., gab Carthago einige nichts entscheidende Siege, kostete ihm mehre Niederlagen, viele hunderttausend Krieger, 500 Kriegsschiffe, die Herrschaft zur See, das Monopol des Handels und einen schimpflichen Frieden, durch den der Staat ganz Sicilien nebst allen zwischen Italien und Afrika gelegenen Inseln an Rom abtrat und diesem sich zur Zahlung von 3200 Talenten verpflichtete. Das Maaß so großen Unglücks zu häufen, kehrten die eigenen Soldtruppen gegen die Gedemüthigte, als sie, erschöpft, die rückständige Löhnung nicht pünktlich abzahlen konnte, das Schwert und brachten ihr neue schwere Verluste und die größte Gefahr. Darauf folgte durch die Empörung der afrikanischen Vasallenstaaten der libysche Krieg, welcher, nachdem er drei Jahre im Herzen des Carthagerreichs gewüthet, nur mit den größten Anstrengungen durch Hamilkar gedämpft werden konnte. Daß nach so vielen Unfällen Carthago noch den Muth besaß, Rom ein zweites Mal zum Kampfe auf Leben und Tod herauszufordern, machte die Welt erstaunen. Es nahmen die Römer den Fehdehandschuh freudig auf, denn sie hofften, die Gehaßte leicht zu zermalmen. So entstand der zweite punische Krieg, und er brach aus im Jahre 218 vor Chr.

Dießmal hatte sich Rom verrechnet. Was Carthago in einer drei und dreißigjährigen Periode voller Niederlagen und Unglück an Kraft und Macht verloren hatte, Länder, Flotten, Handel, Herrschaft der Meere und den Schrecken des Namens, ersetzte ein einziger Mann — Hannibal, der größte Feldherr des Alterthums.

Den Vorwand zum Kampfe gab der traktatwidrige Angriff Carthago's auf Sagunt, der Bündnerin Roms, welche Hannibal nach heldenmüthiger Vertheidigung vernichtete. Rom, damals auf seiner Ostgrenze beschäftigt, erklärte sogleich der Verwegenen den Krieg. Da ergriff Hannibal den wahrhaft großen Gedanken, seine Waffen in das Herz des Römerreichs zu tragen und den übergewaltigen Todfeind zu vernichten, ehe dieser seine Kräfte zu sammeln vermöchte. Mit 59,000 Mann überstieg er die Pyrenäen, durchstürmte, wie ein Orkan Alles vor sich niederwerfend, das südliche Gallien und mitten im Winter, unter fortwährenden Kämpfen und auf unbekannten, ungebahnten Pfaden, führte er sein Heer über die großen penninischen Alpen, deren Schrecken vor ihm noch selten ein Wanderer, niemals ein Heer getrotzt hatte; und nicht mit leichtem Fußvolk allein, auch mit schwerbewaffneten zu Roß und mit Elephanten. 15 Tage dauerte der Uebergang, der die Hälfte des Heeres kostete. Als Hannibal in der Ebene Italiens anlangte, hatte er nur 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter übrig. Mit diesem Häuflein zog er gen Rom, das 150,000 waffentragende Bürger zählte, wagte er die Eroberung des größten aller Reiche, das 600,000 Streiter rüstete. In ungeheuern Schlachten mußte Rom's beste Heereskraft verbluten; bei Cannä blieben 45,000 römische Bürger, die Blüthe der Ritterschaft, die Senatoren, die Konsuln. Die unterjochten Völker fielen von Rom ab, die Hauptstadt zitterte, ihre Vernichtung schien gewiß. Da kam ihr unverhofft Hülfe aus Carthago selbst; denn voll kleinlicher Eifersucht auf die Größe Hannibal's verweigerte der Carthaginensische Senat in dem entscheidenden Momente, wo es galt, den Koloß Rom mit einem letzten Schlage zu zermalmen, die nöthigen Verstärkungen, und Hannibal, durch so viele Siege erschöpft, sah sich genöthigt, statt dem bedrängten Rom das Schicksal Sagunt's zu bereiten, im südlichen Italien Winterquartiere zu beziehen. Damit wendete sich das Geschick Rom's, Carthago's, der Welt. Hannibal und sein edler Bruder und Mitfeldherr, Hasdrubal, fanden in Rom's neuen Heerführern Gegner, ihrer werth, und während in der Metaurischen Vernichtungsschlacht bei Sena ganz Oberitalien verloren ging, trugen die Scipionen die römischen Siegesadler nach Afrika und bis unter die Mauern von Carthago. Dieses rief nun Hannibal aus Italien zurück, welcher, selbst noch unbesiegt, mit seinem kleinen Heere im verschanzten Lager in einem Winkel Apulien's stand, wie ein grimmiger Löwe nur auf den günstigen Augenblick lauernd, wo er Rom von Neuem angreifen könnte. Traurig gehorcht der Held dem Hülferuf des Vaterlandes und verläßt seufzend den sechzehn Jahre lang so kühn und beharrlich behaupteten Schauplatz unsterblicher Thaten. Bei seiner Ankunft in Afrika sammeln sich um ihn die Trümmer der in so vielen Niederlagen zerstreuten carthagischen Truppen. Er vereint sie zu einem Heere und lagert es bei Zama.

Aber Hannibal berechnete die Chancen eines letzten Kampfes mit der letzten Kraft Carthago's, und sah ein, wie wenig ihm blieben zum Siege. Aus einer Niederlage mußte die Vernichtung seines Vaterlandes unvermeidlich folgen, und großherzig sich selbst und den geschworenen ewigen Haß gegen Rom verleugnend, bot er Rom

den Frieden an und die schwersten Opfer. Alles carthagische Land außer Afrika sollte den Römern seyn. Vergebens. Die Schlacht bei Zama wurde geschlagen, und geschehen war's um Carthago, um die Freiheit der Welt.

So endigte der zweite punische Krieg. Der von Rom diktirte Friede entwaffnete Carthago und erniedrigte es zum Vasallen. Es mußte, bis auf ein kleines Gebiet in Afrika, alle Besitzungen und Colonieen abtreten, die ganze Kriegsflotte ausliefern, 10,000 Talente bezahlen und hundert seiner vornehmsten Bürger nach Rom schicken als Geiseln für künftige Treue.

Fünfzig Jahre vergingen. Carthago, obschon der Macht als Staat beraubt, blühete noch durch Handel und Reichthum wie keine andere Stadt der Erde; es zählte $^3/_4$ Million Einwohner, also fast so viele als Rom selbst. Da beschloß das letztere, müde des eifersüchtigen Bewachens der Todfeindin, sie zu erdrücken. Der Vorwand war bald gefunden. Rom erklärte der Vasallin höhnend den Krieg. Schon stand die Exekutionsarmee mit den Konsuln in Sicilien zur Ueberfahrt nach Afrika gerüstet, des letzten Winks vom Senat gewärtig. —

Die geängstigten Carthager boten, den Sturm zu beschwören, demüthig ihre Unterwerfung an. Sie schickten 300 ihrer edelsten Bürger als Geiseln nach Rom und die Erklärung: sie harreten der Befehle des Senats, was weiter geschehen solle; sie würden in Allem gehorchen. Die Geiseln kamen; die Konsuln gingen nach Afrika. Sie forderten Auslieferung der Schiffe, der Waffen, des Kriegsgeräths. Die Carthager gehorchten. Darauf gebot Rom: niederreißen sollten die Carthager ihre herrliche Stadt und bauen eine andere, weit weg vom Meere und ohne Mauern.

Jetzt loderte der Muth der Verzweiflung auf. Der Welt sollte gezeigt werden, was ein auf's äußerste gebrachtes Volk vermöge. — Was man eben hingegeben, das Daseyn zu erkaufen, das schuf die erfinderische Verzweiflung von Neuem. Doch hier schildere ein Besserer*) als ich! „Das Gebälke der Wohnungen wurde zu Schiffen verarbeitet, alles Metall in Häusern und Palästen, Tempeln und Gräbern zu Waffen. Weiber gaben ihr Geschmeide zu Pfeilen hin, ihr Haupthaar zu Bogensennen; Kinder, Sklaven, Verbrecher wurden bewaffnet, die Verwiesenen zurückberufen und statt einer wehrlosen Stadt fanden die erstaunten Römer ein Kriegslager, statt unterwürfiges Flehen tobende Kampfbegeisterung."

„Gegen die sieggewohnten Legionen hielt sich die hülflose Stadt bis in's dritte Jahr. Mehre konsularische Heere wurden geschlagen. Da sandten die Römer den edlen Scipio mit gewaltiger Macht, den ungleichen Kampf zu beendigen. Die Carthager thaten mehr, als glaublich ist. Der Hafen wurde durch einen Damm gesperrt; wun-

*) Rotteck; Weltgeschichte, II. Bd.

derbar schnell wurde eine neue Mündung gegraben und der Feind durch eine neue Flotte erschreckt. Zwei Mauern waren gefallen; die dritte hielt. Die Carthager wurden überall geschlagen, zurückgeworfen, abgeschnitten von aller Zufuhr. Man trotzte dem Hunger, wie den Schrecken des Kriegs. Endlich drang Scipio bei Nacht in den innersten Hafen; der untere Theil der Stadt wurde genommen; die obere Stadt und die Burg (Byrsa) ergaben sich nicht. Da stürmte Scipio sechs Tage und sechs Nächte lang; in allen Straßen, Plätzen, Häusern floß Blut. Unermüdet, furchtbar stritten die ausgehungerten Bürger gegen die immer nachrückenden frischen Legionen Rom's, bis die letzten Kräfte schwanden. Am siebenten Tage baten einige Abgeordnete um Gnade. Gern hätte Scipio sie Allen ertheilt. Aber nur 50,000 Menschen aus einer Stadt, welche 700,000 zählte, nahmen sie an und zogen in jammervoller Gestalt nach Scipio's Lager. Die Uebrigen, in wilder Verzweiflung, stritten fort, zündeten die Stadt an und tödteten sich selbst in ihren Häusern, Tempeln, über den Gräbern der Väter. Die Gattin des carthaginensischen Feldherrn Hasdrubal, der, weniger groß, Gnade angenommen hatte, stürzte sich von dem letzten Halt der verzweifelnd Kämpfenden, von den Zinnen der Burg, mit allen ihren Kindern in die Flammen! Siebenzehn Tage brannte die herrliche, übergroße, unglückliche Stadt; die Römer, auf des Senats Befehl, schleiften die Trümmer."

„So verschwand von der Erde, nachdem es hundert und zwanzig Jahre mit Rom gewaltig gestritten, das weitherrschende, dem Handel freundliche Carthago, Stadt und Volk, groß in ihrer Blüthe, im Falle noch größer." —

Andere Orte keimten in spätern Zeiten auf der Stätte, blühten eine Zeitlang und vergingen wieder; aber ein Carthago erstand nie wieder. Cajus Grachus erbaute eine Junonia; Augustus schickte 3000 Ansiedler dahin und machte eine **Colonia Carthaginiensis** daraus. Marcus Aurelius wandte große Summen auf deren Verschönerung und die beiden Gordiane erhoben sie sogar, — sonderbares Geschick! — während ihrer ephemeren Herrschaft, zur Hauptstadt des römischen Reichs. Im Jahre 312 nach Chr. wurde sie von Maxentius niedergebrannt, dann nothdürftig wieder aufgebaut, 439 von Genserich erstürmt und zur Hauptstadt des Vandalenreichs erklärt, 585 aber von Belisar erobert und auf's Neue zum Schutthaufen gemacht. Justinian baute sie wieder auf und nannte den Ort Justiniana. Er schleppte 44 Jahre ein schwächliches Daseyn hin, bis 647 nach Chr. die Araber unter Anführung Hassan's, Feldherrn des Kalifen Ben Merwan, ihn gänzlich zerstörten. Seitdem ist die Trümmerstätte unter der Herrschaft der Moslims geblieben, die zwei kurzen Perioden ausgenommen, wo Tunis von den Franzosen unter dem heiligen Ludwig (1270) und von den Spaniern unter Karl v. (1535) besetzt war.

Dieser Abriß von den Schicksalen Carthago's erklärt genügend, warum sich so wenige seiner Reste bis auf den heutigen Tag erhalten haben und kein einziges durch Masse imponirt. Die ziemlich ansehnlichen Trümmer einer

Wasserleitung, nahe der Stätte des alten Carthago, ist jedenfalls ein späteres Werk aus der Römerzeit. Doch läßt sich aus dem Vorhandenen noch ziemlich genau auf die Größe der punischen Stadt schließen, so wie auch die beiden Häfen, durch einen weit in das Meer reichenden Molo oder eine Landzunge geschieden, deutlich zu erkennen sind. Nach den Angaben der Alten betrug der Umfang Carthago's fast 4 deutsche Meilen, und noch ist dieser Raum mit unzähligen Fragmenten von Substruktionen, Säulenstücken ꝛc. bedeckt. Wo die Burg und der Haupttempel gestanden, ist jeder Stein, den man aufhebt, ein Stück seltnen Marmors, Serpentin, Giallo Rosso, Verdantico, Jaspis, Porphyr ꝛc. — Diese kleinen Bruchstücke und der, wie einige Ausgrabungsversuche nachweisen, thurmhohe Schutt, der die Gegend bedeckt, sind Alles, was noch übrig ist von Carthago's Prachtgebäuden, von jenen Riesentempeln zum Beispiel, zu welchen, wie zu dem des Aeskulap, nach Livius Berichten, 60 Marmorstufen emporführten; und von jener Burg, deren Souterrains Quartiere für 24,000 Mann, Stallung für 6000 Pferde und 300 Elephanten, und die Magazine für die Ernährung von 200,000 Mann auf 2 Jahre enthielten. Daß für Ausgrabungen diese Trümmerstätte ein ergiebiges Feld darbietet, ergibt sich aus der Art seiner Zerstörung und aus dem Umstande, daß Scipio noch einen Werth von vielen Millionen aus ihren Ruinen sammelte. —

Lassen wir die Alterthumsforscher nach punischen Inschriften, Scherben und Schätzen suchen, wir suchen solche nicht auf Carthago's schweigsamem Friedhofe. Aber die nämlichen großen Züge, die uns in Tyrus', Theben's, Palmyra's Ruinen begegneten, finden wir auch hier wieder, und in jeder Handvoll Erde, in welcher der Staub vom Palast des Reichen und von des Armen Hütte, die Asche des Großen mit der seines untersten Sklaven gemischt ist, lesen wir die ewige Wahrheit wieder, die den Menschenfreund entzückt, den Tugendhaften erhebt und dem Schlechten, dem Unterdrücker und Tyrannen jeglichen Genuß vergiftet. —

Inhaltsverzeichniſs

des ſiebenten Bandes.

47 Ansichten und Beschreibungen, nämlich:

Napoleon's Grab ..... Seite 3
St. Helena ..... = 5
Berlin: (Innere Ansicht) ..... = 9
Berlin: (Königliches Schloß) ..... = 13
Canton ..... = 17
Czaratzina ..... = 27
Die neue Londonbrücke ..... = 28
Göthe's Gartenhaus in Weimar ..... = 30
Kiew ..... = 31
Die Heiligen-Gruft in Kiew ..... = 31
Derbyhus in Schweden ..... = 36
Bad Brückenau ..... = 37
Der Dom in Fulda ..... = 39
Palermo ..... = 42
Heckersdorf an der Donau ..... = 48
Hofwyl ..... = 49
Der heilige Kreuzberg der Rhön ..... = 53
Der Kurſaal in Kiſſingen ..... = 58
Hamburg ..... = 60
Schiras in Perſien ..... = 66
Das Brandenburger Thor in Berlin ..... = 67
Der Tempel des Mahadeo ..... = 68
Schmalkalden ..... = 70
Sidney in Neu-Holland ..... = 75
Peking in China ..... Seite 82
Ruine Henneberg ..... = 87
Kiſſingen ..... = 88
Augsburg ..... = 89
Erfurt ..... = 92
Meſſina ..... = 97
Rudolſtadt ..... = 99
Amphitheater in Nismes ..... = 101
Paulinzella ..... = 103
Tegernſee ..... = 105
Götzentempel in Benares ..... = 107
Ofen und Peſth ..... = 109
Ghazipore ..... = 115
Denkmal bei Abach ..... = 116
Frankfurt am Main ..... = 117
Die Walhalla ..... = 125
Mauſoleum Mahommed Chans ..... = 127
Gaſtein ..... = 128
Rio Janeiro ..... = 133
Mailand ..... = 137
Die Rieſenburg ..... = 142
Swanſea ..... = 143
Die Ruinen von Carthago ..... = 144

BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA
59838

ROTANOX
oczyszczanie
X 2008

KD.2907.7
nr inw. 3111